

Ein Jahr in Waffen



Von Wolf Graf v. Baudissin

Ein Jahr in Waffen

von

Wolf Graf v. Baudissin

Mit 26 Abbildungen von A d o l f W a l d

Sechste Auflage

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Nachdruck verboten.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt:

| | Seite |
|--|------------|
| In der Kaserne | <u>1</u> |
| Das erste Vierteljahr | <u>43</u> |
| Kaisers Geburtstag. — Besichtigung. — Die erste Wache. — Die Beförderung | <u>75</u> |
| Korporalschaftsführer. — Felddienstübung. — Der Herr Studiosus. Der beste Schütze. — Die Rattenjagd | <u>118</u> |
| Im Barackenlager. — Verkehr mit anderen Waffengattungen. Scharfschießen. — Zu Unteroffizieren befördert. — Auf Kammer. | <u>165</u> |
| Abkochen im Gelände. — Die Jagd auf einen Urlaubsüber- schreiter. — Alarm. — Die Nachtübung. | <u>194</u> |
| Quartiermacher. — Regimentsexerzieren. — Lustige Geburts- tagsfeier. — Manövers Leid und Freud. — Letztes Biwak. — Zurück in die Garnison. — Abschiedsstunde | <u>211</u> |

In der Kaserne

Es waren am ersten Oktober bei dem Infanterieregiment im ganzen vierzehn Einjährige eingestellt worden, die der Herr Oberst schon am ersten Vormittag zu sehen und zu sprechen wünschte. Nun standen sie auf dem Kasernenhof bataillonsweise geordnet und warteten auf den großen Augenblick, da der Kommandeur erscheinen würde. In fünf Minuten sollte er kommen. Längst schon gingen die Offiziere und Unteroffiziere die Front beständig auf und ab, um immer wieder den Anzug der Einjährigen zu prüfen. Hier zogen sie nochmals den Rock zusammen, damit er in der Taille keine Falten werfe, dort schoben sie das Seitengewehr zurück, damit es auch richtig an der Seite sitze und nicht „mitten vor dem Leib“ baumle, anderen wurde nochmals der Helm geradegesetzt.

„Der erste Eindruck, den ein Mensch hervorruft, ist oftmals für sein ganzes späteres Leben bestimmend,“ ermahnte Leutnant von Dohlen die Einjährigen, die seiner besonderen Obhut anvertraut waren. Der Herr Oberst hatte nämlich befohlen, daß sie nicht später mit den Rekruten zusammen, sondern vollständig für sich ausgebildet würden. Dem Leutnant von Dohlen waren daher drei Unteroffiziere und ebensoviel Gefreite als Ausbildungspersonal zugeteilt worden.

„Immer den Kopf hoch, merken Sie sich das,“ ermahnte der junge Offizier, ein hübscher liebenswürdiger Herr, Ende der Zwanzig, der in seinem ganzen Wesen der Typus des strammen preußischen Leutnants war, aus dessen Augen und sympathischem Gesicht aber auch Milde und Güte sprachen. „Immer den Kopf hoch! Wenn der Herr Oberst Sie nachher nach Ihrem Namen und Beruf fragt, immer laut antworten, nur keine Angst zeigen! Beim Militär ist noch niemand aufgefressen worden; ich garantiere Ihnen dafür, daß auch Sie mit ganz heilen Gliedern davonkommen.“

Aber trotz dieser scherzhaften Ermahnung konnte doch mancher

ein gewisses Gefühl der Beklommenheit und der Unruhe nicht loswerden, das ihn hier in dieser für ihn gänzlich neuen Umgebung befiel. Der große Kasernenhof, die hohen Mauern, die ihn umschlossen, das in einer Ecke des Platzes befindliche Arresthaus, vor dem ein Posten, mit dem Gewehr im Arm, auf und ab schritt, die scharfen und hellen Kommandoworte, die von dem Turnplatz herüberklangen, wo eine Abteilung über die Hindernisbahn ging, das Üben der Spielleute, deren Signale an ihr Ohr tönten, das alles war ihnen neu und fremd.

Wie viel hatte man von den großen Anforderungen gehört, die an die Soldaten gestellt werden, von den Strapazen und Entbehrungen, von den körperlichen Anstrengungen! Manchem war gar nicht wohl zumute, obgleich er sich natürlich, um von den Kameraden nicht ausgelacht zu werden, die größte Mühe gab, recht frisch und froh in die Welt zu sehen und so zu tun, als ob alles, was ihn in dieser Hinsicht erwartete, eine Spielerei sei.

Nur Fritz Köhler stieß seinen Freund Karl Erler, mit dem er zusammen das Abiturientenexamen gemacht hatte und der nun ebenso wie er gleich als Einjähriger eingetreten war, heimlich in die Seite. „Ich wollte, das Jahr wäre erst um und wir wären schon wieder daheim bei Mutter.“

„Laß dich doch nicht auslachen,“ wollte der Freund, der mit Fritz zusammen der zwölften Kompanie zugeteilt war, diesem zurufen, aber er kam gar nicht dazu, denn wenn Fritz auch noch so leise gesprochen hatte, das scharfe Ohr des Offiziers hatte es doch gehört.

„Ruhe im Glied, lassen Sie jetzt gefälligst das Sprechen! Überhaupt haben Sie im Dienst nur dann den Mund aufzumachen, wenn Sie gefragt werden, und auch dann haben Sie jedes unnötige Wort zu vermeiden.“

Erschrocken fuhr Fritz Köhler, ein großer hübscher, wenn auch etwas schwächlicher junger Mensch von neunzehn Jahren, zusammen, und unwillkürlich stammelte er: „Verzeihung, Herr Leutnant, ich habe mir nichts Böses dabei gedacht.“

Aber nur ein neuer Tadel war die Antwort. „Wenn Sie erst längere Zeit Soldat sind, Einjähriger Köhler, dann werden Sie selbst einsehen, daß Ihre Antwort vollständig unmilitärisch

ist. Ihnen das jetzt zu erklären, hätte keinen Zweck; Sie würden es doch noch nicht verstehen."

Bevor sich noch Fritz von diesem zweiten Tadel, der ihm das Blut in die Wangen trieb, erholt hatte, schlug es elf Uhr, und pünktlich auf die Minute trat der Herr Oberst, gefolgt von seinem Adjutanten, auf den Kasernenhof. Das Kommando „Stillgestanden!" ertönte, und so gut oder, besser gesagt, so schlecht es jeder vermochte, nahmen die Einjährigen eine stramme Haltung an.

Leutnant von Dohlen ging auf den Vorgesetzten zu, um diesem Meldung zu erstatten, während die anderen anwesenden Offiziere, die Herren Bataillonskommandeure und Hauptleute, grüßend die Hand an die Mütze legten.

Der Kommandeur nahm die Meldung entgegen, dann schritt er die Front ab.

Oberst von Eckern war ein großer schöner Mann mit starkem schwarzen Schnurrbart und dunklen Augen, die jedem in das Herz hineinzusehen schienen. Er war dafür bekannt, daß er im Dienst sehr hohe Anforderungen stellte, aber er genoß zugleich den Ruf, sehr gerecht zu sein. Seine Leute gingen für ihn durchs Feuer. Er hatte Beweise dafür, daß sie ihm auch noch nach Vollendung ihrer Dienstzeit treue Anhänglichkeit bewahrten.

Jeden fragte er nach dem Namen, Stand und Beruf. Jetzt sprach er mit Fritz Köhler.

„Was wollen Sie später studieren?"

„Jura, Herr Oberst."

„Da werden Sie sich hoffentlich tüchtig Mühe geben, damit Sie es zum Reserveoffizier bringen, denn gerade bei Ihrer Karriere kann Ihnen später das sehr helfen."

„Und was wollen Sie werden?" wandte er sich dann an Fritzens Nachbar, an Karl Erler.

„Kaufmann, Herr Oberst. Wenn ich in einem großen Handelshause ausgelernt habe, will ich in die Kolonien gehen."

„Bravo!" lobte der Kommandeur. „Unsere Kolonien können tüchtige junge Leute gebrauchen, und gesund und kräftig scheinen Sie ja auch zu sein," und mit sichtlich voller Anerkennung musterte er Karls starke kräftige Figur.

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

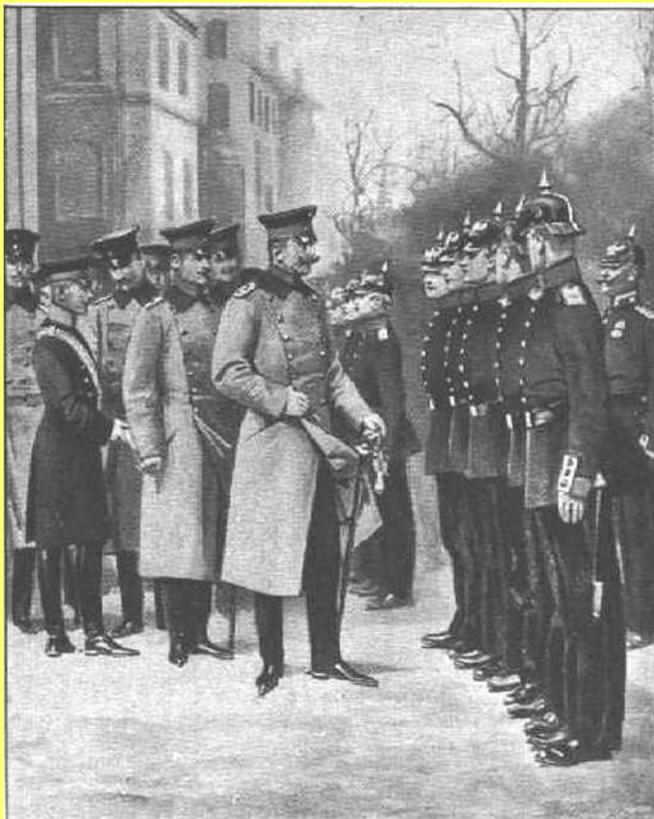
In seiner Aufregung hatte Karl die an ihn ergangene Mahnung, laut zu antworten, zu genau befolgt, denn er reif sein „Zu Befehl, Herr Oberst!“ so stark, daß der Kommandeur unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Na, ganz so laut brauchen Sie denn doch nicht zu sprechen, noch bin ich nicht taub,“ sagte er; aber als er dann Karls verlegenes Gesicht sah, fuhr er wohlwollend fort: „Sie brauchen deshalb nicht gleich zu verzagen, Einjähriger. Überhaupt,“ setzte er mit erhobener Stimme hinzu, so daß alle ihn hören mußten, „ich möchte Ihnen bei dieser Gelegenheit gleich eines sagen: Es ist selbstverständlich Ihre Pflicht, jeden Tadel, den Sie sich zuziehen — und der eine oder der andere Tadel ist ja in der ersten Zeit unvermeidlich — ich will sagen, ich erwarte von Ihrem Ehrgeiz, daß Sie sich jede Ermahnung zu Herzen nehmen und sich die größte Mühe geben, Ihre Fehler und Schwächen abzulegen. Auf der anderen Seite aber dürfen Sie nicht gleich bei jedem strengen Wort den Kopf sinken lassen. Die Anforderungen des Dienstes, die Verantwortung, die auf den Vorgesetzten ruht, denen Ihre Ausbildung anvertraut ist, bringen es mit sich, daß oft ein Wort fällt, das viel härter klingt, als es gemeint ist. Wenn Sie später erst Gefreite sind — und das werden Sie hoffentlich alle werden — und wenn Sie dann junge Leute exerzieren, dann werden Sie selbst sehen, daß auch Sie oft im Dienstefier ein hartes Wort gebrauchen, ohne daß Sie sich etwas Böses dabei denken. Deshalb dürfen Sie auch jetzt nicht immer gleich annehmen, daß man Ihnen mit einem Tadel zu nahe treten, Sie gar kränken oder beleidigen will. Die Absicht liegt allen Ihren Vorgesetzten vollständig fern. Eine gewisse Empfindlichkeit also müssen Sie sich abgewöhnen; nur mit Glacéhandschuhen können wir keinen Untergebenen anfassen, dafür ist es um den Dienst eine zu ernste Sache. Glauben Sie aber trotzdem einmal Grund zu einer Beschwerde oder Klage zu haben, so wenden Sie sich an Ihre Vorgesetzten. Sie können versichert sein, daß dann, wenn Ihre Beschwerde begründet ist, auch Abhilfe geschaffen wird. Dafür bürge ich Ihnen mit meiner Person und meinem Wort!“

Diese kurze Rede des Obersten übte auf alle die beste Wirkung aus. Mit einem Male war der Zusammenhang zwischen den

Vorgesetzten und den Untergebenen hergestellt; man fühlte sich in der neuen Umgebung nicht mehr so fremd. Als sich der Kommandeur nach einer halben Stunde verabschiedete, nachdem er sie alle nochmals ermahnt hatte, ihre Pflicht zu tun und dem Ziel, Reserveoffizier zu werden, nachzustreben, da klang das „Adieu, Herr Oberst“ so warm und herzlich, daß der Oberst merken mußte, er habe sich alle Herzen erobert.

Als der Kommandeur gegangen war, riefen die Bataillonskommandeure die ihnen zugeteilten Einjährigen zu sich heran, um sie auch ihrerseits mit einigen freundlichen Worten zu begrüßen, dann aber auch, um sie ebenfalls zu ermahnen, ihre



„Auch was wollen Sie werden?“ fragte der Oberst den Einjährig-Freiwilligen Karl Exler.

volle Pflicht und Schuldigkeit zu tun, damit sie später nach Beendigung ihrer Dienstzeit auch mit wirklicher Genugtuung und voller Freude auf ihr Einjährigenjahr zurückblicken könnten.

Der Kommandeur des dritten Bataillons, das die Kompanien neun bis zwölf umfaßt und dem somit unsere beiden Freunde Fritz und Karl unterstanden, der Major von Borken, hatte den Ruf, ein sehr liebenswürdiger Herr zu sein, der besonders den Einjährigen gegenüber gern ein Auge zudrückte, um ihnen die

Freude am Soldatenleben zu erhöhen. Daß er es aber trotzdem mit dem Dienst sehr genau nahm, bewiesen die Worte, mit denen er die kurze Ansprache an die seinem Bataillon zugeteilten fünf Einjährigen schloß: „Und nun noch eins: ich weiß im voraus, daß Sie deswegen im stillen sehr schelten werden, aber das läßt mich ganz kalt, denn was ich anordne, geschieht zu Ihrem eigenen Besten, und ich weiß genau, daß Sie es mir später danken. Sie müssen die ersten vierzehn Tage in der Kaserne wohnen — machen Sie nicht solche entsetzten Gesichter,“ fuhr er lachend fort, als er sah, wie die Einjährigen erschrocken zusammenfuhren, „die Sache ist nicht halb so schlimm, wie sie aussieht. Unsere Mannschaften wohnen zwei Jahre dort und fühlen sich dabei wohl und glücklich. Die anderen Herren Bataillonskommandeure verlangen von ihren Einjährigen nicht, daß sie eine Zeitlang in der Kaserne wohnen; das ist mir sehr wohl bekannt, aber ich halte dies trotzdem für Sie sehr nötig. Sie alle haben den Wunsch und den Ehrgeiz — wenigstens setze ich das als etwas Selbstverständliches voraus — später zu avancieren; Sie wollen mit der Zeit Vorgesetzte werden. Da müssen Sie aber auch ganz genau wissen, wie die Untergebenen leben, um später richtig über die Mannschaften urteilen zu können. Von dem Sehen allein lernen Sie das nicht; Sie müssen das praktisch mit durchmachen. Nur dann bekommen Sie einen klaren Einblick in das Leben und Treiben der Mannschaften und in den sogenannten inneren Dienst. Beköstigen dürfen Sie sich natürlich aus eigenen Mitteln, schon deshalb, weil in dem Heeresetat für die Beköstigung der Einjährigen keine Mittel ausgeworfen sind; von dem Arbeitsdienst sind Sie natürlich auch befreit, aber sonst müssen Sie sich schon für vierzehn Tage der Kasernenordnung fügen.“

„Da sind wir ja schön hineingefallen,“ schalt Fritz Köhler, als er etwas später mit seinem Freunde Karl aus der Kaserne wegging. „Ich habe mich so gefreut, gerade zum dritten Bataillon zu kommen, weil der Major sehr nett sein soll, aber nun diese Kasernengeschichte, die hat gerade noch gefehlt“ — und von neuem stöhnte er auf: „Weißt du was, Karl — wenn das Jahr erst um ist und wir wieder zu Hause sind, dann wollen wir aber mal einen frohen Tag zusammen feiern.“

Für einen Augenblick wußte selbst Karl Erler nicht, was er dem Kameraden antworten sollte. Er gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die sich nicht leicht unterkriegen lassen, selbst dem Unangenehmen im Leben eine gute Seite abzugewinnen wissen und schon deshalb stets lustig und guter Dinge sind, weil sie im Kampf mit dem, was ihnen entgegentritt, Sieger bleiben wollen. So leicht konnte ihm nichts seine gute Laune verderben, aber daß er nun vierzehn Tage Kasernenbewohner werden sollte, das wollte ihm nicht recht in den Sinn.

Mit einem Male lachte er dann aber doch plötzlich so hell auf, daß der andere ihn verwundert ansah.

„Worüber freust du dich denn so?“ fragte Fritz erstaunt.

„Ich freue mich unbändig und will dir auch sagen, worauf: auf die Gesichter, die wir heute abend machen werden, wenn wir uns anstatt auf unsere schöne weiche Matratze auf den Strohsack legen und uns die wollene Decke anstatt der Steppdecke bis an die Nasenspitze hinaufziehen. Deine schlechte Angewohnheit, des Abends im Bett noch eine halbe Stunde oder länger zu lesen, wirst du dir abgewöhnen müssen, denn soviel ich weiß, gibt es in den Kasernenstuben keine Nachttische, auf die man seinen Leuchter hinstellen kann.“

„Aber ich kann doch nicht einschlafen, wenn ich nicht wenigstens ein paar Seiten im Bett gelesen habe,“ klagte Fritz.

Wieder lachte der andere lustig auf. „Wart es nur ab, Fritzchen, mein etwas verzogenes Muttersöhnchen! Wart es nur ab! Wenn wir erst in die Geheimnisse des langsamen Schrittes, der Gewehrübungen und der Griffe eingeweiht werden, dann werden dir deine Glieder schön weh tun, und dann wirst du so müde sein, daß du auch ohne Schlafmittel schläfst. Dafür glaube ich dir garantieren zu können, obgleich ich ja in militärischen Dingen auch ganz unerfahren bin. Aber ein Glück ist es doch, daß ich mich entschlossen habe, mit dir zusammen mein Jahr abzudienen; ich glaube, ohne mich hättest du dich hier noch einsamer gefühlt.“

„Ich hätte es überhaupt nicht ausgehalten, Karl,“ und gleichsam um dem Freund zu zeigen, wie er an ihm hing, schob er seinen Arm durch den des Kameraden.

Da tippte ihm jemand von hinten auf die Schulter. Als sie

sich umsehen, blickten sie in das Gesicht ihres Offiziers, des Leutnants von Dohlen.

Der erste Gedanke, den beide hatten, als sie vor dem Leutnant standen, war: „Da müssen wir schnell Front machen.“ Sie ließen sich gegenseitig los und einer drängte den anderen auf den Fahrdamm, um dort die vorschriftsmäßige Stellung einzunehmen.

„Lassen Sie das doch, meine Herren,“ meinte der Offizier leutselig. „Front macht man nur, wenn der Vorgesetzte von vorne, niemals aber, wenn er von hinten kommt; das scheinen Sie in der kurzen Instruktionsstunde heute morgen noch nicht richtig erfaßt zu haben. Ich wollte Sie übrigens nur darauf aufmerksam machen, daß Einjährig-Freiwillige sich auf der Straße nicht unterfassen oder gar Hand in Hand gehen. Das wollen wir doch den jungen Damenpensionaten überlassen.“

Mit einem freundlichen Gruße schritt der Offizier weiter, um ebenfalls seine Wohnung aufzusuchen.

„Aber wir sind doch als Pennäler auch immer so gegangen,“ sagte Fritz, als der Leutnant außer Hörweite war, „da hat doch kein Mensch etwas Unpassendes darin gefunden. Warum dürfen wir das jetzt nicht mehr? Darin läßt sich doch nichts Unschickliches finden!“

„Zwischen einem Primaner und einem Einjährig-Freiwilligen scheint in vieler Hinsicht doch ein sehr großer Unterschied zu bestehen, der uns wohl noch oft genug klargemacht werden wird,“ meinte Karl. „Aber nun wollen wir etwas schneller gehen, denn allzuviel Zeit haben wir bis zum Nachmittagsdienst nicht mehr. Ich bin nur begierig, was Frau Krause sagen wird, wenn sie erfährt, daß wir sie gleich wieder auf vierzehn Tage verlassen.“

Frau Krause war, wie sie sich selbst nannte, eine privilegierte Einjährig-Freiwilligen-Mutter. Seitdem sie ihren Mann, einen früheren Feldwebel, durch den Tod verloren hatte, vermietete sie zwei Zimmer ihrer kleinen Wohnung jahraus und jahrein an Freiwillige, die alle bezeugten, daß man bei ihr ausgezeichnet aufgehoben sei. Die Frau war von militärischer Pünktlichkeit und Sauberkeit, zuverlässig und hatte für alle militärischen Leiden und Schmerzen ihrer Mieter das richtige Verständnis. Ja, nötigenfalls hatte sie sogar stets ein Trostwort für ihre Einjährigen bei der Hand.

Fritz und Karl waren sehr froh gewesen, als sie die hübsche Wohnung, die kaum zehn Minuten von der Kaserne entfernt lag, durch die Vermittlung des früheren Mieters zu einem billigen Preis erhalten hatte, schon deshalb, weil es ihnen dadurch möglich wurde, zusammen zu wohnen.

In der nur wenige Stunden entfernten kleinen Provinzialstadt, die keine Garnison besaß, waren sie beide zusammen groß geworden und seit vielen Jahren eng befreundet. Fritz war der Sohn eines Steuerrates, Karls Vater war ein Kaufmann. Beide hatten viele Jahre nebeneinander auf der Schulbank gesessen und nach glücklich bestandenem Abiturientenexamen beschlossen, gleich ihr Jahr abzudienen, damit sie dann für das spätere Studium und die Lehrzeit nicht durch ihre Militärpflichten gehindert würden. Vielleicht hätten sie aber trotzdem noch etwas mit dem Dienen gewartet, wenn Karl nicht darauf gebrannt hätte, gleich Soldat zu werden, weshalb er Fritz überredete, seinem Beispiel zu folgen.

Angeblich hatte er dadurch, daß er jetzt eintrat, dem Freunde ein Opfer gebracht, während er in Wirklichkeit die treibende Kraft war, daß sie schon jetzt dienten. „Du sollst mal sehen, Fritz, du wirst ein ganz anderer Mensch werden. Du bist nun einmal von Haus aus etwas schwächig; du wirst da eine ganz andere Farbe, eine viel bessere Haltung, vor allen Dingen aber viel mehr Selbstvertrauen bekommen. Und wenn du erst später Student wirst, dann imponierst du den anderen schon deshalb, weil du dein Jahr bereits abgedient hast.“

Der Abschied vom Elternhaus war nicht leicht gewesen, aber man war ja nur wenige Stunden mit der Bahn von der Heimat entfernt. Die Eltern hatten versprochen, einmal zum Besuch zu kommen, und wenn sie sich als Einjährige gut führten, dann gab es zu Weihnachten, zu Ostern und auch sonst wohl noch einmal Urlaub; da ließ sich die Trennung ertragen.

Seit achtundvierzig Stunden waren sie nun bei Mutter Krause im Quartier. Sie hatten sich gestern und vorgestern die Stadt etwas angesehen, bei dem Militärschneider, der ihnen die Ausrüstung lieferte, die letzten Anproben gehalten, die Sachen in Empfang genommen und waren nun seit heute morgen Soldaten.

Entgegen ihren Erwartungen war Mutter Krause weder überrascht noch betrübt, als sie ihr den Befehl des Majors mitteilten. „Das kenne ich, meine Herren. An dem Schmerz hat schon mancher bei mir sterben wollen; statt dessen ist er aber noch viel gesünder geworden, als er schon vorher war. Ich habe, als mein guter Mann noch lebte, ja auch jahrelang mit ihm in der Kaserne gelebt und kann Ihnen aus gewissenhaftester Überzeugung nur sagen: Die schönste Luft, die es überhaupt nur gibt, ist auf dem Kasernenhof, und die zweitschönste ist drinnen in der Kaserne selbst. Da weht ein gesundes, kräftiges Parfüm; passen Sie mal auf, wie wohl Ihnen das tut. Für Ihre Zimmer brauchen Sie nichts zu fürchten und was Sie von Ihren Sachen nicht mitnehmen, das lassen Sie nur ruhig hier liegen. Bei Mutter Krause ist noch keinem Einjährigen etwas fortgekommen. Mein Ruf bürgt für die Solidität der Firma, wie die Kaufleute das wohl so nennen.“

Fritz war etwas betrübt, daß er bei Frau Krause gar kein Mitleid fand. Er hatte die Empfindung, als würde er das Bevorstehende leichter ertragen, wenn sie ihn mit einigen Trostworten aufzurichten versucht hätte. Karl dagegen stimmte seiner Wirtin ganz bei und gemeinsam machten sich die Freunde daran, das Notwendigste zusammenzupacken. Während sie noch damit beschäftigt waren, erschienen die beiden Putzer, die ihnen vom Hauptmann zugeteilt worden waren, um ihnen die Dienstsachen und die Uniform gegen ein monatliches Entgelt von drei Mark in Ordnung zu halten. Karls Putzer war ein sehr ruhiger ernster Mensch, der seine Arbeit verrichtete, ohne ein unnötiges Wort zu verlieren, während Blasebalg, Fritzens Putzer, den Mund nicht halten konnte. Er war ein armer Bursch, der von Haus aus gar keine Unterstützung bekam, und um ihm einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen, hatte man ihn zum Putzer ernannt. Seiner Dankbarkeit suchte er dadurch Ausdruck zu geben, daß er beständig sprach und immer wieder versicherte, wie er für Fritz sorgen wolle. „Um gar nichts brauchen Sie sich zu kümmern, Herr Einjähriger. Nur den Dienst, den müssen Sie selber tun, aber alles andere besorge ich, und wenn Ihnen einmal das Essen nicht schmeckt, dann brauchen Sie nur zu mir zu sagen: ‚Blasebalg, iß!‘ und dann esse ich es. Ich esse alles, Herr Einjähriger.“

„Sie scheinen mir ein recht habgieriger Mensch zu sein,“ schalt Frau Krause, die das Einpacken durch die Burschen überwachte. „Na, so viel sage ich Ihnen schon heute, wenn Sie erst später hier ein und aus gehen und dann meine Küche für das Wohnzimmer halten und meinen Speiseschrank für den Kleiderschrank, Blasebalg, ich sage Ihnen, dann bläst Ihnen aber etwas um den Kopf.“

Aber Blasebalg verstand Frau Krause bald darüber zu beruhigen, daß sie vor seinem Appetit keine Angst zu haben brauche, und nachdem Fritz und Karl sich von ihrer Wirtin mit einem herzlichen Händedruck verabschiedet hatten, gingen beide mit ihm zur Kaserne.

Dort hatte man in dem Kompanierevier auf Stube sieben- undachtzig zwei Spinde für sie freigemacht und zwei Betten für sie vorbehalten. Auch hatten die Putzer schon eine zinnerne Waschschüssel, einen Seifennapf und einen Wasserkrug für sie besorgt, so daß alles für ihren Empfang bereit war. Sowohl an dem Spind (Schrank), wie an dem Fußende ihres Bettes war eine kleine viereckige Karte aus Pappe befestigt, die ihren Namen und ihre Charge trug, so daß beide gleich wußten, wo sie „zu Haus“ waren.

Neugierig sahen sie sich in der großen Stube um, in der außer ihnen noch zwölf Soldaten wohnten und schliefen. Sie glaubten nie etwas Einfacheres gesehen zu haben. Die Wände waren weiß getüncht und weder Bilder noch Tapeten als Schmuck angebracht. An den Wänden standen die hohen schmalen Spinde, in denen jeder Soldat seine Uniformen, Wäsche und Habseligkeiten unterbringt, ihnen gegenüber die Betten, immer zu zweien aufeinandergestellt, um nicht so viel Platz wegzunehmen. Vor den Fenstern standen ein paar blitzblank gescheuerte weiße Tische mit Waschbecken und Wasserkrügen aus Zinn, und auf jedem Schrank lag ein Schemel, der die vier Beine hoch in die Luft reckte. Sonst gab es keinen Schmuck, keine Möbel, keinen Teppich, keinen Nachttisch, wie Karl richtig prophezeit hatte, ja nicht einmal einen Bettvorleger. Aber die Luft war gut, da hatte Frau Krause recht. Durch die großen, weit geöffneten Fenster flutete die laue Herbstluft aus und ein, denn es war ein prachtvoller Tag.

„Glaubst du, daß wir uns hier sehr wohl fühlen werden?“ fragte Fritz den Freund etwas kleinlaut, aber der lachte wieder lustig auf. „Danach werden wir wohl nicht viel gefragt werden. Aber warum soll es uns hier nicht gut gehen? Ich kann mir nicht helfen, ich freue mich schon auf die vierzehn Tage; es ist doch mal was anderes. Man kann in seinem Leben nie genug lernen, und wenn ich später erst in den Kolonien bin, dann werde ich mich gewiß noch sehr oft nach dieser schönen Kasernenstube zurücksehnen. Denn daß es dort einen übertriebenen Luxus gibt, glaube ich nicht.“

Karls Frohsinn gab auch Fritz seine Zuversicht bald wieder, und allzuviel Zeit hatten sie zum Denken auch nicht, denn um zwei Uhr begann der Nachmittagsdienst. Sie konnten nur schnell in die Kantine gehen, um dort ein paar warme Würstchen und ein belegtes Brötchen zu essen.

Im Gegensatz zu den Mannschaftsstuben war die Kantine, wie man den Wirtschaftsraum nennt, in dem die Mannschaften für ein geringes Geld Speisen und Getränke von dem Kantinepächter erhalten, hübsch und behaglich eingerichtet. An Tapeten und bequemen Stühlen, wie man sie in anderen vornehmen Restaurants trifft, fehlte es natürlich auch hier, aber an den Wänden hingen die Bilder des Kaiserpaares, einer Schlachtenzene und einige alte Waffen; der ganze Raum machte einen netten Eindruck. Sogar ein Billard war vorhanden, und verschiedene illustrierte Zeitungen lagen auf.

Fritz und Karl mußten sich mit dem Frühstück sehr beeilen. Das Mittagessen wurde heute ausnahmsweise von den Einjährigen erst um fünf Uhr eingenommen, weil sie über Mittag noch alle beschäftigt waren. In den folgenden Tagen wurde gleich nach Beendigung des Vormittagsdienstes gemeinsam um halb ein Uhr in dem Restaurant ‚zum Erbprinzen‘ gegessen, das der Kaserne gerade gegenüberlag und in dem seit vielen Jahren das sogenannte Einjährigenkasino war.

Um zwei Uhr sollte der Dienst beginnen, aber zehn Minuten vorher mußte angetreten werden. Als erstes begann wieder die Be-sichtigung des Anzuges. Vom Kopf bis zu den Füßen, von vorn und von hinten wurde jeder einzelne gemustert; kein noch so kleiner

Fleck, kein noch so kleiner Staub entging den prüfenden Blicken der Unteroffiziere und Gefreiten.

Fritz und Karl gehörten zusammen mit noch drei anderen Einjährigen, einem Studenten der Rechte, einem jungen Mediziner und einem Ingenieur, zu der Abteilung des Sergeanten Bülle, eines alten Unteroffiziers, dem es Vergnügen machte, sich selbst reden zu hören, und der die geistige Erziehung der Einjährigen für ebenso wichtig hielt wie die militärische. „Der Geist ist alles“ war seine stehende Redensart. Er war ein Original und wußte, daß er eines war, aber trotzdem verlangte er, daß seine Worte sehr ernst genommen wurden.

„Das sage ich Ihnen gleich, meine Herren Einjährigen, alles darf der Soldat, nur nicht lachen, wenigstens nicht im Gliede. Wenn ‚Stillgestanden‘ kommandiert ist, dann steht alles still, sogar die Physiognomie; dann rührt sich nichts, selbst die Augen bekommen den Starrkrampf. Nur der Geist bleibt wach und horcht auf das, was die Vorgesetzten sagen, denn erst durch den Geist dringen die militärischen Kenntnisse in die einzelnen Gliedmaßen, um den Menschen nach und nach zu dem zu machen, was man einen Soldaten nennt.“

Mit dem Erscheinen des Leutnants von Dohlen begann der Dienst, und Sergeant Bülle rief seine Einjährigen zu sich heran. „Zunächst müssen wir nun die Stellung lernen. Die stramme Haltung ist die Hauptsache, denn ein Zivilist hat überhaupt keine Haltung, wenigstens keine vorschriftsmäßige. Alles, was mit dem Reglement unvereinbar ist, geht uns jetzt nichts mehr an. Also erst lernen wir das Stehen, dann das Gehen und gleichzeitig die Ehrenbezeugungen. Diese drei sind sozusagen das militärische Fundament, auf dem nicht nur die Armee, sondern die Einigung des Deutschen Reiches aufgebaut worden ist, denn wenn die preußische Armee nicht mehr stehen, gehen und grüßen kann, dann kann sie sich begraben lassen. Aber nun los die Einjährigen!“

Jeder einzelne wurde von den Unteroffizieren vorgenommen und in bezug auf seine Stellung und Haltung korrigiert. Die anderen übten unterdessen unter Aufsicht der Gefreiten Freiübungen: Kniebeugen, Fußrollen und ähnliches. Zwischen-

durch mußten die Einjährigen bei den Gefreiten, aber auch bei Leutnant von Dohlen vorübergehen.

„Glauben Sie nicht, meine Herren, daß das Gehen so einfach ist, wie Sie denken; stolz und aufrecht zu gehen, mit hochgenommenem Kopf, will gelernt sein. Überhaupt hat jede Übung, selbst die einfachste, die Sie im stillen vielleicht für ganz überflüssig halten, ihren tiefen Sinn und ihre große Bedeutung; es sind alles Vorbereitungen für den Marsch, für das Schießen, für das Turnen oder für einen anderen Dienstzweig. Mit überflüssigen Dingen geben wir uns gar nicht ab, dazu ist das Jahr viel zu kurz; Sie haben so viel zu lernen, daß wir mit der Zeit sehr sparsam umgehen müssen.“

Und die Unteroffiziere und Gefreiten mahnten: „Immer üben, die Einjährigen, immer üben; keine langen Pausen machen! Mal einen Augenblick ausruhen, aber dann nicht an wer weiß was denken, sondern nur an den Dienst und dann gleich wieder weiter!“

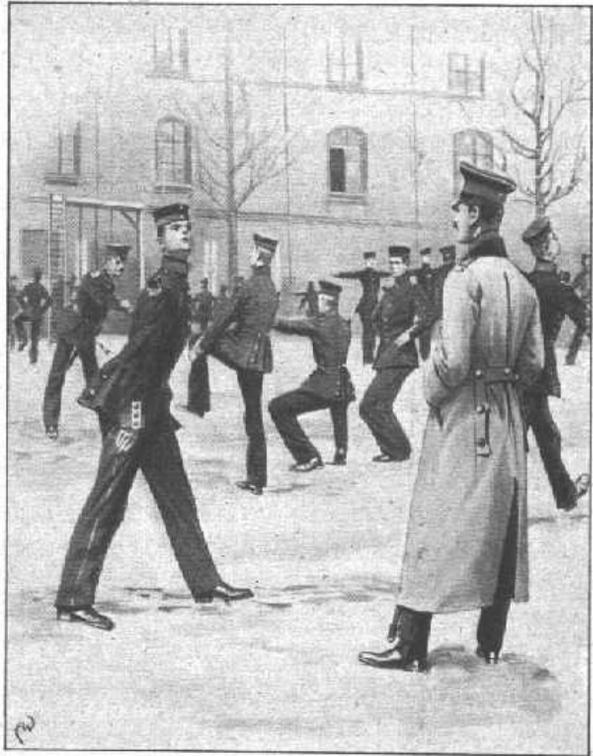
Es waren alles nur ganz einfache Sachen, die durchgenommen wurden, aber sie ermüdeten den Körper dennoch, war es doch allen ungewohnt, zwei Stunden hindurch in der frischen Luft alle Glieder gleichmäßig arbeiten zu lassen.

Wie im Fluge ging ihnen die Zeit dahin, und als es plötzlich vier Uhr schlug, wollten sie kaum glauben, daß es mit dem Nachmittagsdienst schon vorbei sei.

Das Kommando „Tretet weg“ erfolgte. Eine möglichst stramme Kehrtwendung, dann eilten alle in die Stuben, in denen ihre Putzer warteten, um sich mit ihrer Hilfe umzuziehen und dann zu Tisch zu gehen. Auch die Einjährigen, die nicht in der Kaserne wohnten, mußten in den ersten vierzehn Tagen an der Putz- und Flickstunde teilnehmen, um zu lernen, wie man das Gewehr reinigt, die Sachen putzt und die Uniformen in Stand hält. Heute waren aber alle noch von diesem Dienst, der gewöhnlich von fünf bis sechs Uhr dauert, befreit, damit die Einjährigen Zeit und Gelegenheit hätten, einander schon am ersten Tage persönlich näher kennen zu lernen. Denn die Kameradschaft ist eine der besten militärischen Tugenden, und das Bewußtsein, alle Freuden und Leiden gemeinsam zu ertragen, trägt nicht wenig dazu bei, die Erfolge der Armee zu erzielen.

Zur Begrüßung der neuen Einjährigen hatte der Wirt des „Erbprinzen“ das Kasino mit hübschen Girlanden geschmückt und auch auf die Tafel frische Blumen gestellt. Das Kasino selbst, das aus zwei großen Zimmern, einem Speisesaal und einem Wohnzimmer bestand, war zwar einfach, aber doch sehr gemütlich eingerichtet. An

den Wänden hingen hübsche Bilder, und mancher der früheren Einjährigen hatte bei seinem Scheiden dem Kasino aus Dankbarkeit für die dort verlebten frohen Stunden ein kleines Andenken hinterlassen, das dazu beitrug, den Räumen einen wohnlichen Eindruck zu geben. Den größten Zierat des Kasi-



Jeder einzelne wurde von den Unteroffizieren vor-
genommen.

nos aber bildete ein sehr gutes Klavier und es herrschte sehr große Freude, als sich bald herausstellte, daß unter den Einjährigen verschiedene musikalische Talente waren. Da würde man an den langen bevorstehenden Winterabenden nicht nur darauf angewiesen sein, die Zeit mit Lesen oder gar mit einem Kartenspiel zu vertreiben, sondern man konnte auch Herz und Gemüt an der Musik erfreuen.

Die Bekanntschaften waren schnell geschlossen; ein jeder gab sich offen und frei und so wußte man bald über die anderen Bescheid. Die Stimmung bei Tisch war von Anfang an sehr fröhlich

und das zwar einfache, aber gute und kräftige Essen trug seinen Teil dazu bei. Für nur eine Mark täglich hatte der Wirt die Verpflegung übernommen. Sehr angenehm war es, daß kein Zwang zum Trinken bestand; nur wer wollte, bestellte sich ein kleines Glas Bier. Das Weintrinken galt nach alter Überlieferung im Kasino an den Wochentagen für verpönt; nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Vereinigung, bei Kaisers Geburtstag, nach einer gut verlaufenen Besichtigung oder bei ähnlichen Festen, wurde eine gemeinsame Bowle angesetzt.

Diese Sparsamkeit, die im Kasino herrschte, war allen sehr lieb, denn die meisten verfügten über keine großen Mittel. Fast alle waren, wie sich herausstellte, von ihren Eltern in jungen Jahren bei einer Militärversicherungsgesellschaft eingekauft worden und hatten, je nach der Höhe der Einzahlung, bei ihrem Dienstantritt ein Kapital ausgezahlt erhalten, das für das Einjährigjahr reichen mußte. Ein Teil war schon für die Uniformen und all die unvermeidlichen Kleinigkeiten daraufgegangen; da blieben keine Reichtümer für große Extraausgaben übrig.

Aber das schadete auch nichts. Im Gegenteil, die kleinen Vergnügungen, die sie sich mit ihren bescheidenen Mitteln verschaffen konnte, reizte sie viel mehr, als wenn sie in der Lage gewesen wären, sich jeden Wunsch zu erfüllen, ohne nach dem Preis fragen zu müssen.

Der Witzbold der Tafelrunde war, wie sich schnell herausstellte, ein junger Kaufmann, ein Norddeutscher von Geburt, der sich selbst als der „dicke Schmidt“ vorstellte. Er hatte eigentlich Komiker werden wollen, wie er mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt die anderen glauben machen wollte, obgleich ihm der Schalk dabei aus den Augen sprach, aber sein Vater hatte es nicht erlaubt. Nun machte er in Essig, wie der kaufmännische Ausdruck lautet, denn sein Vater hatte eine große Essigfabrik, und er, der Sohn, war im Geschäft mit tätig. Auf alle Fälle war er ein Mensch, der es verstand, allen Dingen im Leben nur die gute und humoristische Seite abzugewinnen. So fühlte sich Karl Erler schnell zu ihm hingezogen, und da er auch Fritz gefiel, schon deshalb, weil er Karl gefiel, so schlossen die drei schnell einen Freundschaftsbund und besiegelten ihn mit dem vertraulichen Du.

„Aber, wenn ihr von mir verlangt, daß ich als Dritter im Bund mit euch Skat kloppe,“ meinte der Dicke, „dann kündige ich euch sehr bald wieder die Freundschaft. Kartenspielen ist für mich der Tod; ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen. Wenn ihr mich zum Billardspielen braucht oder zu einer Partie Schach, da bin ich zu haben; aber Karten, nein, das ist nichts für mich!“

Er drückte seinen beiden neuen Freunden glücklich die Hand, als er erfuhr, daß diese ebenso dachten wie er. Wohl hatten Fritz und Karl während ihrer Schülerzeit hin und wieder bei einem Freund auch einmal einen Skat gespielt, aber beide hatten daran keinen Gefallen gefunden.

Nach Beendigung der Mahlzeit, als einige an Jahren ältere Einjährige sich ihre Zigarre oder Zigarette angezündet hatten, setzte sich ein Einjähriger vom ersten Bataillon ans Klavier; er war schon auf einem Konservatorium gewesen, wollte auch später seine Studien fortsetzen. Man merkte sofort, daß man es hier wirklich mit einem sehr talentvollen und ungewöhnlich begabten Künstler zu tun hatte. Die ganze Unterhaltung stockte und aufmerksam lauschten alle den wundervollen Tönen, die der Einjährige Bellmann dem Instrument zu entlocken wußte. Aber als die Weisen immer ernster und schwermütiger wurden, da sprang plötzlich der dicke Schmidt auf. „Nein, Herrschaften, das geht nicht! Ein andermal wollen wir uns gern zu Tränen rühren lassen, aber heute am ersten Abend, da mancher von uns sich naturgemäß noch nicht eingelebt hat und vielleicht nach Haus zurückdenkt, da wollen wir uns bemühen, lustig zu sein. Der Abend fing fröhlich an, warum soll er nicht auch so enden?“

Er drängte den Kameraden vom Klavier fort und nahm selbst dort Platz.

„Ich werde mir jetzt erlauben, mich den verehrten Herrschaften als Klavier- und Gesangshumorist, als Tierstimmenimitator und als Nachahmer berühmtester Gesangkoryphäen vorzustellen. Mir sind bereits von den ersten Varietébühnen die verlockendsten Anerbietungen gemacht worden, aber ich habe es vorgezogen, nur das Ersuchen des Staates, Soldat zu werden, anzunehmen. Ich beginne jetzt. Eintrittsgeld wird nicht erhoben; sollten Ihnen

aber meine Darbietungen gefallen, so bitte ich bald wieder um Ihren geschätzten Besuch."

Dann begann er zu spielen und zu singen und es schien, als ob sein Repertoire unerschöpflich sei. Er kannte alle Lieder, alle Couplets und begleitete seinen Gesang mit wirklich komischen Gesten und Bewegungen.

Die Kameraden kamen aus dem Lachen gar nicht heraus, nur Bellmann machte zuerst ein Gesicht, als sei dies eine Entweihung der heiligen Kunst. Dann aber konnte auch er sich der Heiterkeit nicht enthalten und stimmte in das Lachen mit ein. Ja, schließlich setzte er sich an das Klavier, um den dicken Schmidt zu begleiten, als dieser die verschiedenen Nationaltänze vorführen wollte.

Mitten in das laute Lachen und Scherzen hinein erklangen von der Kaserne her die langgezogenen Töne des Zapfenstreichs. „Ihr Füsiliere, geht zu Bett, der Hauptmann hat's befohlen,“ mahnte das Horn des Spielmanns von der Wache, der da vorschriftsmäßig ein Viertel vor neun Uhr mit dem „Lockruf“ beginnt, um die in der Stadt befindlichen Soldaten daran zu erinnern, daß es Zeit ist, nach Hause zu gehen.

Ganz erstaunt sahen sich die Kameraden an. War es denn wirklich schon so spät? Und vor allen Dingen, sollte man jetzt, um neun Uhr, schon zu Bett gehen? Sonst hatte man um diese Zeit noch gar nicht daran gedacht, sich schlafen zu legen; das hatte man den jüngeren Geschwistern überlassen.

„Ihr Füsiliere, geht zu Bett, der Hauptmann hat's befohlen,“ ertönte das Signal zum zweiten Male.

Der Wirt erschien und mahnte zum Aufbruch: „Nur nicht am ersten Abend zu spät kommen, meine Herren! Nur nicht nach neun Uhr auf der Straße gesehen werden! Das kann für Ihre ganze Karriere die schlimmsten Folgen haben. Sie werden ja bald dauernden Urlaub bekommen; dann können Sie des Abends so lange bei mir bleiben, wie Sie wollen. Aber für heute wird's Zeit.“

So griffen sie denn schnell nach Mütze, Seitengewehr und Handschuhen und machten sich auf den Weg. Nur die Einjährigen des dritten Bataillons gingen zur Kaserne, die anderen suchten ihre Privatwohnung auf, um dort noch etwas zu lesen oder noch

einen Brief nach Hause zu schreiben, „denn schlafen kann man doch noch nicht“. Das war die allgemeine Ansicht auf dem Heimwege.

Als Fritz und Karl die Kasernenstube erreichten, waren die anderen Leute schon damit beschäftigt, sich auszukleiden. Nachthemden sind für die Mannschaften etwas Unbekanntes; sie tragen auch bei Nacht dasselbe kurze Hemd wie bei Tag. So standen die meisten mit bloßen Beinen da, die Füße in dicken wollenen Strümpfen und schlossen ihre Uniform in ihr Spind, denn herumliegen lassen darf niemand etwas. Nur die Unterhosen und die Strümpfe werden an das Fußende des Bettes gelegt.

„Na, die Einjährigen,“ meinte der Stubenälteste, der Gefreite Schröder, der den Vorgesetzten gegenüber für die Ordnung und Sauberkeit auf der Stube verantwortlich war, „nun beginnen Sie auch mit Ihrer sogenannten Nachttoilette, denn wenn um neun Uhr der Unteroffizier vom Dienst kommt und Sie dann noch hier herumspazieren sieht, jagt er Sie mit einem ‚Bombendonnerwetter‘ ins Bett, wie Sie es in Ihrem ganzen Leben noch nicht gehört haben.“

„Um Himmels willen, dann nur schnell, Karl,“ mahnte Fritz, der bei den Worten des Gefreiten unwillkürlich etwas Angst bekam. Aber dieser beruhigte ihn: „Na, so schlimm wird es ja nicht werden; aber ausziehen müssen wir uns ja doch, also los!“

Sie waren noch damit beschäftigt, ihre letzten Sachen einzuschließen, als plötzlich der Unteroffizier vom Dienst erschien, um nachzusehen, ob alle im Bett seien.

„Natürlich die Herren Einjährigen!“ sagte er, als er die beiden noch auf fand. „Sie sollen in jeder Hinsicht die ersten sein, aber nicht die letzten. Na, heute will ich noch einmal das Auge der Liebe walten lassen und nichts gesehen haben; Sie müssen sich ja erst an die militärische Pünktlichkeit gewöhnen. Aber das sage ich Ihnen, ich zähle jetzt bis drei, und wenn Sie dann nicht im Bett sind, dann passen Sie mal auf. Also, eins — zwei — und drei.“

Mit einem großen Satz sprangen Fritz und Karl gleichzeitig in ihre Betten und der Unteroffizier sah belustigt zu. „Sehen Sie wohl, es geht alles auf der Welt. Nun sind Sie ja da, wo Sie sein sollen.“ Dann erfolgte das Kommando „Lampen aus“.

Die Leute, die den Stubendienst hatten, der darin besteht, die Stuben zu reinigen, die Lampen zu putzen und für die Ordnung im Zimmer zu sorgen, kamen dem Befehl nach; gleich darauf herrschte Dunkelheit. Nur durch die Fenster, an denen keine Gardinen und keine Vorhänge angebracht waren, drang noch ein schwacher heller Schein von draußen herein.

Die meisten Soldaten schliefen sofort schnell ein, das bewiesen die regelmäßigen Atemzüge; nur Fritz und Karl waren beide noch lange wach. Der Strohsack war doch etwas ganz anderes als die weiche Matratze, die sie von Haus aus gewöhnt waren; auch das niedrige harte Kopfkissen war ihnen fremd.

„Schläfst du schon, Karl?“ fragte Fritz plötzlich mit halblauter Stimme, nachdem sie sich geraume Zeit ruhelos von der einen auf die andere Seite geworfen hatten, „sonst wollen wir uns doch noch etwas unterhalten.“

Aber sofort erfolgte der strenge Befehl des Gefreiten Schröder: „Das Unterhalten besorgt man bei Tage; nachts wird geschlafen. Ich bitte mir Ruhe aus.“

Dagegen war nichts zu machen. So mußten die beiden denn wach liegen und ihren Gedanken nachhängen, bis die Müdigkeit sie doch endlich überfiel.

Fritz war nach seiner Meinung eben erst eingeschlafen, da fühlte er sich mit einem Male am Arm gepackt, gerüttelt und geschüttelt. So schwer er auch eingeschlafen war, jetzt dauerte es doch lange, bis er wach wurde; dann stieß er aber mit den Füßen um sich: „Alle Wetter, was ist denn los?“

Aber das Schelten erstarb auf seinen Lippen, als er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte. Vor ihm stand mit einer Laterne in der Hand sein Kompanieoffizier, der im Auftrage seines Hauptmanns als Offizier vom Wochendienst nachts die Kaserne revidierte. „Sie haben in Ihrem Spind den Schlüssel stecken lassen, Einjähriger Köhler; das ist verboten. Stehen Sie sofort auf und nehmen Sie den Schlüssel an sich; der gehört mit dem Brustbeutel, in dem Sie Ihr Geld zu tragen haben, um den Hals.“

Schnell streckte Fritz seine Füße aus dem Bett heraus. „Ich suche nur noch meine Morgenschuhe, Herr Leutnant.“

Der lachte laut auf. „Ach was, Morgenschuhe! Unsinn! Sie werden sich auch so nicht erkälten.“

Da eilte Fritz mit bloßen Füßen an das Spind, zog den Schlüssel aus dem Vorlegeschloß, befestigte ihn an dem Lederriemen seines Brustbeutels und sah dann den Offizier fragend an.

„Darf ich nun wieder zu Bett gehen, Herr Leutnant?“

„Natürlich, aber ein anderes Mal machen Sie so etwas nicht wieder. Zu meinem Vergnügen wecke ich Sie nicht auf.“

Gleich darauf lag Fritz wieder unter seiner wollenen Decke und es dauerte abermals lange, bis er einschlief. Er

fühlte sich doch noch etwas unglücklich; es war hier eben alles ganz anders. Zu Haus hatte er immer seine Schlüssel stecken lassen; da hatte niemand gescholten. Gewiß, Ordnung mußte ja sein, aber daß man wegen eines Schlüssels aus dem Bett geholt wurde, das erschien ihm doch etwas übertrieben. Na, auf jeden Fall wollte er in Zukunft besser aufpassen.

Er hörte die große Kasernenuhr elf schlagen, da fühlte er, wie die Müdigkeit wieder über ihn kam; er schlief ein. Aber, seltsam, ihm war, als hätte er erst wenige Stunden geschlafen,



Vor ihm stand sein Kompanieoffizier mit einer Laterne in der Hand.

als das Signal zum Aufstehen ihn auch schon weckte. Er rieb sich die Augen: War es denn schon so spät? Und wo befand er sich denn eigentlich?

„Na, Einjähriger Köhler, wird's bald? Es ist zwar sehr schön, so mit offenen Augen im Bett zu duseln, aber das gewöhnen Sie sich man hier ab. Nun man raus mit Ihnen aus dem Federbett.“ Und mit schnellem Griff zog der Gefreite ihm die Decke von den Beinen.

Verwundert sah Fritz sich um. Jetzt fiel ihm erst alles ein; ach so, richtig, er war ja Soldat und wohnte in der Kaserne.

Da trat Karl auch schon zu ihm heran und fragte: „Na, Fritz, gut geschlafen, was? Ich habe wie ein Murmeltier geschnarcht, und wenn der Mann da unten nicht getutet hätte, ich glaube, ich wäre die nächsten zwölf Stunden noch nicht wach geworden.“

In aller Eile erzählte Fritz dem Freund, daß er nachts aus dem Bett geholt worden war, und hoffte im stillen, der andere würde ihn deswegen bedauern, aber dieser schalt ihn nur aus. „Das geschieht dir ganz recht, mein Junge; allzu ordentlich bist du nie gewesen. Du erinnerst dich, daß ich dich oft deshalb tadelte, aber ich glaube, hier wirst du es schon lernen, nichts herumliegen zu lassen. Nun aber zieh dich rasch an, damit wir in die Kantine gehen können, um unseren Kaffee zu trinken.“

Die Leute, die den Wasserdienst hatten, kamen schon mit den großen Krügen, die sie unten auf dem Hof bei der Pumpe gefüllt hatten, zurück und die große Wäsche begann. Mit entblößter Brust standen alle vor den Tischen, auf die die Waschschüsseln gestellt waren, und wuschen sich Gesicht, Hals, Ohren und Brust, putzten sich die Zähne und schlüpften dann in die Uniform.

„Die Kaffeeholer raus!“ ertönte auf dem Korridor die Stimme des Unteroffiziers vom Dienst, und gleich darauf hörte man die in jeder Stube dazu bestimmten Mannschaften mit den großen Kannen draußen antreten.

Fritz und Karl gingen in die Kantine, um zu frühstücken, und kamen dort mit den anderen Einjährigen des Bataillons zusammen. Es war erst zehn Minuten vor halb sieben. Sie hatten bis zum Beginn des Dienstes also noch vierzig Minuten Zeit und die benutzten sie, um ihre Ansichten über das Kasernenleben

auszutauschen. Die meisten waren lustig und guter Dinge, nur hatten sie alle die Empfindung, im Rücken etwas steif zu sein; das kam von dem ungewohnten Strohlager. „Wir werden schon wieder geschmeidig werden,“ tröstete aber ein Kamerad die anderen. „Wenn wir erst nachher zwanzigmal über den Kasernenhof gelaufen sind, da sind unsere Glieder wieder gelenkig wie die eines Parterreakrobaten.“

Fritz war der einzige, der nachts aus dem Bett geholt worden war. Er erzählte sein Erlebnis, um einen Leidensgefährten zu finden, aber die anderen hatten durchschlafen dürfen, und nun mußte er sich auch noch kleine Neckereien gefallen lassen, aber er nahm sie nicht übel. Sie waren ja eigentlich nicht böse gemeint.

Um sieben Uhr begann der Dienst mit der Instruktionsstunde. Leutnant von Dohlen hielt einen Vortrag über die Kriegsartikel im allgemeinen und über den zweiten Kriegsartikel im besonderen, der die Pflichten des Soldaten aufzählt und lautet: „Die unverbrüchliche Wahrung der im Fahneneid gelobten Treue ist die erste Pflicht des Soldaten. Nächst dem erfordert der Beruf des Soldaten: Kriegsfertigkeit, Mut bei allen Dienstobliegenheiten und Tapferkeit im Kriege, Gehorsam gegen den Vorgesetzten, ehrenhafte Führung in und außer dem Dienste, gutes und rechtliches Verhalten gegen die Kameraden.“

Das war zugleich eine Vorbereitung für den Fahneneid, den die Einjährigen bald ablegen sollten. Auf den Tag der Vereidigung freuten sich alle, denn wirkliche Soldaten waren sie doch erst, wenn sie vor Gott geschworen hatten, ihrem Kaiser treu und redlich zu dienen.

Ehe sie aber zur Kirche geführt werden konnten, mußten sie noch viel lernen: das Gehen, das Stehen und das Grüßen. Oder wie Sergeant Bülle es nannte: „Der militärische Geist mußte erst in Ihre Zivilglieder hineinfahren.“

Nach der Instruktion gab es eine kleine Pause, die dazu benutzt wurde, um den Anzug von neuem in Ordnung zu bringen; dann trat man zum Exerzieren an und um halb neun nahm der Dienst wieder seinen Anfang. Morgens wurde ein für allemal mit einer kleinen Pause bis um halb zwölf und nachmittags von zwei bis vier Uhr exerziert. Nur der Samstagnachmittag war frei.

Der wichtigste Dienstzweig für den Infanteristen ist das Schießen, und mit den Vorbereitungen dazu wurde gleich am ersten Tage begonnen. In einer Ecke des Kasernenhofes hatte sich der Schießunteroffizier mit einem Gefreiten aufgestellt und nahm die Einjährigen einzeln vor. Zunächst wurde ihnen erklärt, was man unter „Zielen“ versteht, „das Einrichten der vom Auge des Schützen durch die Kimme des Visiers über die Spitze des Korn gehenden Sehlinie auf einen bestimmten Punkt“. Dann mußte jeder versuchen, das auf einem Sandsack liegende Gewehr auf einen bestimmten Punkt einzurichten oder anzugeben, wohin das von dem Unteroffizier eingerichtete Gewehr mit der Visierlinie hinwies.

Da zeigte sich sehr bald, wer später ein guter Schütze werden würde und wer nicht, und diejenigen, die wie Fritz und Karl früher noch nie eine Flinte in der Hand gehabt hatten, waren oft geschickter als die anderen, da die Art der Gewehre ganz verschieden ist.

Unterdessen übten die anderen unter Aufsicht der Offiziere und Unteroffiziere wieder Stellung, Freiübungen und namentlich die Ehrenbezeugungen; zu den praktischen Übungen gesellten sich die theoretischen, damit die Einjährigen auch genau wußten, vor welchem Vorgesetzten sie Front zu machen, welche sie durch Anlegen der echten Hand an die Kopfbedeckung zu grüßen und wann sie in strammer Haltung vorbeizugehen hätten.

Natürlich versuchten die Unteroffiziere, um die Einförmigkeit der Fragen etwas zu heben, die Einjährigen in Verlegenheit zu bringen. Sie markierten den Herrn Oberst oder den Major, sie erschienen aber auch als Frau Major und Frau Hauptmann und wußten sich dann kaum zu fassen, wenn die Einjährigen auch vor den Damen Front machten. Und wer dann von den Einjährigen auf den Scherz der Unteroffiziere hineinfiel, wurde von den Kameraden außerdem noch ausgelacht. Auch mit den Freiübungen wurde fortgefahren. Da gab es manches komische Bild, wenn einer nach der Kniebeuge sich nicht wieder aufrichten konnte, oder wenn er im Fußrollen, auf einem Bein stehend, hin und her schwankte.

Da nützten am Anfang auch die besten Ermahnungen nichts. „Immer stille stehen, die Einjährigen! Ein richtiger Soldat steht

auf einem Bein genau so fest wie auf beiden. Sie sind kein Rohr im Winde, sondern die Stützen des preußischen Staates, und wenn die Stützen wackeln, dann wackelt der Staat auch und das gibt es nicht. Der steht fest, so fest, wie Sie es tun sollten, aber leider nicht tun."

Auch die Übungen mit dem Fechtgewehr wurden begonnen. An einen Bajonettkampf war natürlich noch nicht zu denken — der mußte erst durch den Turnunterricht allmählich vorbereitet werden — aber es galt die Armmuskeln zu stählen und zu kräftigen und das Handgelenk locker zu machen, damit es später bei dem Schießen gute Dienste tat.

Es gab zahllose verschiedene Übungen und der Dienst war, da auch der Turnunterricht begann, so reichhaltig, daß eine Langleweile, wie mancher gefürchtet hatte, gar nicht aufkam. Auf der anderen Seite war aber auch nicht alles so einfach, wie viele geglaubt hatten, und auf mancher Stirn perlte der Schweiß.

Namentlich das Marschieren machte warm. Gewiß ist der Parademarsch für den nächsten Krieg ohne jede Bedeutung, denn die Zeiten, in denen die Truppen im strammen Schritt gegen den Feind rückten, stehen blieben, ihre Salve abgaben und dann weiter vorrückten, bis sie endlich an den Gegner heran waren, sind durch unsere neuen Gewehre, durch ihre große Tragweite und die Durchschlagskraft der neuen Geschosse längst vorbei. Aber daß der „Parade“marsch nicht für den Ernstfall bestimmt ist, beweist ja auch schon sein Name. Für den Frieden aber, für die Erhaltung der Disziplin und der Subordination, ohne die eine Armee undenkbar ist, kann man den Marsch nicht entbehren, ganz abgesehen davon, daß eine schöne Parade nicht nur das Herz eines jeden Zuschauers, sondern auch eines jeden Soldaten höher schlagen läßt.

Aus den kleinsten Anfängen entwickeln sich oft die größten Dinge; das ist überall so und gilt auch von dem Parademarsch.

Ehe man, wie das Reglement es verlangt, mit hundertvierzehn Schritten in der Minute vorbeimarschieren kann, muß man erst den langsamen Schritt üben. Er wird nach drei Tempos ausgeführt; auf „eins“ hebt der Mann den Absatz und krümmt das Knie, auf „zwei“ wirft er das Bein kurz nach vorn, drückt das Knie

durch und nimmt die Fußspitze nach auswärts und nach unten, und auf „drei“ setzt er den Fuß in einer Entfernung von achtzig Zentimetern auf die Erde.

Das hört sich sehr einfach an, ist aber im Anfang gar nicht leicht auszuführen, und der dicke Schmidt keuchte jetzt nicht schlecht, als sein Unteroffizier ihn vorgenommen hatte. Das Tempo „eins“, das Heben des Absatzes und das Krümmen des Knies ging gut, sogar sehr gut, wie der Unteroffizier leicht ironisch lobte; aber wenn er dann das Bein auf Tempo „zwei“ kurz vorschnellte, dann verlor er das Gleichgewicht und wollte umfallen. Da half es auch nichts, daß er das andere Bein im Kniegelenk scharf durchdrückte, daß er sich auf die Zähne biß und sich vornahm, nicht zu wackeln. Er wackelte doch; er konnte auf einem Bein nicht balancieren.

„Fallen Sie nicht um,“ ermahnte der Unteroffizier belustigt, „Sie müssen ja doch wieder aufstehen, und als vernunftbegabtes Wesen muß man jede unnütze Arbeit vermeiden. Was ich kann, werden Sie doch auch können, und ich kann es.“

Der Unteroffizier stellte sich in Positur, streckte das eine Bein im Paradeschritt in die Luft und stand da, ohne sich zu rühren, wie aus Erz gegossen.

„So, Einjähriger, nun machen Sie mir das einmal nach.“

Aber mit einem Male ging das nicht, das wußte der Unteroffizier auch ganz genau. So ließ er denn den dicken Schmidt nach einer Viertelstunde zu den anderen zurücktreten. „Sie werden es schon noch lernen; aber Üben ist die Hauptsache, auch wenn Sie allein sind, nicht nur wenn ich Sie vorgenommen habe. Nun erholen Sie sich einmal ein bißchen; ich rufe Sie nachher zur Wiederholung nochmals.“

Allzu verlockend erschien dem Dicken diese Aussicht gerade nicht, aber vorläufig war die Gewißheit, nun etwas pausieren zu dürfen, doch die Hauptsache. Doch wenn er geglaubt hatte, seine Siesta im Stehen mit geschlossenen Augen abhalten zu können, da irrte er sich. Für sein Leben gern hätte er sich einen Augenblick auf einen bequemen Stuhl gesetzt oder gar auf ein Sofa gelegt, aber derartige Möbel waren auf dem Kasernenhof und in der Kaserne selbst unbekannte Luxusgegenstände.

„Immer üben, Einjähriger Schmidt,“ mahnte jetzt der Gefreite, als er sich noch mit dem Taschentuch die Stirn trocknete, „Arbeit und Tätigkeit ist, was das Herz erfreut. Man immer los!“

Der Dicke sah ein, solange der Dienst dauerte, gab es kein Faulsein; so übte er denn weiter, aber zwischendurch warf er doch hin und wieder einen Blick auf die anderen Kameraden, die sich ebenfalls mit dem Marschieren abquälten.

Sergeant Bülle hatte jetzt Fritz und Karl gleichzeitig vorgenommen; sie sollten bei dem langsamen Schritt zwei Schritt Zwischenraum halten, aber auch sie kamen ins Wanken und stießen sich gegenseitig fortwährend an. Sonst aber waren sie doch viel geschickter als der Dicke. Karl war sogar nach der Ansicht des Unteroffiziers, dem es ein Vergnügen machte, „Kasernenhofblüten“ von sich zu geben und dadurch sich selbst und seine Schüler zu erheitern, für einen Einjährigen „merkwürdigerweise merkwürdig wenig ungeschickt“. Auch Fritz fand den Beifall des Unteroffiziers. „Ihre Beine sind gut, Einjährig-Freiwilliger, und Ihren Geist werde ich ja noch in den Instruktionsstunden kennen lernen; aber da Sie das Abitur sogar mit Erfolg bestanden haben, werden Sie auch da die Hoffnungen nicht zuschanden machen, die ich auf Sie setze. Wie gesagt, Ihre Beine sind gut, schlank und gerade und darum feste: ‚Langsamer Schritt, eins — zwei — und drei.‘“

Aber bei dem „drei“ knickte Fritz jedesmal in der Kniekehle ein, denn das energische Hinsetzen des Fußes auf den harten Boden verursachte ihm in den Sehnen zuerst starke Schmerzen, und vergebens suchte er dies zu verbergen. „Nur immer Mut, Einjähriger,“ tröstete ihn Sergeant Bülle, „es ist noch kein Soldat geboren worden, dem die Glieder in den ersten Tagen nicht weh getan; aber das gibt sich und das übt sich und das lernt sich mit der Zeit. Unseren Beinen ist an ihrer Wiege manches nicht gesungen worden, was ihnen noch bevorsteht. Warten Sie es erst ab, wenn Sie später nach einem großen Marsch bei der Rückkehr zur Kaserne noch einen Parademarsch vor dem Herrn Oberst machen müssen. Da gehen Ihnen die Augen über, junger Mann. Aber schön ist es — das sehen Sie jetzt noch nicht ein, aber später, wenn sich Ihr Brustumfang geweitet hat, wenn Sie den Kopf

vier Zentimeter höher tragen als heute und wenn Sie sich eine Haltung angewöhnt haben, daß jeder, der Sie sieht, sofort weiß, aha, der war Infanterist."

Als die Einjährigen sich mittags im Kasino zum Essen trafen, waren die meisten vom Dienst etwas müde und angegriffen; namentlich der Studiosus jur., der mit der Ablegung seiner Dienstzeit bis zum letzten Termin gewartet hatte, um erst seine Studien zu vollenden, schalt nicht schlecht. „Das ist ja wirklich so, als hätte man seine Glieder nur, damit sie wehtun. Wenn das am ersten Tage schon so anfängt, kann das im Laufe der Zeit ja noch nett werden. Dieser langsame Schritt ist einfach eine schauerhafte Erfindung. Wenn ich erst Oberpräsident bin, werde ich ihn sofort in meiner Provinz verbieten.“

Der Herr Studiosus nahm es mit seinem Schelten, wie er sich selbst fest einredete, sehr ernsthaft, aber er erreichte trotzdem weiter nichts, als daß man ihn auslachte und neckte.

Da ertönte aus der Sofaecke her plötzlich ein lautes Schnarchen, so daß alle erschrocken zusammenfuhren. Der dicke Schmidt war eingeschlafen; mit offenem Munde saß er da und sägte, wie man es so nennt, einen Ast nach dem anderen durch.

„Hat nicht zufällig jemand eine Pfauenfeder bei sich?“ fragte ein Kamerad vom zweiten Bataillon. „Kinder, wenn wir den damit unter der Nase kitzeln, dann gibt es einen Nieser, daß die Erde zittert und der Apparat in der Sternwarte ein Erdbeben anzeigt.“ Suchend sah er sich um, ob er nicht irgendwo ein Marterinstrument finden könne. Aber einige andere widersprachen: „Herrschaften, laßt ihn doch schlafen! Er hat sich heute morgen gehörig anstrengen müssen; ihm fällt's doch noch schwerer als uns.“

„Ach ja.“ Gleichsam als Zustimmung zu diesen Worten der Kameraden kam der Ausruf über die Lippen des Dicken, der sich nun reckte und streckte, sich aber dann aus seiner sitzenden Stellung nur erhob, um es sich der Länge nach auf der Chaiselongue bequem zu machen. „Kinder, tut mir den einzigen Gefallen und laßt mich hier ein paar Stunden schlafen, und wenn der Unteroffizier nach mir fragt, dann sagt, ich lasse ihm gute Nacht wünschen.“ Gleich darauf verkündeten tiefe Atemzüge, daß er fest eingeschlafen war.

Die anderen warfen einen Blick auf die Uhr; es wurde Zeit,

daß man zur Kaserne ging, um sich für den Nachmittagsdienst zu rüsten. So fing man denn an, den Dicken zu schütteln. Aber der mußte im Schlaf ganz weit weg sein und schien gar nicht die Absicht zu haben, so schnell in die Wirklichkeit zurückzukehren. Er rührte und regte sich nicht; erst als man das letzte Mittel versuchte und ihn kitzelte, fing er an mit den Armen und Füßen zu strampeln. „Das gilt nicht — ich bin müde — laßt mich in Frieden.“ Und er sträubte sich auch noch, als die starken Arme der Kameraden ihn hochhoben und auf die Füße stellten. Er war noch vollständig schlaftrunken, und es dauerte lange, bis er wieder ganz munter war.

Dann aber bekam er es mit der Angst. „Kinder, ihr könnt mir Glück wünschen, daß ihr mich noch wach bekommen habt. Das ist des Mittags nämlich sehr schwer und bei meiner Anlage, stark zu werden, hat mir der Arzt das Schlafen bei Tage streng verboten. Na, in Zukunft soll es auch nicht wieder vorkommen. Aber heute ging es wirklich nicht anders. Künftig wird man sich schon an das Müdesein gewöhnen, denn sonst verschlafe ich vielleicht doch noch mal den Dienst, und da könnte ich die Hoffnung auf die Gefreitenknöpfe nur gleich für immer begraben.“

Dem Nachmittagsdienst folgte heute die erste Putz- und Flickstunde. Die Einjährigen brauchen ihre Uniformen und ihre Waffen nicht selbst zu reinigen — das besorgen ihre Putzkameraden — aber sie müssen doch wenigstens wissen, wie es dabei zugeht, und so mußten sie eine Zeitlang als Zuschauer diesem Dienst beiwohnen.

Bei dem Schein der Petroleumlampen saßen die Mannschaften um die beiden großen Tische herum und säuberten ihre Sachen. Sie putzten die Knöpfe, nachdem sie die durch die Knopfgabel gezogen hatten, damit die Putzpomade nicht auf das Zeug kam; sie schwärzten das Lederzeug und besserten die Uniformen aus. An der reißt immer etwas, denn eine Garnitur dient fünf Jahre, ehe sie ausrangiert wird, und für den Dienst auf dem Kasernenhof wird immer ein Flicker durch den anderen erneuert, um den Rock oder die Hose wieder ganz zu machen.

Fritz und Karl bewunderten die Geschicklichkeit, mit der die steifen Finger der Soldaten die Wunden heilten, die der Dienst den Uniformen gerissen hatte, und noch mehr staunten sie über

den Unteroffizier, der die Aufsicht führte und seinen Leuten gute Ratschläge gab, als wäre er ein gelernter Schneidermeister.

Plötzlich nahmen sie selbst Faden und Nadel zur Hand; das Zusehen wurde ihnen langweilig und es kam ihnen vor, als wollten sie vor den anderen Soldaten absichtlich besser und vornehmer erscheinen, wenn sie untätig dabeisäßen. So baten sie denn den Unteroffizier, ihnen Arbeit zu geben. Der machte zuerst ein ganz erstauntes Gesicht, aber dann erfüllte er ihren Wunsch. „Na, allzu schön wird es ja wohl gerade nicht werden, was Sie zusammenflicken; aber daß Sie es versuchen wollen, ist brav von Ihnen. Ich habe da zufällig in meinem Spind eine Hose und einen Rock von dem Müller, der im Lazarett ist; an denen können Sie herumflicken, und wenn es nichts taugt, kann es ja schließlich wieder aufgetrennt werden.“

Jeder Mann in der Stube hatte seinen Nähkasten mit Zwirn, Knöpfen, Nadeln und Fingerhut. So liehen sich denn Karl und Fritz, was sie brauchten, und unter der Anleitung des Unteroffiziers bemühte sich Fritz, einen Flicker in die Hose zu setzen, während Karl versuchte, ein aufgerissenes Knopfloch zu nähen.

Als sie mitten in der besten Arbeit waren, wurde plötzlich die Stubentür geöffnet, und gleich darauf rief ein Mann, der den Eintretenden zuerst bemerkte, mit lauter Stimme: „Achtung!“ Auf der Schwelle der Tür stand der Hauptmann der Kompanie, Herr von Bernburg.

Wie ein Blitz sprang ein jeder von seinem Platz in die Höhe, Fritz und Karl erhielten von ihrem Nachbar durch einen leichten Rippenstoß das Zeichen, ebenfalls aufzustehen. Alle nahmen eine stramme Haltung ein und der Unteroffizier meldete: „Stube siebenundachtzig bei der Putz- und Flickstunde.“

„Schön, hinsetzen und weiterarbeiten,“ befahl der Hauptmann.

Der Befehl wurde ausgeführt; jeder nahm seine Arbeit wieder auf. Nur Fritz und Karl schoben ihre Sachen beiseite; sie genierten sich, teils wegen ihrer Ungeschicklichkeit, teils weil sie sich bei einer Beschäftigung ertappt sahen, die sie halb im Scherz angefangen hatten und die ihnen eigentlich nicht zukam.

Der Hauptmann sah, wie sie die Sachen, die sie vorhin in der Hand gehabt hatten, fortlegten und er mochte ihre Gedanken

erraten. Jetzt trat er zu ihnen heran. „Sie brauchen sich gar nicht zu schämen, Einjährige; beim Militär wird von keinem Menschen etwas verlangt, das seiner auch nur im geringsten unwürdig ist. Und wenn Sie hier freiwillig das Schneidern etwas lernen, so kann Ihnen das gar nichts schaden. Wie oft ärgert man sich in seinem

Leben über einen abgerissenen Knopf oder eine geplatzte Naht! Wer den Schaden selbst heilen kann, braucht sich nicht auf die Hilfe anderer verlassen, und je selbständiger man in jeder Hinsicht dasteht, um so besser ist es. Zeigen Sie mal, was Sie gemacht haben.“

Mit etwas verlegenen Gesichtern kamen beide dem Befehl nach.



„So müssen Sie das machen,“ sagte der Hauptmann.

„Für den allerersten Anfang gar nicht schlecht; machen Sie nur weiter, ich werde etwas zusehen.“

Wirklich ließ der Herr Hauptmann sich einen Schemel geben und setzte sich zwischen Fritz und Karl. Deren Finger wurden jetzt, weil sie beobachtet waren, erst recht ungeschickt und sie machten ihre Sache so falsch, daß der Hauptmann plötzlich selbst anfang, ihnen Unterricht zu geben.

„So müssen Sie das machen und nicht anders.“ Er nahm ganz einfach Fritz die Hose aus der Hand und fing selbst an, den

Flicker aufzunähen; das ging so geschickt, daß Fritz ein ganz erstauntes Gesicht machte.

„Ja, ja, da wundern Sie sich,“ sagte der Hauptmann leutselig, „aber ich bin doch für die ganzen Uniformen meiner Kompanie verantwortlich. Da muß ich bei jedem Appell, an dem die Sachen vorgezeigt werden, entscheiden können, ob sie gut oder schlecht ausgebessert sind, und ich muß auch angeben, wie es besser zu machen ist. Beim Militär muß sparsam gewirtschaftet werden; da muß jeder dafür sorgen, daß nichts Unnützes ausgegeben wird.“ Nach etwa zehn Minuten erhob sich der Hauptmann, um in ein anderes Zimmer zu gehen und um auch dort zu revidieren.

Wieder klang der Ruf: „Achtung, aufstehen!“ und von neuem sprangen alle in die Höhe. Erst als der Vorgesetzte gegangen war, nahmen sie die Plätze wieder ein.

„Sag mal, Karl, hast du das geglaubt, daß ein Hauptmann etwas vom Schneidern versteht?“ fragte Fritz den Freund, als er jetzt erneut die Arbeit aufnahm.

Statt des Freundes gab der Unteroffizier die Antwort. „Ich sage Ihnen, Einjähriger, ein Hauptmann versteht mehr als mancher Schneider, aber er ist auch zugleich Sattler, Klempner und was weiß ich sonst noch alles. Und er muß es auch sein. Wissen Sie, was in einer Kompaniekammer liegt? Bei der nächsten Gelegenheit werde ich Sie einmal hinaufführen. Da sind allein für jeden Mann fünf Anzüge, das sind ungefähr tausend im ganzen, und dazu kommen noch die Mäntel, die Drillichanzüge, die Hemden, die Unterhosen und dann alles, was zur Ausrüstung gehört: Zeltbahnen und Tornister, Heringe, aber keine zum Essen, sondern solche aus Holz, um die Zelte in der Erde zu befestigen, Fettbüchsen und Kochgeschirre, Säbeltroddeln und Mützen, Helme und Gewehre, Lederriemen und Salzbeutel, Helmkokarden und Tausende von Stiefelnägeln, Schnürschuhe und hohe Stiefel. Na, ich könnte Ihnen noch hundert andere Dinge aufzählen. Ein Kompaniechef ist für alle diese Dinge verantwortlich und alles muß sich jederzeit in tadellosem Zustande befinden.“

Das alles war Fritz und Karl ganz neu und sie bekamen einen gewaltigen Respekt vor der Arbeitslast und vor der Verantwortung, die auf den Schultern eines Hauptmannes ruhen.

Sie unterhielten sich auch noch darüber, als sie nach Beendigung des Dienstes wieder das Kasino besuchten, um dort den Abend zu verleben. Später wollten die Einjährigen natürlich dort nicht ihre ganze freie Zeit verbringen, sondern einigen Verkehr in der Stadt suchen, hin und wieder ins Theater gehen, häufig natürlich auch zu Haus bleiben; aber für den Anfang waren sie ermahnt worden, sich möglichst wenig in der Öffentlichkeit zu zeigen. Leutnant von Dohlen hatte ihnen erklärt: „Sie kommen noch zu leicht in Versuchung, eine schlechte oder gar eine falsche Ehrenbezeugung auf der Straße zu erweisen. Ihre mangelhafte Haltung fällt jetzt nicht nur Ihren Vorgesetzten, sondern auch den Zivilisten auf, und das ist für Sie ebenfalls so peinlich wie für uns. Je weniger Sie sich in den ersten vierzehn Tagen auf der Straße zeigen, desto besser ist es.“

So saßen denn auch heute wieder alle im Kasino zusammen, bis es Zeit wurde, nach Haus oder in die Kaserne zu gehen; alle waren mehr oder weniger müde, und im Gegensatz zu gestern fand es heute niemand zu früh, als man um neuen Uhr zu Bett gehen wollte. Ein paar fingen sogar schon an, kurz nach acht Uhr aufzubrechen, und als der dicke Schmidt sich ans Klavier setzte und dort zu spielen und zu singen begann: „Ach ich bin so müde, ach ich bin so matt,“ stimmten die anderen lachend ein.

„Glaubst du, daß du heute schneller einschlafen wirst als gestern?“ fragte Karl seinen Freund Fritz, als sie bald darauf zur Kaserne gingen. „Oder möchtest du auch heute gern noch etwas im Bett lesen.“

„Nicht fünf Minuten, sondern ich werde froh sein, wenn ich im Bett liege und mir die Decke bis an die Ohren gezogen habe.“

„Vergiß nur nicht, deinen Spindschlüssel heute abend abzunehmen,“ mahnte Karl.

„Ich werde mich hüten! Ich denke nicht daran, heute nacht wieder aus dem Bett zu klettern; ich will durchschlafen.“

Das tat er auch, aber als er am nächsten Morgen aufstand, fand er sein ganzes Spind ausgeräumt. Die Uniformen lagen auf der Erde und alles, was sonst noch im Spind gewesen, lag im bunten Durcheinander herum.

„Das ist doch eine bodenlose Unverschämtheit,“ schalt Fritz

und voller Zorn wandte er sich an die Mannschaften, die mit ihm und Karl in derselben Stube lagen. „Wer hat es gewagt, aus dem Spind die Sachen hinauszuerwerfen, und wer hat es gewagt, mein Spind aufzubrechen? Es war verschlossen; hier ist der Schlüssel, ich tate ihn im Brustbeutel.“

Fritz war sehr erregt und Karl stimmte ihm bei. Aber ihre Worte riefen unter den anderen Leuten große Erbitterung hervor. „Wir sind's nicht gewesen; wir sind keine Einbrecher. Wir lassen uns so etwas nicht sagen, wenn Sie auch tausendmal ein Einjähriger sind und wir nur gewöhnliche Soldaten!“

Die „alten Leute“, wie man die Mannschaften nennt, die im zweiten Jahr dienen, fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt, und ihre Augen blitzten zornig auf; ja manche Faust ballte sich. Die Sache hätte vielleicht ein sehr unangenehmes Nachspiel haben können, wenn nicht in diesem Augenblick der Unteroffizier vom Dienst ins Zimmer getreten wäre.

„Na, da sind Sie ja, Einjähriger Köhler,“ wandte er sich an Fritz, „haben Sie Ihre Siebensachen alle wieder gefunden? Einen guten Rat will ich Ihnen geben: es genügt nicht, daß Sie des Abends den Schlüssel abziehen; Sie müssen das Schloß auch zuschließen, sonst kann sich leicht einmal jemand an Ihrem Spind etwas zu schaffen machen, der dort nichts zu suchen hat. Heute nach war ich so frei, alles hinauszuerwerfen — Sie schliefen so schön, daß ich Sie nicht wecken wollte — aber eine kleine Lehre mußte ich Ihnen doch geben.“

Fritz stand mit dunkelroten Wangen da; er schämte sich vor dem Vorgesetzten, aber in erster Linie vor den anderen Kameraden, denen er unrecht getan hatte. „Ich bitte euch um Verzeihung,“ wandte er sich an diese, als der Unteroffizier gegangen war, „ich habe euch im Verdacht gehabt, gewissermaßen bei mir eingebrochen zu sein, und möchte es gern wieder gutmachen, wenn ich es kann.“

Der Zorn der alten Leute war schnell verraucht. Ihre Ehre war wiederhergestellt; nicht der leiseste Verdacht ruhte mehr auf ihnen und schließlich merkten sie's Fritz ja auch deutlich an, daß er es wirklich bereute, so zu ihnen gesprochen zu haben.

Sie dachten nicht mehr daran, noch böse zu sein, aber trotzdem wollten sie wenigstens so tun; etwas Angst wollten sie Fritz doch

einflößen. Die Leute stießen sich heimlich an, flüsterten miteinander und dann trat schließlich der Musketier Petersen vor; der war von großer, kräftiger Figur und ein Riese an Kraft. „Das sagen Sie so, Herr Einjähriger; erst nehmen Sie uns die Ehre und dann sagen Sie einfach: ‚Seid nicht böse, ich hab' mir nix dabei gedacht.‘ Ob wir das so ruhig hinnehmen können und ob Sie nicht doch eine kleine Lektion verdienen, damit Sie in Zukunft vorsichtiger sind, müssen wir uns noch einmal ernstlich überlegen.“

Ein beifälliges Gemurmel war die Antwort der anderen und wie zufällig schob Petersen die Hemdärmel in die Höhe und zeigte seine muskulösen Arme.

Fritz bekam es mit der Angst; er war gewiß nicht feige, aber der Übermacht war er doch nicht gewachsen und vor allen Dingen konnte es seine ganze militärische Karriere gefährden, wenn es zu einer Schlägerei kam.

„Um Himmels willen, Karl, sie werden mich doch nicht etwa angreifen?“

Auch der betrachtete mit einer gewissen Unruhe die Gruppe, die dort zusammenstand, heimlich miteinander flüsterte und lebhaft mit den kräftigen Fäusten gestikulierte.

„Hab nur keine Angst, Fritz; ich steh' dir schon bei, und ehe dich einer anfaßt, da bekommt er schon meine Fäuste zu spüren. Wo die hinschlagen, da wächst für die nächsten fünf Minuten auch kein Gras.“

Endlich nach langen bangen Minuten trat der Sprecher wieder vor. „Wir haben uns das nun überlegt, Einjähriger; Strafe muß sein. Erst hatten wir fünfundzwanzig gedacht, aber das ist ein bißchen viel; zwölf sind schließlich auch genug.“

Fritz fühlte, wie ihm jeder Blutstropfen aus dem Gesichte wich, und auch Karl wurde jetzt plötzlich ängstlich. Trotzdem trat er schnell vor und rief mit lauter Stimme: „Solange ich den Arm noch heben kann, bekommt mein Freund nicht einen einzigen Schlag von euch, geschweige denn zwölf.“

Ein schallendes Gelächter war die Antwort. „Na, die sind aber schön hineingefallen — Kinder, das ist ein Heidenspaß!“ riefen die Leute durcheinander. Dann sagte der Musketier Petersen, während ein gutmütiges Lachen um seinen Mund spielte: „Sehen wir denn so aus, als ob wir ihm etwas tun wollten? Wir wollten

ihm ja nur einen kleinen Schrecken einjagen, und was die fünf- undzwanzig oder besser gesagt die zwölf betrifft, so wollen wir die nicht Ihnen verabreichen, sondern Sie uns — zwölf Glas Bier sollen Sie uns nämlich bezahlen, für jeden eins, da hilft Ihnen kein Zähneklappern."

Nun war das Lachen an Fritz und Karl; dann öffnete Fritz seinen Brustbeutel und nahm daraus zwei Mark, die er Petersen gab. „Hier nehmt und trinkt das Glas Bier auf mein Wohl."

„Danke schön, Herr Einjähriger, das wollen wir nicht vergessen," klang es zurück.

Verschiedene Leute drängten heran, um Fritz die Hand zu drücken; aus allen Gesichtern las er die Freude darüber, daß ihnen ihr derber Scherz so gut gelungen war.

Aber ganz so schnell wie die Mannschaften vergaßen die beiden Freunde den Zwischenfall doch nicht, und in Zukunft paßte Karl immer mit auf, daß Fritz sein Spind auch wirklich abschloß, denn der war des Abends meistens so müde, daß er schon im Stehen einschlief.

Tag für Tag nahm der Dienst seinen regelmäßigen Fortgang, und wenn er auch nicht so schwer war, daß ihn nicht alle gleich leisten konnten, so ermüdete er doch den Körper, denn jetzt hatten die Einjährigen auch das Gewehr in die Hand bekommen, und das Griffeüben nahm seinen Anfang.

Das Gewehr ist nach einem alten Wort die Braut des Soldaten; es soll mit Rücksicht und mit zarter Aufmerksamkeit behandelt werden, damit es keinen Schaden erleidet an seinem Leib (an seinen Holz- und Eisenteilen) und erst recht nicht an seiner Seele (dem leeren Raum im Gewehrlauf). Aber wenn die Einjährigen die ihnen anvertraute Waffe zu sehr schonten und die Übungen zu zaghaft machten, da war es auch nicht recht.

„Feste Griffe," mahnten die Unteroffiziere und Gefreiten. „Feste reingreifen in das Eisen und fest das Gewehr reinschieben in die Schulter! Das muß nur so knacken, aber man darf es doch nicht hören, denn leicht und dabei doch fest, das ist die Kunst, um die sich alles dreht. Grün und blau muß die Schulter in der ersten Zeit sein. Sonst ist der Soldat überhaupt nicht wert, daß ihm ein Gewehr anvertraut wird."

Aber wenn die Vorgesetzten mit diesen Worten auch natürlich absichtlich übertrieben, um ihre Schüler anzuspornen, und wenn Leutnant von Dohlen auch den Einjährigen manchmal belustigt zurief, die Ermahnung der Unteroffiziere nicht allzu wörtlich zu nehmen, so taten die Übungen doch in den ersten Tagen etwas weh.

Aber das wurde durch die Freude, Griffe üben zu können, wieder aufgehoben, denn solange sie das Gewehr noch nicht in der Hand gehabt hatten, waren sie nur halbe Soldaten gewesen. Sehr bald entbrannte zwischen ihnen ein Wettstreit, wer von ihnen zuerst den Griff können würde.

Nach der Meinung des Sergeanten Bülle galt allerdings auch hier das Wort: „Man lernt nie aus,“ und obgleich er selbst wegen seiner schönen Griffe im ganzen Regiment berühmt war, so war es doch seine feste Überzeugung, daß er noch viel zulernen müsse, um wirklich Vollkommenes zu leisten.

Auch bei den Griffen hatte der dicke Schmidt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, aber er ertrug auch das mit gutem Humor.

„Bei Tempo eins soll das Gewehr vor die Mitte des Leibes geführt werden,“ ermahnte ihn der Unteroffizier, „aber nicht vor die Mitte des Bauches. Ich habe gestern nochmals das Reglement daraufhin durchgelesen, aber von einem Bauch steht in dem ganzen Buch nichts drin. Den müssen Sie sich unbedingt abgewöhnen, der ist vollständig unvorschriftsmäßig und hindert Sie außerdem an der Eleganz und an der Elastizität.“

Auch das Hinaufschieben des Gewehres auf die Schulter machte ihm infolge seiner etwas unglücklichen Figur Schwierigkeiten und er mußte deswegen manchen Tadel über sich ergehen lassen. Dann war er ganz zerknirscht, weil er seine Sache gut machen wollte, aber wenn der Dienst zu Ende war, hatte er auch allen Kummer wieder schnell vergessen. Nicht als ob er den Tadel etwa leicht nahm, aber ablegen konnte er seine Fehler ja nur im Dienst selbst. Daß er über die Griffe nachdachte, hatte keinen Zweck. Untugenden kann man dadurch ablegen, daß man sich in stillen Stunden prüft und mit sich selbst zu Gericht geht; Ungeschicklichkeiten kann man aber nur durch Übung los werden, und so übte denn der Dicke am fleißigsten von allen.

Und der Erfolg blieb nicht aus. Er erlebte es eines Morgens, daß der Unteroffizier zu ihm sagte: „Einjähriger Schmidt, ich will Ihnen ein Geständnis machen, das ich vor drei Tagen noch für eine absolute Unmöglichkeit hielt. Früher habe ich immer geglaubt, Sie würden die Griffe niemals lernen; heute aber sage ich Ihnen, vielleicht, aber auch nur vielleicht, lernen Sie sie doch noch einmal.“

Sergeant Bülle vertrat den Standpunkt, es mache leicht übermütig, wenn man zu sehr gelobt werde. So kleidete er denn seine Anerkennung stets in eine Form, daß sie beinahe einem Tadel glich. Aber was seine Lippen dann verschwiegen, verriet das „wohlwollende Auge“, womit er seine Zöglinge musterte.

Der dicke Schmidt erzählte mittags im Kasino, er habe sich über diese lobenden Worte des gestrengen Herrn Sergeanten mehr gefreut, als wenn er im voraus etwas Hübsches zu seinem Geburtstag bekommen hätte, der demnächst sei und der, wie er bei dieser Gelegenheit den Kameraden in durchaus diskreter und zarter Weise mitteilen wolle, von ihnen allen hoffentlich so gefeiert würde, wie es sich in Anbetracht seiner gewichtigen Persönlichkeit gebühre.

Diese kurze Rede wurde mit Jubel begrüßt. Man drang in „den Dicken“, wie ihn alle kurzweg nannten, das Datum seines Geburtstags zu verraten, damit man zu dem frohen Fest beizeiten die nötigen Vorbereitungen treffen könne; aber in komischer Weise lehnte er jede Beantwortung dieser Frage ab. „Erstens geniere ich mich zu verraten, wie alt ich werde, und zweitens könnte das doch so aussehen, als wenn ich von euch erwartete, daß ihr von meinem Geburtstag wirklich auch nur die geringste Notiz nehmt. Bein, das ist mir peinlich; aber wenn wir genau heute in drei Wochen ganz gemütlich beisammen sitzen und uns dann abends trennen, dann werde ich euch sagen, heute habe ich meinen Geburtstag gehabt. Aber vorher erfährt kein Mensch etwas davon.“

Natürlich wurde auch diese Rede mit lautem Beifall begrüßt, und es bildete sich gleich ein Komitee, das es übernahm, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, damit der Tag wirklich würdig gefeiert werde.

„Als Hauptgeschenk wünsche ich mir schon heute, daß ihr mir

an dem Tag erlaubt, nach dem Mittagessen hier eine halbe Stunde zu schlafen. Ihr müßt mir zugeben, daß ich mich sonst in dieser Hinsicht in einer Art und Weise beherrsche, die einen Mucius Scävola beschämen müßte; aber an seinem Geburtstag will doch der Mensch wenigstens eine Freude haben."

Der Vergnügungsausschuß versprach sehr ernsthaft, bei seinen Beratungen für das Fest diese Bitte einer wohlwollenden Prüfung unterziehen zu wollen, bedauerte aber lebhaft, jetzt in dieser Hinsicht noch keine irgendwie bindende Zusage machen zu können.

Der große Ernst, womit das Komitee diese Sache behandelte, erweckte ebenfalls die Heiterkeit der anderen Einjährigen, die sich sowieso in einer ausgelassenen Stimmung befanden. Die ersten vierzehn Tage waren heute herum; sie durften sich fortan unter Menschen und auf den Straßen zeigen; und die Einjährigen des dritten Bataillons sollten am Nachmittag nach Beendigung des Dienstes die Kaserne verlassen und in ihre Privatwohnung zurückkehren.

Darüber freuten sich natürlich alle, wenngleich sie sich gegenseitig etwas verwundert eingestanden, daß die Freude doch nicht ganz so groß war, wie sie das am ersten Tage wohl erwarteten. Sie hatten es sich alle viel schlimmer in der Kaserne vorgestellt, um dann während ihres Aufenthaltes dort einzusehen, daß man in der Kaserne nicht nur leben, sondern sogar sehr gut leben kann. Sie hatten in bezug auf Ordnung und Pünktlichkeit vieles gelernt und auch unter den Mannschaften manchen braven ehrlichen Kameraden getroffen. Das Verhalten der alten Mannschaften gegen Fritz hatte ihnen ferner gezeigt, daß die Leute meistens noch große Kinder sind, die an einem harmlosen, wenn auch etwas derben Scherz Freude und Vergnügen finden.

Das zeigte sich auch, als Fritz und Karl am Nachmittag von ihren alten Stubenkameraden Abschied nahmen und jedem einzelnen die Hand reichten. Es war zwar kein Abschied für immer, denn man sah sich ja täglich während des Dienstes wieder, aber das Zusammenwohnen hörte doch auf.

„Na, die Herren Einjährigen,“ meinte Petersen, als er den beiden die Hand gab, „dann lassen Sie es sich zu Hause so gut gehen, wie wir es Ihnen von Herzen wünschen, und wenn Sie

mal wieder zwölf Glas Bier los sein wollen, dann haben Sie ja nun gelernt, wie das gemacht wird. Und wenn es Ihnen nicht darauf ankommt, uns ist es einerlei, ob es ein Dutzend ist oder ob es ein paar mehr sind. Wir sind nicht so."

Fritz und Karl verstanden den zarten Wink; so griffen sie denn in die Tasche und jeder legte eine Mark auf den Tisch. „Hier, Herrschaften, da trinkt noch ein Glas Bier auf unser Wohl."

Petersen strahlte vor Vergnügen, daß er so rasch verstanden worden war; er steckte das Geld auch sofort ein, aber dann sagte er anscheinend ganz verwirrt: „So war das aber doch nicht gemeint — ich meinte nur — aber wenn Sie wirklich so meinen, Herr Einjähriger, na dann meine ich, daß ich ebenso meine."

Lachend schlug Karl ihm auf die Schulter. „Petersen, Sie sind doch ein geriebenes Huhn."

Der wollte sich totlachen. „Wie können Sie nur so etwas von mir denken, Herr Einjähriger! Ich bin der harmloseste Mensch von der Welt; nur wenn ich jemand hineinlegen kann, macht mir das ein banniges (großes) Vergnügen. Na, nichts für ungut, mein Name ist auch in Zukunft Petersen, und wenn Sie einmal beim Exerzieren oder sonst irgendwie ‚im Druck sind‘ (in einer unangenehmen Lage), ich ziehe Sie raus, da können Sie sich drauf verlassen."

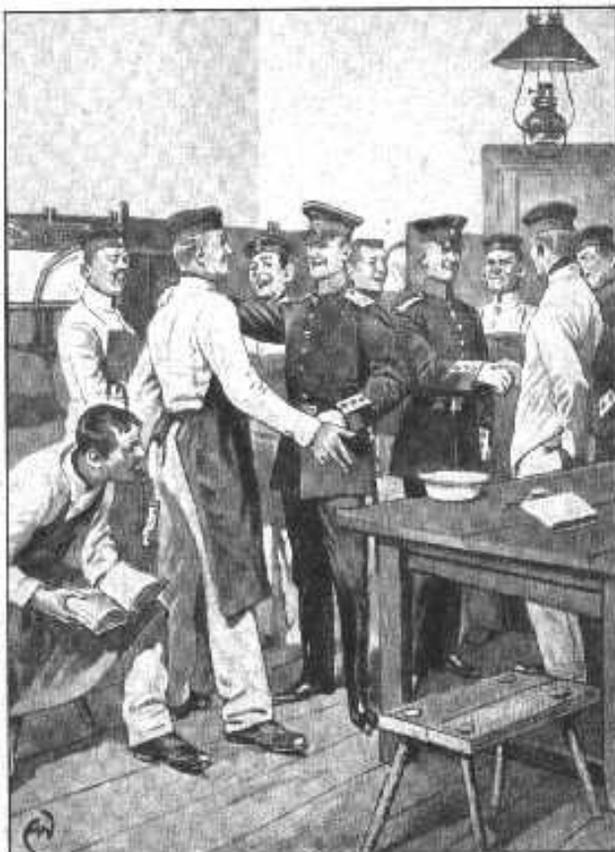
Zu Haus erwartete Frau Krause ihre beiden Einjährigen. Zur Feier des Tages hatte sie ein gutes Kleid angezogen und auch sonst Vorbereitungen getroffen. In jedem Zimmer prangte ein kleiner Blumenstrauß, auf dem Tisch stand der warme Kaffee und ein eigenhändig gebackener Kuchen.

Das Zimmer von Karl war etwas größer als das von Fritz; so hatten sie sich gleich darauf geeinigt, die größere Stube als gemeinsames Wohnzimmer zu betrachten. Jetzt setzten sie sich an den gedeckten Kaffeetisch, und Frau Krause mußte sich auch eine Tasse holen.

Während die sich selbst ihren Kuchen am besten schmecken ließ, mußten sie erzählen, wie es ihnen inzwischen ergangen war, und dann fing Mutter Krause an, die beiden zu loben. „Namentlich Ihnen, Herr Fritz, muß ich sagen, Sie haben sich mächtig zu Ihrem Vorteil herausgemacht, schon jetzt in diesen vierzehn Tagen; da

sollen Sie sich erst mal in den Spiegel sehen, wenn Sie ein halbes Jahr hinter sich haben. Mein seliger Mann hat mir einmal einen Artikel aus einem Blatt vorgelesen; das war eine Reisebeschreibung von der Riviera oder wie es da unten heißt, wo im Winter all die reichen Leute hingehen, wenn sie hier anfangen zu frieren. Es stand da

drin, da unten holen sie sich rote Backen. Wir haben darüber ordentlich gelacht, und mein Mann hat gesagt, rote Backen kriegt man auf dem Kasernenhof viel billiger, und festfrieren tut man da auch nicht. Passen Sie mal auf, Sie brauchen in Ihrem Leben nie an die Riverra, denn wenn Sie in späteren Jahren einmal die Modekrankheit kriegen, die darin besteht, daß



„Peterken, Sie sind doch ein geriebeneres Gahn!“

Sie nach dem Süden müssen, dann melden Sie sich man schnell freiwillig zu einer Reserveübung und dann sollen Sie mal sehen, wie flink Sie wieder zu Kräften kommen.“

Wenn Frau Krause einmal sprach, hörte sie so bald nicht wieder auf; daher wurde es Fritz und Karl nicht leicht, die Sitzung endlich aufzuheben.

„Seien Sie nicht böse, liebe Frau Krause, aber wir müssen uns noch umziehen. Wir dürfen heute zum ersten Male zur Stadt gehen; da haben wir uns zu einem gemeinsamen Spaziergang verabredet und wollen uns hinterher in dem großen Café treffen, ein paar Zeitungen lesen, damit man mal wieder weiß, was in der Welt vorgeht; um neun Uhr müssen wir ja schon wieder zu Hause sein. Urlaub gibt es noch nicht.“

„Das ist für junge Leute auch sehr gut,“ meinte Frau Krause. „Wenn Sie später am Sonnabend mal ein paar Stunden später schlafen gehen, dann schadet es nichts; dann können Sie am Sonntag etwas länger im Bett liegen, wenn Sie nicht gerade Kirchgang haben. Aber sonst? Früh rein in die Federn und früh wieder raus, das erhält jung. Na, da will ich Sie nur nicht länger stören; aber den Kuchen will ich lieber wieder mit rausnehmen, wenn Sie ihn jetzt doch nicht aufessen, denn wenn der hernach Ihren beiden Putzern in die Hände fällt, da bleibt dann auch nicht ein Krum übrig.“

Da mochte sie nicht ganz unrecht haben, denn als wenig später die beiden Putzkameraden erschienen, warf wenigstens Blasebalg so sehnsüchtige Blicke zu den Kuchenkrümeln herüber, die auf dem Teller lagen, daß er einem ganzen Stück Kuchen gegenüber sicher in Versuchung gekommen wäre, es verschwinden zu lassen.

Pünktlich auf die verabredete Minute trafen sich alle Einjährigen vor ihrem Kasino und machten dann ihren Spaziergang durch die hell erleuchteten Straßen der Stadt. Natürlich gingen sie in ihrer Extrauniform mit der Lackkoppel, dem Extraseitengewehr und schneeweißen Handschuhen.

Es war ein ziemlich rauher Herbsttag; trotzdem hatte keiner von ihnen daran gedacht, einen Mantel anzuziehen. Sie waren stolz, sich endlich in ihrer guten Uniform zeigen zu können, und wollten sich nun recht bewundern lassen. Auch mußten sie doch zeigen, daß sie Soldaten waren, die etwas Kälte ertragen können und nicht gleich wie ein Zivilist den Mantel anziehen, sobald es kühl wird.

Am liebsten hätten sie nach Studentenart einen großen gemeinsamen „Renommierbummel“ ausgeführt, aber so viel wußten sie doch schon, das wäre unmilitärisch gewesen, und auf der anderen Seite hätte es zu kommißmäßig ausgesehen, wenn plötzlich auf

dem Trottoir ein ganzer Trupp von Einjährigen aufgetaucht wäre und den Verkehr gehemmt hätte.

So teilte man sich denn in verschiedene kleine Gruppen und verabredete, wann man sich im Café treffen wollte.

Man ging natürlich nur durch die belebtesten Straßen, um zu sehen und gesehen zu werden; aber ganz so einfach, wie sie es sich gedacht hatten, war das Spaziergehen doch nicht. Es stand zwar nur das eine Regiment in der Stadt, aber trotzdem tauchte alle paar Minuten ein Vorgesetzter auf, ein Unteroffizier, ein Leutnant oder gar ein höherer Offizier. Dann galt es, schnell von dem Trottoir auf den Fahrdamm zu treten, um die richtige Ehrenbezeugung zu erweisen. Das war gar nicht leicht. Die Einjährigen gehörten fast alle verschiedenen Kompanien an; so hatte jeder vor seinem eigenen Leutnant, Hauptmann und Major Front zu machen, während die anderen vor diesen nur die Hand an die Mütze zu legen brauchten, weil es nicht ihre „direkten“ Vorgesetzten waren.

Aber wenn der eine Einjährige vor seinem Hauptmann, der ihm zufällig begegnete, Front machte, dann fuhr das seinen Begleitern derartig in die Glieder, daß sie ganz unwillkürlich dasselbe Honneur mitmachten. So kamen sie eigentlich aus den falschen Ehrenbezeugungen gar nicht heraus. Ihre Furcht, daß ihnen daraus Unannehmlichkeiten erwachsen würden, erwies sich aber als grundlos; die Vorgesetzten drückten die Augen zu, weil sie wußten, daß nur ein zu großer Dienstfeifer daran schuld war.

Aber Leutnant von Dohlen nahm die Einjährigen doch am nächsten Tage miteinander vor und ermahnte sie, wenn sie mal wieder zusammen ausgingen, sich wenigstens in der ersten Zeit lieber bataillonsweise zusammenzutun; dann seien Irrtümer, wie sie ihnen tags zuvor begegnet waren, viel seltener.

Die Einjährigen begriffen gar nicht, daß sie nicht von selbst auf diesen ebenso praktischen wie einfachen Ausweg verfallen waren.

Das erste Vierteljahr. ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Der große Tag der Vereidigung war da. Ausführliche Instruktionsstunden waren dem vorausgegangen, in denen auf die Heiligkeit des Eides und auf die Pflichten des Soldaten immer wieder hingewiesen worden war. Heute sollten die Sol-

daten nun den Eid schwören, und zwar in Gemeinschaft mit den bereits früher eingestellten Rekruten.

Vom frühen Morgen an herrschte schon in der Kaserne ein reges Leben und Treiben. Für die Rekruten war die dritte Garnitur von der Kammer heruntergegeben worden und die Leute, die sonst nur in der schlechten Exerzieruniform herumliefen, kamen sich in den guten Röcken und Hosen so feierlich und vornehm vor, daß sie sich kaum hinzusetzen wagten. Auch die Einjährigen hatten natürlich ihren allerbesten Dienstanzug angelegt, und schon eine Stunde vor dem Antreten auf dem Kasernenhof mußten sie auf ihren Stuben sein, um von den Unteroffizieren und Gefreiten immer wieder aufs neue gemustert zu werden.

Endlich ertönte das Kommando zum Herunterrücken. Die Kompanien traten auf ihrem Appellplatz an, wo die Leute zu zwei Gliedern genau der Größe nach rangiert wurden. Auch die Einjährigen wurden da mit eingereiht, und so kam es, daß sie heute zum ersten Male mit den anderen in Reih und Glied standen.

Das war ihnen allen ein neues fremdes Gefühl. Jetzt merkten sie eigentlich erst recht, daß es beim Militär keinen Ranges- und Standesunterschied gibt, daß sich da alle gleich sind, und das Gefühl, Angehörige eines großen Ganzen zu sein, erfüllte sie mit Stolz und ließ sie schon heute geloben, den Platz, auf den sie später in der Kompanie gestellt würden, nach besten Kräften auszufüllen.

Unter der Führung des Hauptmannes und der Kompanieoffiziere wurde bataillonsweise zur Kirche marschiert und dort wurden kompanieweise die Plätze eingenommen.

Als die letzten in der Kirche eingetroffen waren, ertönten draußen die Klänge der Regimentsmusik und gleich darauf helle Kommandos. Die Fahnenkompanie, die schon früher abgerückt war, um aus der Wohnung des Herrn Oberst die Fahnen abzuholen, war eingetroffen. Gleich darauf wurden sie von den Unteroffizieren, die die Auszeichnung besitzen, die Feldzeichen bei allen feierlichen Gelegenheiten tragen zu dürfen, unter Begleitung der jüngsten Offiziere des Regiments in die Kirche gebracht, um dann auf dem Altar Aufstellung zu finden, so daß die Augen der jungen Soldaten sie während des ganzen Gottesdienstes vor sich hatten. Dann begann die Orgel zu spielen, der gemeinschaftliche

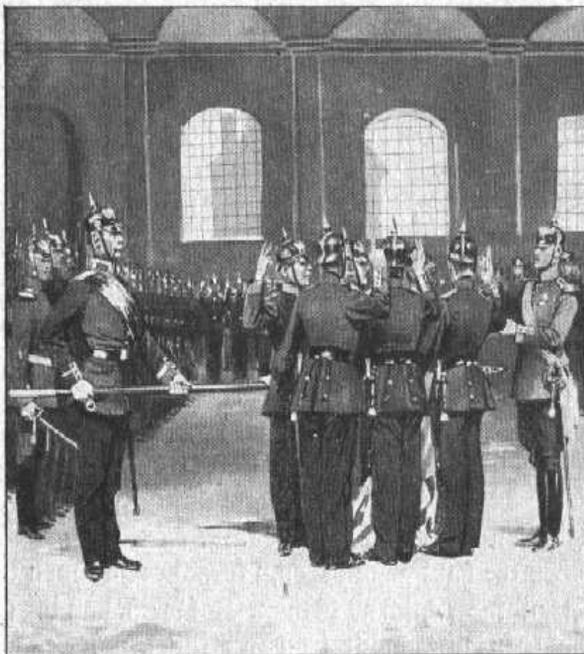
Gesang setzte ein, bis der Militärgeistliche die Kanzel bestieg, um über den Spruch zu predigen: „Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

In einfachen, schlichten, leicht verständlichen Worten, die aber gerade deshalb um so tiefer in die Herzen drangen, ermahnte er die Soldaten, ihre Pflicht gegen ihren Kaiser und ihren Gott zu tun; er knüpfte an die Worte des Kaisers an, mit denen er damals die Soldaten

nach China entlassen hatte:

„Nur ein guter Christ kann ein guter Soldat sein!“ Er wies

kurz hin auf die glorreiche Geschichte des Regiments und ermahnte sie alle, den Fahneneid, den sie nachher schwören würden, treu zu halten, nicht nur solange sie die Uniform trügen, sondern bis an ihr Lebensende.



Der Adjutant sprach mit lauter Stimme den Fahneneid vor.

Wie aus Erz gegossen standen während der ganzen Zeit die Fahnenräger da, mit der entrollten Fahne zu Fuß, an jeder Seite neben ihnen ein Offizier mit gezogenem Degen. Nichts rührte und regte sich an ihnen; erst als der Segen gesprochen war und die Fahnen sich zur Ehre Gottes gesenkt hatten, kam wieder Leben in die bisher starren Gestalten. Es war niemand in der Kirche, den die ernstesten Worte des Geistlichen und die Feierlichkeit der ganzen Handlung nicht tief ergriffen hatte.

Als die Fahnenkompanie wieder mit klingendem Spiel ab-

gerückt war, verließen alle stumm und bewegt das Gotteshaus. Im strammen Marsch ging es wieder zur Kaserne. Dort wurde die wirkliche Vereidigung vorgenommen. Die Rekruten eines jeden Bataillons sammelten sich um ihre Fahne und der Adjutant sprach den Angehörigen der verschiedenen Konfessionen und der verschiedenen preußischen Kontingente mit lauter Stimme den Fahneneid vor. Während die Leute ihre linke Hand auf die Fahne legten und die Finger der rechten Hand zum Schwur in die Höhe hoben, sprachen sie die Worte nach: „Ich schwöre Seiner Majestät meinem allergnädigsten Kaiser bei Gott einen leiblichen Eid, daß ich Allerhöchstdemselben in allen und jeden Vorfällen, bei Tag und bei Nacht, in Kriegs- und in Friedenszeiten, zu Wasser und zu Lande und an welchem Ort es auch immer sei, treu und redlich dienen, Gutes und Rechtes fördern, Schaden und Nachteil aber abwenden und mich stets so betragen will, wie es einem pflichtliebenden, rechtschaffenen und unverzagten Soldaten eignet und gebührt. So wahr mir Gott helfe! Amen.“

Wer geschworen hatte, trat zurück, um anderen Platz zu machen, bis auch der letzte vereidigt war. Dann meldeten die Adjutanten, daß die Vereidigung beendet sei. Die Leute formierten sich wieder kompanieweise, und nun ergriff der Herr Oberst das Wort, um seine Mannschaften nochmals auf die Bedeutung des soeben geleisteten Eides hinzuweisen.

„Ihr habt geschworen,“ sprach er zu ihnen mit lauter Stimme, „treu und redlich zu dienen. Ich weiß, daß ihr alle die beste Absicht habt, euren Schwur treu zu erfüllen, aber es kann doch einmal die Stunde kommen, in der die Versuchung an euch herantritt in der eure Kräfte zu erlahmen drohen, oder in der ihr glaubt, nicht das leisten zu können, was von euch verlangt wird. Dann müßt ihr aufsehen zu euren Vorgesetzten, die stets bemüht sind, euch in jeder Hinsicht ein Beispiel treuester Pflichterfüllung zu sein. Das beste Beispiel könnt und müßt ihr euch aber an eurem Kaiser nehmen, dem ihr soeben die Treue gelobt habt. Ihr wißt, wie er die Armee liebt, wie er ihr das ganze Interesse schenkt, wie er bei den großen Manövern oder bei den großen Übungen vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Sattel sitzt, dabei jede Bewegung seiner Truppen verfolgt, wie er keine Müdigkeit

kennt. Wir haben einen Soldatenkaiser, um den uns alle anderen Völker beneiden, und so wollen wir ihm in dieser Stunde danken für die Liebe, die er seiner Armee entgegenbringt; wir wollen überdies unserer Liebe zu ihm dadurch Ausdruck geben, daß wir rufen: Seine Majestät unser oberster Kriegsherr, unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, er lebe — hurra, hurra, hurra!"

Die Regimentsmusik blies einen Tusch und spielte dann „Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands, heil Kaiser dir“. Die Fahnen senkten sich aufs neue, und salutierend legten die Offiziere die Hand an den Helm, bis der letzte Ton verklungen war.

Dann trat die Fahnenkompanie wieder an, um die in siegreichen Kriegen von feindlichen Geschossen zerfetzten Feldzeichen in die Wohnung des Kommandeurs zurückzubringen. Im strammen Parademarsch rückte die Kompanie ab; die Musik spielte: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben, die Fahne weht mir schwarz und weiß voran.“ Und alle sahen sehnsuchtsvoll der davonmarschierenden Truppe nach: wenn sie doch auch erst so weit wären, daß sie mit der Musik hinter der Fahne durch die Straßen der Stadt marschieren dürften.

Die feierliche Handlung war vorüber; die Kompanien wurden entlassen; der Rest des Tages war dienstfrei. Nur die Sachen mußten wieder abgegeben und auf die Kammer zurückgebracht werden, sonst konnten alle bis zum Zapfenstreich machen und tun, was sie wollten.

Die Einjährigen hatten beschlossen, diesen Tag durch ein kleines Fest im Kasino zu feiern, und führten das auch aus. Sie hatten geglaubt, sie würden dabei recht lustig sein, aber eine laute Stimmung kam nicht auf. Die feierliche Handlung lebte noch in ihnen nach; sie alle waren von dem Ernst der verlebten Stunden noch zu sehr durchdrungen, als daß sie sich über gleichgültige Dinge hätten unterhalten können.

So brach man denn viel früher auf, als man geglaubt hatte. Auch ohne daß sie es sich gegenseitig gestanden, wußten sie, daß ein jeder den Wunsch hatte, seinen Eltern und seinen Angehörigen von dem, was sie heute erlebten, Mitteilung zu machen. Für sie alle war ja ein Wendepunkt eingetreten; nun waren sie erst wirkliche Soldaten.

Auch Fritz und Karl hatten das Bedürfnis, nach Haus zu berichten, um so mehr, als sie in der letzten Zeit nicht allzuviel dazugekommen waren. In der Kaserne hatte es ihnen an Ruhe und Gelegenheit gefehlt, ausführlich zu schreiben, und dann hatte der Dienst ihre Zeit, aber auch ihre körperliche Frische so sehr in Anspruch genommen, daß sie nur kurze Zeilen senden konnten, aus denen die Eltern ersahen, daß es ihnen gut ging und sie am Soldatenleben Gefallen fanden.

Aber die richtige Freude, Soldat zu sein, war erst heute über sie gekommen. Das klang aus jedem ihrer Worte heraus, die sie jetzt nach Haus schrieben, und welche Freude sie damit hervorriefen, das zeigte am besten der Brief, den Fritz wenige Tage später als Antwort von seinem Vater erhielt.

„Mein lieber guter Fritz!

„Dein Brief hat uns alle sehr erfreut, ja noch mehr, es hat uns mit Stolz erfüllt, daß Du von dem Ernst der heiligen Handlung, die Du mit erlebt hast, so durchdrungen bist und, wie ich sicher weiß, auch bleibst. Gerade in der heutigen bewegten und schnelllebenden Zeit tut es doppelt not, daß die deutsche Jugend sich ihren Glauben bewahrt und ihre Ideale hochhält. Laß Dir beides auch in späteren Jahren nicht rauben. Diejenigen, die vielleicht versuchen werden, es zu tun, würden Dir das Beste nehmen, was Du hast, ohne Dir dafür auch nur den geringsten Ersatz bieten zu können. Bleibe Gott, Deinem Kaiser, aber auch Dir selber treu — nur dann wird es Dir stets wohl gehen auf Erden.

„Die Liebe und Begeisterung zu Deinem Berufe, die aus allen Deinen Worten herausklingt, hat uns sehr froh gestimmt. Am Anfang klang ja manchmal ein heimlicher Seufzer aus Deinen Zeilen hervor, wengleich ich merkte, daß Du Deine wahre Ansicht nicht verraten wolltest, um uns nicht zu betrüben. Trotzdem habe ich mich aber manchmal gefragt, ob ich recht daran tat, Deinen Wunsch, schon jetzt mit Karl Dein Jahr abzudienen, zu erfüllen. Dein letzter Brief zeigt mir, daß meine Befürchtungen gottlob grundlos war, daß Du gesund an Leib und Seele bist, daß es Dir in jeder Hinsicht gut geht, daß der Dienst Dir keine Schwierigkeiten bereitet und daß Du Dich im Kreise Deiner Kameraden

wohl und glücklich fühlst. Pflege die Kameradschaft, soweit Du es vermagst; Du kannst da leicht Freundschaften schließen, die für das Leben dauern. Dir brauche ich nicht erst zu sagen, daß man nicht durch gemeinsames Trinken und gemeinsame leichtsinnige Streiche sich seine Freunde erwirbt, sondern dadurch, daß man sich bemüht, den Charakter der anderen wirklich kennen zu lernen und daß man sich ihnen wirklich anpaßt.

„Ob es uns möglich sein wird, Dich vor Weihnachten, wie wir es ja eigentlich wollten, noch einmal zu besuchen, erscheint mir heute zweifelhaft; ich habe viel zu tun und wir erwarten Besuch, den wir um so weniger abweisen können, als er uns herzlich willkommen ist.

„Um so größer wird die Freude sein, wenn wir Dich Weihnachten bei uns sehen. Wir werden sehr stolz auf Dich sein, wenn Du zum ersten Male in Uniform erscheinst, nicht weil Du den bunten Rock anhast, denn das Kleid macht ja nicht den Menschen, aber wir werden stolz auf Dich sein, weil Du auch in der Fremde in völlig neuer Umgebung der brave Mensch geblieben bist, der Du warst.

„Daß Du mit dem Geld, was für Deine Dienstzeit ausgesetzt ist, reichlich auskommen wirst, wie Du mir schreibst, war mir sehr lieb zu hören, denn Du weißt ja, daß ich über keine Reichtümer verfüge. Aber an das Sparen brauchst Du deshalb doch nicht so viel zu denken. Erübrigst Du etwas, so wird Dir das selbst später von Nutzen sein, aber sei auch nicht zu sparsam, genieße das Jahr und gönne Dir ruhig hin und wieder ein kleines Extravergnügen. Selbst der fleißigste Mann kann nicht immer nur arbeiten; Geist und Körper verlangen zuweilen nach einer Zerstreuung.

„Laß bald wieder von Dir hören, aber schreib nur, wenn Du Zeit hast. Es wäre egoistisch von uns, zu verlangen, daß Deine Mußestunden nur den Briefen und uns gewidmet sein sollen.

„Grüß Deine Freund Karl herzlich von uns. Wir sind glücklich, daß ihr so gut untergebracht seid und daß ihr auch jetzt gemeinsam Leid und Freund des Soldatenlebens kennen lernt.

„Wir alle grüßen Dich herzlichst und ich bin in inniger Liebe

Dein treuer Vater.“

So sehr sich Fritz auch über diesen Brief freute und so stolz ihn das Lob seines Vaters machte, ein großer Kummer mischte sich doch hinein: daß der Besuch der Eltern, auf den er fest gehofft hatte, nun vorläufig nicht stattfinden würde. Und er hatte sich doch so darauf gefreut, ihnen die Stadt zu zeigen, vor allen Dingen aber „seine“ Kaserne, die nun seine Welt ausmachte.

Sein Kummer wurde auch dadurch nicht geringer, daß auch Karls Eltern geschrieben hatten, sie würden wohl kaum noch in diesem Jahre zu Besuch kommen; das bevorstehende Weihnachtsfest und im Anschluß daran der Beginn des neuen Jahres stelle so große Anforderungen an den Geldbeutel, daß man sehr rechnen und überlegen und nach Möglichkeit jede unnütze Ausgabe vermeiden müsse.

Das Wort „geteilter Schmerz ist halber Schmerz“ ließ dieses Mal die Enttäuschung nicht leichter ertragen.

Aber auch jetzt war es Karl, der zuerst den Kopf wieder oben hatte. „Na, Fritz, nun sei wieder lustig und gute Dinge! Du kennst ja auch das schöne Lied aus der ‚Fledermaus‘, das uns der dicke Schmidt neulich vorsang: ‚Glücklich ist, wer vergißt, was doch nicht zu ändern ist.‘ Gewiß, als Lebensmotto möchte ich mir das Wort nicht gerade erwählen, dazu ist es mir zu leicht, zu wenig ernsthaft; aber für unsere jetzige Lage paßt es. Die Hauptsache ist ja, daß wir wissen, wie zufrieden unsere Eltern mit uns sind. Und je länger die Trennung, um so größer nachher die Freude des Wiedersehens! Weihnachten ist nicht mehr allzu fern.“

Anstatt gleich zu antworten, ging Fritz an den Abreißkalender, der an der Wand hing, und zählte nach. „Noch sieben ganze Wochen! Und wer weiß, ob wir dann überhaupt Urlaub bekommen.“

„Na, sei so gut, ja!“ schalt Karl. „Warum machst du denn mit einem Male ohne jede Veranlassung junge Pferde scheu? Selbstverständlich bekommen wir Urlaub, denn daß wir uns dienstlich oder außerdienstlich etwas zuschulden kommen lassen und dadurch von der Liste der Urlauber gestrichen werden, ist doch wohl ausgeschlossen.“

„Ganz gewiß, das gibt es nicht,“ stimmte Fritz ihm bei, „ich habe sogar schon daran gedacht, mir besondere Mühe zu geben,

noch mehr als bisher. Ob es dann nicht zur Belohnung ein paar Tage extra gibt?"

Karl lachte lustig auf. „Du bist doch noch ein Kind. Du denkst wohl noch an deine Jugendzeit, da wir uns statt eines Stücks Kuchen zwei nehmen durften, wenn wir besonders brav gewesen waren. Wenn du dich jetzt noch mehr anstrengen willst als bisher, so zeigt das, daß du bisher deine Pflicht nicht ganz getan hast, denn die verlangt die Anspannung aller Kräfte bis zum letzten, oder aber es beweist, daß du mehr leisten willst, als du kannst. Beides wäre in gleicher Weise falsch.“

Fritz bekam bei diesen Worten einen etwas roten Kopf, dann fragte er ablenkend: „Und du glaubst wirklich, daß es Weihnachten nur die paar Tage Urlaub gibt?“

„Soviel ich weiß, gibt es elf Tage, vom 23. Dezember bis zum 2. Januar, das ist eine lange Zeit. Du mußt bedenken, daß unser Jahr doch schnell herum ist. Dazu kommt, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach Neujahr vorgestellt werden sollen, und ich glaube, wir werden während unseres Urlaubs, wenigstens nach der Meinung unserer Vorgesetzten, mehr als genug wieder von dem vergessen, was sie uns mühsam beigebracht haben.“

Wie sehr Karl mit diesen Worten recht hatte, bewies eine kleine Rede, die Sergeant Bülle seinen Einjährigen am nächsten Morgen hielt: „Wenn ich daran denke, daß Sie Weihnachten auf Urlaub fahren wollen mit der ausgesprochenen Absicht, dann wieder beinahe ein Zivilist zu werden und alle meine Lehren zu vergessen, da habe ich schon jetzt schlaflose Nächte. Heute hat mir sogar geträumt, Sie kämen alle in Zivil vom Urlaub zurück, mit Bügelfalten in den Hosen und eleganten Paletots und ganz bunten und modernen Krawatten. Da bin ich aufgewacht und habe um Hilfe gerufen, so fürchterlich sahen Sie aus. Aber damit Sie mir während der bevorstehenden Weihnachtstage, die ja Gott sei Dank noch in weiter Ferne liegen, nicht ganz verwildern, da habe ich heute nacht meinem Kaiser gelobt, die Zügel der Regierung jetzt etwas fester in meine Hand zu nehmen. Wir werden das Exerzieren von nun an mit noch mehr Hochdruck betreiben als bisher.“

Der einzige, der diese Rede sehr ernsthaft nahm, war der dicke Schmidt; der fiel immer auf die Worte des Sergeanten Bülle

hinein. Das machte dem Sergeanten das größte Vergnügen, wenn jemand seinen Drohungen glaubte, von deren Wahrheit er selbst am allerwenigsten überzeugt war.

So stöhnte der dicke Schmidt denn laut auf, die anderen Einjährigen aber fingen an zu lachen, und selbst der Sergeant verzog den Mund zu einem Lächeln, dann aber sagte er anscheinend ganz ernsthaft: „Ich bitte die Einjährigen, nicht zu lachen, denn bei Lebzeiten lacht ein Soldat überhaupt nicht. Und wenn der Einjährig-Freiwillige Schmidt stöhnt, so hat er sehr recht damit getan; vor allen Dingen aber beweist dieser Seufzer seinen Geist und seine hohe Intelligenz, denn er sieht klar und deutlich ein, was ihm bevorsteht. Und der Geist ist die Hauptsache. Na, kommen Sie gleich einmal her, Einjähriger Schmidt; ich werde Sie mit zarter Hand weiter in die Geheimnisse des langsamen Schrittes einführen.“

Der Dicke stöhnte von neuem laut auf und unwillkürlich sah er sich hilfesuchend um. Da bemerkte er, nur wenige Schritte entfernt, seinen Leutnant von Dohlen stehen; der hatte die Rede des Sergeanten mit angehört, und daß sie auch ihm Spaß gemacht hatte, verriet sein vergnügtes Gesicht. Jetzt winkte er dem Dicken mit den Augen aufmunternd zu, so daß der gleich wußte, „dir passiert nicht Böses“. Und als der Sergeant ihn nun vornahm, da merkte er sehr bald aufs neue, daß diejenigen Vorgesetzten, die am meisten drohen und schelten, die harmlosesten sind.

Man war inzwischen natürlich von dem langsamen Schritt auch schon zu dem Geschwindschritt übergegangen; aber das Alte wurde zwischendurch immer wiederholt, ebenso wie die einfachsten Freiübungen auch jetzt noch abwechselnd mit den schwierigeren durchgenommen wurden. Mit den Gewehrgriffen war man bei dem Präsentieren und dem Laden mit Exerzierpatronen angekommen, denn die scharfe Munition bekommt der Soldat nur auf dem Schießplatz in die Hand, und auch da wird auf das strengste aufgepaßt, daß mit den scharfen Patronen kein Unfug irgendwelcher Art getrieben wird.

Der Tag, an dem die Einjährigen zum ersten Male scharf schießen sollten, war für die nächste Woche festgesetzt und alle waren in großer Aufregung, wie die Sache verlaufen würde. Jeder wollte natürlich seine Bedingung erfüllen, das heißt, mit

der vorgeschriebenen Patronenzahl die verlangten Treffer erzielen. Denn das Schießen ist und bleibt die Hauptsache. Wer schlecht schießt, seine Bedingungen nicht gleich erfüllt, sondern sich Patronen nachgeben lassen muß, der wird den „Schlumpfschützen“ zugeteilt und muß mit diesen, wenn die anderen mit dem Dienst bereits fertig sind, noch nachzielen. Das ist wenig ehrenvoll, denn jeder will doch zu den Besten, nicht zu den Schlechtesten gehören.

So gab man sich denn jetzt die größte Mühe, sich nach Möglichkeit auf den großen Tag vorzubereiten. Der Schießunteroffizier und die Gefreiten belehrten die Einjährigen unermüdlich in der Kunst, mit der rechten Hand den Kolbenhals „saugend“ zu umfassen, den rechten Zeigefinger an den Abzug zu legen, ganz langsam Druckpunkt zu nehmen und dann ganz allmählich den Finger immer weiter zu krümmen, immer weiter, ganz ruhig, ganz langsam, bis dann der Schuß sozusagen von selber losging.

Aber trotzdem diese Ermahnungen mit sanfter, leiser Stimme, mit wahrer Engelsgeduld immer und immer wieder gegeben wurden, krümmten sehr viele den Finger doch nicht langsam, sondern „rissen mit einem Male durch“ oder aber sie machten den Fehler, daß sie in dem Augenblick, wenn sie das Gewehr abdrückten, „muckten“, das heißt, daß ihr Körper ängstlich und erschrocken zusammenfuhr. Das Resultat ist dann immer dasselbe. Der Schütze läßt die Mündung sinken. die Visierlinie ist plötzlich auf einen ganz anderen Punkt gerichtet wie vorher oder man schießt dann entweder vorbei oder man trifft „Scheibe“ anstatt „Strich“ oder „Ring“.

Das Mucken ist eine böse Angewohnheit, gegen die so leicht kein Kraut gewachsen ist. Nur immerwährende Ermahnungen und Belehrungen können da mit der Zeit helfen. Mit dem guten Willen allein und der noch so festen Absicht, „ich will nicht mucken“, ist es nicht getan.

Das mußte Fritz an sich erfahren, als man nun anfing, mit dem Zielgewehr zu schießen. Anstatt mit einer scharfen Patrone ist es mit einem kleinen Bolzen geladen; man schießt damit auf kurze Entfernungen gegen eine im verkleinerten Maßstabe hergestellte Ringscheibe.

Fritz war beim Zielen immer der Beste gewesen. er hatte das Gewehr stets auf das genaueste eingestellt und manches Lob geerntet, auch von seinem Leutnant Worte der wärmsten Anerkennung erhalten; ja es war ihm prophezeit worden, er werde sicher noch einmal ein sehr guter Schütze werden.

Und nun muckte er! Er war nicht ängstlich; er wußte ja ganz genau, daß der Schuß nicht hinten zum Verschuß herauskommt, sondern vorn aus der Mündung, und vor dem kleinen Stoß, den das Abfeuern des Gewehres verursacht, fürchtete er sich erst recht nicht. Die ersten beiden Male hatte er sehr ruhig und sehr gut „durchgezogen“, aber dann plötzlich gemuckt, ohne zu wissen warum und weshalb. Er wollte es sich abgewöhnen, anstatt dessen wurde es immer schlimmer.

Der Schießunteroffizier rang die Hände, und auch Leutnant von Dohlen war ganz verzweifelt. „Was machen wir nur mit Ihnen?“ fragte er Fritz, aber auch der wußte keine Antwort.

So wurde denn beschlossen, ihm ein paar Tage lang das Zielgewehr nicht in die Hand zu geben; vielleicht daß sich dann seine Nerven von selbst beruhigten, und er sich das Mucken ebenso schnell wieder abgewöhnte, wie er es sich angewöhnt hatte. Fritz sah dem ersten Scharfschießen, als einziger von allen Einjährigen, voller Unruhe entgegen, und da vermochte auch Karl ihn nicht zu trösten, bis er schließlich gar nicht mehr davon sprach, um die Gedanken des Freundes abzulenken.

Auf den Schießdienst hätte Fritz im Gegensatz zu den Kameraden gern verzichtet, dafür machte ihm ein anderer Dienstzweig um so mehr Vergnügen; das waren die Übungen draußen im Gelände. Unter der Führung ihres Leutnants von Dohlen marschierten die Einjährigen zweimal in der Woche nach draußen, auf den großen Exerzierplatz, auf einen hügeligen Terrainabschnitt oder sonst nach einem geeigneten Punkt. Dort begannen die Vorbereitungen für das Schützengefecht und in erster Linie das Entfernungschätzen, um im Ernstfalle bestimmen zu können, wie weit der Feind entfernt sei, und um demgemäß für das Gewehr das richtige Visier und den richtigen Haltepunkt wählen zu können.

Natürlich kamen im Anfang sehr grobe Fehler vor. Ein Objekt, das kaum hundert Meter entfernt stand, wurde auf zweihundert,

dreihundert Meter geschätzt und mehr. Auch wollten die Einjährigen es gar nicht glauben, wenn ihnen die richtige Zahl genannt wurde; aber dann hieß es „abschreiten“.

Bei diesem Schätzen gab es manche harte Nuß zu knacken, aber der Ehrgeiz wurde immer von neuem angespornt, denn die besten Schätzer einer Kompanie werden später bei den Gefechten dem Zugführer oder dem Hauptmann als „Entfernungsschätzer“ zugewiesen und haben dann die Aufgabe, mit dem Vorgesetzten zusammen die Entfernungen zu ermitteln. Das ist ein sehr verantwortungsvoller Posten, denn wenn beim Scharfschießen auf dem Übungsplatz keine Treffer erzielt werden, so liegt das in erster Linie daran, daß auf Grund der falschen Schätzung ein falsches Visier genommen worden ist.

Nach dem Schätzen wurde zum Schützendienst übergegangen. Auf das Kommando „Schwärmen“ bildete die bisher geschlossene Abteilung eine dünne Linie, wobei von einem Mann zum anderen immer ein bis zwei Schritte Zwischenraum vorhanden sein mußte. Dann galt es, das Gelände auszunützen, um sich dem (angenommenen) Gegner möglichst wenig zu zeigen und um gegen „Sicht und Schuß“ gedeckt zu sein. Da hieß es oft auf allen vieren kriechen und das Gewehr an dem Riemen im Mund tragen; da mußte eine freie Stelle, in der das Gelände gar keinen Schutz bot, im Marsch-Marsch durchlaufen werden, dann galt es wieder, sich blitzschnell auf die Erde zu werfen, um Atem zu schöpfen, bis aufs neue das Kommando „Spruch — auf, marsch marsch“ erfolgte.

Gar mancher Schweißtropen floß da zur Erde und das schnelle Hinwerfen und Aufstehen war nicht jedermanns Sache. Namentlich der dicke Schmidt schalt im stillen nicht schlecht; ja einmal blieb er sogar bei dem Kommando „zum Sprung“ ruhig liegen.

Erschrocken eilte der Leutnant herbei, in dem Glauben, ihm sei ein Unglück zugestoßen, er habe sich den Fuß verstaucht oder etwas Ähnliches; aber auf seine teilnehmende Frage, was ihm fehle, erhielt er nur die Antwort: „Ich kann nicht mehr, Herr Leutnant.“

Für einen Augenblick wollte der Offizier böse werden, denn

er war sich bewußt, nicht mehr verlangt zu haben, als jeder leisten konnte. Aber anstatt zu schelten, rief er seine Einjährigen zusammen, und ohne ihnen zu sagen, was sich eben zwischen ihm und dem dicken Schmidt abgespielt hatte, erzählte er ihnen, wie er einmal bei dem Regiment, bei dem er früher stand, auf einem großen Schießplatz eine Gefechtsübung mitgemacht habe, an der auch Kaiser Wilhelm II. teilnahm. Dieser habe zuerst der Übung als Zuschauer zu Pferde beigewohnt, dann sei er plötzlich abgestiegen, habe sich ein Gewehr geben lassen, sich mit ihm in die Schützenlinie gelegt und habe dann das sprungweise Vorgehen der Truppe genau so mitgemacht wie jeder andere Soldat.

„Es ist kein Märchen, was ich Ihnen erzählte,“ schloß Leutnant von Dohlen, „ich habe das nicht nur mit meinen eigenen Augen mit angesehen, sondern Majestät lag sogar in meinem Zug und folgte meinem Kommando genau wie jeder andere.“

Ganz beschämt stand der dicke Schmidt da. Es lag ihm auf der Zunge, den Offizier schon jetzt um Verzeihung zu bitten, aber er wußte, dazu war jetzt weder die Gelegenheit, noch die richtige Zeit. So wartete er denn, bis sie zur Kaserne zurückgekehrt waren. Als dann aber das Kommando zum Wegtreten erfolgte, trat er auf Leutnant von Dohlen zu.

„Ich bitte um die Erlaubnis, den Herrn Leutnant einen Augenblick sprechen zu dürfen.“

Der sah ihn ernst, aber durchaus nicht unfreundlich an. „Wenn ich Ihnen irgendwie raten oder helfen kann, so tue ich es gern.“

Wieder stieg dem Dicken das Blut in die Wangen. „Der Herr Leutnant sind sehr freundlich, aber darum handelt es sich jetzt nicht. Ich habe dem Herrn Leutnant vorhin eine ungehörige Antwort gegeben und meine Pflicht nicht so getan, wie ich es sollte. Ich bitte den Herrn Leutnant um Verzeihung.“

Der reichte ihm die Hand. „Mich freut es, daß Sie das einsehen. Aber um Verzeihung brauchen Sie mich nicht zu bitten, denn Sie haben ja nicht gegen mich unrecht gehandelt, sondern gegen sich selbst und den Dienst. Die Sache ist hiermit erledigt, aber ziehen Sie daraus eine Lehre für die Zukunft: Tun und sagen Sie nie wieder etwas, das Sie hinterher in die unangenehme Lage bringt, sich selbst und anderen eingestehen zu müssen, ‚ich tat unrecht.‘“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Na, da lassen Sie sich jetzt Ihr Mittagessen gut schmecken. Adieu, Einjähriger.“

„Adieu, Herr Leutnant.“

Und was der Dicke kaum zu hoffen gewagt hatte, war dennoch der Fall: die Sache war endgültig erledigt; mit keinem Wort kam der Offizier darauf zurück. Das spornte Schmidt an, seine Dankbarkeit durch größten Pflichteifer zu zeigen, und so schwer ihm auch zuerst dieser Dienst geworden war, um so mehr Lust und Liebe brachte er ihm jetzt entgegen.

Allmählich rückte der Geburtstag des Dicken heran. In der Zwischenzeit war niemals davon gesprochen worden und so nahm er an, daß die Kameraden ihn vergessen hatten; es war ja auch eigentlich nur ein Scherz gewesen, daß er damals darauf hinwies.

Der Geburtstagsmorgen verging, ohne daß der Dicke von seinen Kameraden irgendeinen Glückwunsch erhielt. Das war ihm in mancher Weise sehr lieb, denn er hatte seine Worte schon bisweilen bereut; es hatte ja fast so ausgesehen, als verlangte er von ihnen, daß sie seinetwegen Umstände machten oder sich gar Unkosten verursachten.

Als er aber zu Mittag ins Kasino kam, harrte dort seiner eine um so größere Überraschung. Bei seinem Eintritt wurde er mit dem Chorgesang begrüßt: „Heil sei dem Tag, an welchem du uns erschienen, dideldum, dideldum, dideldum!“ Sein Stuhl war mit einer Girlande umkränzt, auf seinem Platz stand ein Blumenstrauß und im Namen aller wurde ihm von dem Vergnügungskomitee ein Schlummerkissen mit der Aufschrift „Nur ein Viertelstündchen“ überreicht und zugleich ihm mitgeteilt, das Komitee sei nach reiflicher Überlegung und nachdem es einen Arzt zu Rate gezogen, zu dem Entschluß gekommen, ihm heute vor dem Nachmittagsdienst einen kurzen Schlummer zu gestatten, halte sich aber für verpflichtet, diesen zu überwachen.

Der Dicke war über all die Aufmerksamkeiten ganz gerührt.

„Kinder, wodurch habe ich das nur verdient?“ fragte er immer wieder.

Die Antwort wurde ihm zuteil in dem Toast, den der junge

Klaviervirtuose auf ihn ausbrachte, in dem er ausführte, das Geburtstagskind habe durch seinen Humor und sein vielseitiges Talent, das er stets gern und freudig in den Dienst der Kameradschaft stelle, diese so zu Dank verpflichtet, daß es ihnen eine aufrichtige Freude sei, auch ihrerseits dem allgemein beliebten Kameraden eine Freude zu machen.

Die Rede schloß mit einem dreifachen Hoch auf das Geburtstagskind, das mit einigen kurzen, von Herzen kommenden Worten dankte.

Der Wirt hatte heute die Weisung erhalten, so schnell wie nur irgend möglich zu servieren, so war die Mahlzeit schon nach einer halben Stunde beendet. Dann erhoben sich alle mit einem Male von ihren Plätzen und ehe der Dicke wußte, wie ihm geschah, wurde er von vielen starken Händen gefaßt und zum Sofa getragen. Unter den Kopf schob man ihm die Schlummerrolle und vom Klavier her ertönte ganz leise das Lied: „Schlaf, Kindchen, schlaf,“ während gleichzeitig die anderen mit gedämpften Stimmen das Schlummerlied sangen.

„Ach, Kinder, ist das schön!“ sagte der Dicke ganz glücklich, „so bin ich seit aller Ewigkeit nicht zu Bett gebracht worden. Es ist eigentlich ein Jammer, daß man nicht jeden Tag Geburtstag hat.“

„Schlaf, Kindlein, schlaf,“ klang es weiter an sein Ohr, zwar leise, doch noch laut genug, daß für einen normalen Menschen vom Schlafen nicht die Rede sein konnte.

Aber der Dicke brachte das Kunststück doch fertig. Er legte sich auf die rechte Seite, schob sich das Kissen nochmals ordentlich unter den Kopf und eine Minute später schlief er ganz fest.

Selbst das homerische Gelächter der anderen störte ihn nicht. Sie hatten doch nur gespielt und gesungen, damit er nicht schlief, sie hatten ihn necken wollen, sie hatten sich das so schön gedacht, wenn er in einen komischen Zorn geraten und sie bitten würde: „Kinder, laßt doch den Singsang, da kann ja kein Mensch die Augen zumachen.“ Und nun schlief er so ruhig und so friedlich wie ein kleines Kind in der Wiege.

Anstatt daß sie ihm einen lustigen Streich gespielt hatten, machte er nun ihnen einen Strich durch die Rechnung.

Aber da er nun doch einmal schlief, gönnten sie ihm die Ruhe, bis es Zeit wurde, zum Dienst zu gehen.

Am Abend war man natürlich auch mit dem Geburtstagskind zusammen. Man hatte beschlossen, ihn zu einer kleinen Bowle einzuladen, denn am Mittag irgend etwas anderes zu trinken als Wasser, hatten sie sich im Laufe der Zeit alle abgewöhnt. So sehr ein Glas Bier auch im ersten Augenblick erfrischte, die Ermüdung kam hinterher und machte dann für den Nachmittagsdienst schläfrig. Des Abends aber wurde meistens ein kleines Glas Bier oder eine Karaffe Landwein getrunken, wengleich sich auch dann einige vom Alkohol ganz fernhielten.

Gegen die Zumutung, sich einladen zu lassen, protestierte der Dicke aber energisch: „Das gibt es nicht, meine Herrschaften. Ihr habt euch heute meinetwegen schon in solche Unkosten gestürzt, daß ihr verdient, unter Kuratel gestellt und öffentlich als Verschwender erklärt zu werden, wenn ihr noch weiter in euren Geldbeutel greift. Mein alter Herr muß schon so etwas geahnt haben, denn er hat mir ein blankes Goldstück extra geschickt, damit ich den Tag mit euch zusammen feiern kann. Heute mittag habt ihr mich beschämt, nun werde ich das gleiche tun und lade euch alle hiermit zu Gast.“

Der Studiosus, dem, wie er behauptete, auf diesem Gebiet die größten Erfahrungen zur Seite standen, bat darum, ihm die Mischung der Bowle zu überlassen, aber dagegen protestierten die anderen. Sie wollten sich heute amüsieren und fröhlich sein, aber keine Kopfschmerzen bekommen. Sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß der Studiosus die Bowle etwas zu kräftig ansetzen würde.

Der fühlte sich gekränkt, daß man ihn als „Braumeister“ nicht anerkennen wolle, und erklärte, das fordere blutige Genugtuung. Er erklärte die leichte Bowle, die wenig später erschien, für ein harmloses Kindergetränk, das eines deutschen Mannes unwürdig sei, aber er ließ sie sich trotzdem ausgezeichnet schmecken und trank am meisten von allen.

Und am nächsten Morgen war er sehr glücklich, daß die Mischung so leicht gewesen war. „Ich weiß nicht, ich hatte gestern großen Durst. Wenn ich die Bowle gemacht hätte, dann hätte ich jetzt

einen dicken Kopf. Nun aber ist mir so wohl wie nur möglich. Wenn man es recht bedenkt, ist der Alkohol ein heimtückischer Geselle, der schon die stärksten Männer zugrunde gerichtet hat."

Alle waren froh, daß sie gerade heute sehr frisch waren, denn um die zehnte Vormittagstunde erschien plötzlich und ganz unerwartet der Herr Oberst auf dem Kasernenhofe, um sich die Einjährigen einmal anzusehen.

„Bitte lassen Sie sich durch mich in keiner Weise stören,“ wandte er sich an Leutnant von Dohlen. „Ich will selbstverständlich keine Besichtigung abhalten, denn so weit ist es ja noch nicht; ich möchte nur einmal sehen, wie weit die Einjährigen schon fortgeschritten sind.“

Da gab sich natürlich jeder doppelt und dreifach Mühe, seine Sache so gut wie nur möglich zu machen, aber die Gegenwart des Kommandeurs machte sie zugleich doch etwas unruhig und unsicher. So mancher Griff, der so schön „gedacht“ war, mißglückte vollständig, und als Fritz nun, während der Oberst vor ihm stand, so gut er nur irgend konnte, Gewehr übernehmen wollte, stieß er sich dabei die Mütze vom Kopfe. Das war ihm noch nie passiert und er begriff seine Ungeschicklichkeit selbst nicht. Mit einem etwas ängstlichen Blick sah er seinen Vorgesetzten an. „Wenn du nun keinen Tadel bekommst, bekommst du nie einen,“ sagte er sich im stillen.

Aber der Tadel blieb aus.

„Machen Sie den Griff noch einmal, Einjähriger,“ sagte der Kommandeur ganz ruhig.

Und dieses Mal klappte der Griff. In Gedanken zählte Fritz eins, zwei, drei und vier, und nachdem er bei dem „drei“ das Gewehr auf die linke Schulter geschoben hatte, nahm er bei „vier“ die rechte Hand so kurz, so schnell vom Gewehrschloß an die rechte Seite, daß es beinahe „in der Luft pfiß“, wie Sergeant Bülle es immer verlangte.

„So, nun noch einmal,“ befahl der Oberst.

Auch dieses Mal war der Griff gut.

„Na, also, Sie greifen ja schon sehr schön,“ lobte der Vorgesetzte. „Warum stoßen Sie sich denn da erst die Mütze vom Kopfe? Das ist ganz überflüssig und außerdem können Sie sich dabei verletzen. Nur immer ruhig Blut, junger Freund; Sie müssen nicht immer

gleich Angst bekommen, wenn ein Vorgesetzter Ihnen gegenübersteht. So, nun präsentieren Sie einmal."

Auch das wurde zur Zufriedenheit des Herrn Oberst ausgeführt, dann nickte er Fritz freundlich zu und wandte sich ab, um weiterzugehen.

Fritz war froh, daß er so gut abgeschlossen und Lob und Anerkennung gefunden hatte. „Wenn der Herr Oberst dich beim Schießen gesehen hätte, wäre die Sache nicht so glatt abgelaufen," sagte er sich. „Das hätte dir alles andere, nur kein freundliches Wort eingetragen."

Er war glücklich, daß er nun keine weitere Besichtigung für heute zu befürchten hatte, und übte seine Griffe mit Karl zusammen weiter. Auf Anordnung der Unteroffiziere standen sich jetzt immer zwei Einjährige gegenüber und korrigierten sich gegenseitig die Gewehrlage, denn wenn sie in dem Greifen selbst auch noch keine Meister waren, so konnten sie doch schon die Fehler beurteilen, die der andere machte.

„Das Schloß etwas mehr auswärts, das Gewehr etwas von der Brust nehmen, damit es ganz parallel zur Knopfreihe liegt, etwas mit dem Daumen auf den Kolben drücken," ermahnte Karl gerade, da näherte sich ihnen ein Gefreiter.

„Einjähriger Köhler, zum Schießunteroffizier kommen. Der Herr Oberst will Sie im Schießen sehen."

Fritz bekam eine solche Angst, daß er sein Gewehr beinahe fallen ließ. Eben hatte er seine Sache so gut gemacht und nun sollte er den günstigen Eindruck von vorhin wieder verwischen. Ganz erschrocken sah er den Gefreiten an: „Warum soll den gerade ich zu dem Herrn Oberst kommen?"

Der zuckte die Achseln. „Vielleicht hat der Herr Unteroffizier dem Herrn Oberst erzählt, daß Sie der größte Mucker der ganzen Kompanie sind. Und der Herr Oberst will sich nun mal was von Ihnen vormucken lassen. Aber jetzt nur ein bißchen dalli, denn wenn Sie lange auf sich warten lassen —"

„Drück den Daumen für mich, Karl, aber feste," rief Fritz noch schnell dem Freund zu, dann streckte er die Beine gewaltig und stand gleich darauf vor dem Kommandeur.

„Einjähriger-Freiwilliger Köhler meldet sich zur Stelle!"

„Gut,“ entgegnete der Oberst, „Sie haben vorhin so schöne Griffe gemacht, daß ich sicher bin, Sie werden auch gut schießen. Zeigen Sie uns mal, was Sie können.“

Wußte der Kommandeur wirklich nicht, wie es um Fritz und mit seiner Schießfähigkeit stand, oder sprach er nur so, um ihn ganz ruhig zu machen, ihm jede Aufregung zu nehmen? Auf jeden Fall fühlte Fritz plötzlich ein großes Selbstvertrauen über sich kommen. Er stellte sein Dienstgewehr beiseite und ergriff das Zielgewehr, das der Unteroffizier ihm geladen hinhielt. Der wollte auch jetzt mit seinen Ermahnungen beginnen: „Scharf die Visierlinie nehmen, dann langsam Druckpunkt und den Zeigefinger immer weiter krümmen; ganz allmählich.“

Aber der Oberst winkte dem Unteroffizier, jetzt ruhig zu sein. „Wir wollen den Einjährigen einmal ganz allein schießen lassen und uns gar nicht um ihn kümmern.“

Wirklich trat der Kommandeur ein paar Schritte zurück, und Fritz, der sich nun ganz unbeobachtet glaubte, während die Vorgesetzten in Wirklichkeit natürlich kein Auge von ihm abwandten, umfaßte vorschriftsmäßig mit der Rechten saugend den Kolbenhals, dann hob er das Gewehr an die Wange, zielte sehr genau, nahm dann Druckpunkt, krümmte den Zeigefinger allmählich immer weiter und plötzlich ging der Schuß los.

Gleich darauf meldete der Gefreite, der die Treffer auf der Scheibe festzustellen hatte, mit lauter Stimme „zwölf“.

Fritz hatte genau das Zentrum getroffen, also das beste Resultat erzielt.

„Noch einmal so,“ rief der Herr Oberst. Und wenn es auch dieses Mal keine Zwölf wurde, so wurde es doch eine Neun und bei dem dritten und letzten Schuß sogar eine Elf.

Fritz hatte noch das Gewehr in der Hand, da hörte er hinter sich die Stimme des Kommandeurs: „Aber Unteroffizier, der Einjährige muckt doch gar nicht!“

Und deutliches Erstaunen klang auch aus der Stimme des Unteroffiziers hervor, als der jetzt sagte: „Zu Befehl, Herr Oberst, der Einjährige muckt doch gar nicht.“

Richtig, das Mucken, das hatte Fritz in der festen Absicht, sein Bestes zu zeigen, ganz vergessen, er hatte gar nicht daran gedacht,

nun fiel es ihm erst wieder ein. Freudestrahlend wandte er sich um, und von dem Wunsch geleitet, seinen Unteroffizier in Schutz zu nehmen, damit der nicht in den Verdacht käme, Falsches über ihn berichtet zu haben, sagte er: „Sonst habe ich aber ganz gehörig gemuckt, Herr Oberst.“

Ganz militärisch war diese ohne jede Aufforderung abgegebene

Erklärung gerade nicht, aber der Oberst las in den Zügen von Fritz die Freude, seinen Fehler plötzlich abgelegt zu haben, und so meinte er denn scherzend: „Na, Sie wissen ja, Einjähriger, für das Gewesene und das Gehabte gibt kein Mensch etwas. Ich freue mich mit Ihnen, daß Sie diese Kinderkrankheit, denn etwas anderes ist für mich das Mucken nicht, so schnell los geworden sind.“



„Sonst habe ich aber ganz gehörig gemuckt, Herr Oberst!“

Ebensowenig wie Karl es zuerst glauben wollte, trauten die anderen ihren Ohren, als Fritz ihnen beim Mittagessen von seinen glänzenden Leistungen erzählte, dann aber fingen sie an ihn zu necken: „Na, Fritzchen, Sie wissen ja, ein blindes Huhn findet auch manchmal ein Korn; einmal ist keinmal,“ ja, es wurde sogar die Geschichte von dem gewissen Bauern, der die dicksten Kartoffeln erzielt, erwähnt, aber Fritz nahm die Scherze nicht übel.

„Na, wart es erst mal ab, ob du beim Scharfschießen ebensoviel Glück hast,“ rief der dicke Schmidt.

Fritz richtete sich stolz auf: „Tüchtigkeit ist kein Glück!“

„Nur nicht übermütig werden!“ mahnten die anderen, und Bellmann rief: „Wollen wir wetten, Fritz, daß es dir draußen auf dem Scheibenstand nicht ganz so gut geht wie heute morgen?“

„Ich halte jede Wette,“ rief Fritz kühn und streckte die Hand aus, damit der andere einschläge, aber Karl legte sich ins Mittel: „Unsinn, gewettet wird hier nicht, für so etwas haben wir alle kein Geld übrig und außerdem ist der Dienst nicht dazu da, daß man über ihn Wetten abschließt. Da tut jeder seine Pflicht, so gut er kann, und damit Punktum!“

Die anderen stimmten ihm bei, so war der Fall vorläufig erledigt. Aber voller Ungeduld sah nun auch Fritz seinerseits der Stunde entgegen, an der er zum ersten Male scharf schießen sollte, bis es eines Tages bei der Paroleausgabe hieß: „Morgen früh von neun Uhr ab Schießen der Einjährig-Freiwilligen auf dem Scheibenstand.“

Der Befehl bereitete allen Freude, schon deshalb, weil sie jetzt das erste Mal praktisch beweisen konnten, was sie in der Theorie gelernt hatten. Außerdem bot das Schießen eine neue Abwechslung im Dienst. Es war einmal etwas anderes, als auf dem Kasernenhof oder drinnen in dem großen Schuppen zu exerzieren, denn die Tage waren jetzt schon bitterkalt. Ein paarmal hatte es über Nacht sehr stark gefroren, den Einjährigen waren die Hände des Morgens beim Antreten zuweilen schon ganz steif gewesen, aber dann hatten die Unteroffiziere gemahnt: „Nur tüchtig die Finger reiben und mit den Armen schlagen, das bringt das Blut wieder in Zirkulation. Luftheizung können wir hier draußen auf dem Kasernenhofe nicht einführen. Und wenn Sie am Körper frieren, dann brauchen Sie nur ordentlich Griffe zu üben und zu marschieren, dann sollen Sie mal sehen, dann schwitzen Sie bald wie im Dampfbade.“

Alle sahen ein, daß die Unteroffiziere recht hatten, nur Bellmann schalt manchmal, daß man auf seine Kunst nicht Rücksicht nehme und ihm nicht erlaube, beständig Handschuhe zu tragen. „Was soll ich später machen, wenn mir jetzt meine Finger erfrieren? Dann kann ich anstatt des Klaviers die Drehorgel spielen!“ Aber

daß ihm die Finger noch nicht erfroren waren, bewies er jeden Abend im Kasino durch sein meisterhaftes Spiel, und die Gewißheit, daß sie ihm auch nicht erfrieren würden, ließ ihn bald nicht nur mit dem Schelten aufhören, sondern sogar darüber lachen.

Der große Scheibenstand lag mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit der modernen Gewehre fast eine Stunde außerhalb der Garnison inmitten einer großen Heide. Schon der Marsch dahin machte den Einjährigen Vergnügen. Durch die Straßen der Stadt gingen sie unter der Führung eines Gefreiten im strammen Schritt, dann aber ertönte der Befehl „Ohne Tritt“. Die Riemen wurden nun lang geschnallt, die Gewehre umgehängt, und lachend und plaudernd ging es dem Ziel entgegen.

Auf dem Scheibenstand traten immer fünf Einjährige auf einmal in einem Gliede zum Schießen an. Die Mündungsdeckel wurden abgenommen, die Kammern aufgemacht; dann erhielt jeder einen Rahmen mit scharfen Patronen. Der erste, der zum Schießen herankam, lud unter der Aufsicht des Leutnants von Dohlen sein Gewehr; die anderen steckten solange die scharfe Munition in ihre Patronentasche.

Jeder gab einen Schuß ab und wartete dann auf das Treffresultat, das die Arbeiter unten in der Deckung mit Tafeln anzeigten, die herausgezogen wurden. Jeder meldete mit lauter Stimme dem Schreiber, was er getroffen hatte, lud dann von neuem sein Gewehr, legte die Sicherung herum, damit das geladene Gewehr nicht durch einen unglücklichen Zufall etwa losgehen könne, und trat dann auf den linken Flügel der kleinen Abteilung.

Sofort kam der zweite an die Reihe, und erst nachdem der fünfte abgeschossen hatte, trat der erste wieder vor, um seinen zweiten Schuß abzugeben. Das ging so weiter, bis jeder seine drei Patronen verschossen hatte, mit denen die Vorübung erfüllt werden muß. Nur für die Hauptübungen sind fünf Patronen bestimmt; aber manche Schlumpfschützen brauchen zehn und fünfzehn Schuß, ja zuweilen noch mehr, ehe sie aus der Bedingung „heraus“ sind.

Als vierter Schütze trat Fritz an; er fühlte sich seiner Sache so sicher, daß er schon das beste Resultat in der Tasche zu haben glaubte. Da bei den ersten Bedingungen „aufgelegt“ geschossen

wird, legt er das Gewehr mit der Mündung auf das Zielgestell, richtete die Visierlinie haarscharf ein, krümmte den Zeigefinger – aber dann „muckte“ er auf einmal so stark, daß er fast nach vorne überfiel und um ein Haar das Zielgestell umgeworfen hätte. Zum Glück hatte er noch rechtzeitig den Zeigefinger wieder ausgestreckt, sonst würde der Schuß zweifellos auf drei Schritt Entfernung „in die Erde“ gegangen sein.

„Bombenelement, Einjähriger, bringen Sie sich nur nicht um,“ schalt Leutnant von Dohlen halb ernsthaft, halb belustigt und hinter Fritzens Rücken ertönte ein lautes „Hihihi“.

Fritz wußte, das war der Dicke; so drehte er sich denn schnell um und rief: „Lachen gilt nicht!“

Da fühlte er sich plötzlich mit starkem Griff am Arm gepackt und blitzschnell wieder nach vorn gedreht. Er sah in das erregte Gesicht seines Offiziers. Leutnant von Dohlen war, trotzdem er im Dienst nicht das geringste durchgehen ließ, die Freundlichkeit selbst und hatte zu wiederholten Malen schon bewiesen, welches Interesse und welches Wohlwollen er für jeden seiner Einjährigen hatte. Aber in diesem Augenblick war er nicht wiederzuerkennen, so zornig blitzten seine sonst heiteren Augen.

„Einjähriger Köhler, sind Sie denn ganz toll geworden?“ fuhr er Fritz an. „Was fällt Ihnen denn ein, sich mit dem scharf geladenen Gewehr in der Hand nach Ihrem Kameraden umzudrehen? Lassen Sie den Schuß durch einen Zufall losgehen, dann kann ein Unglück passieren, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind. Wenn Sie einen Kameraden totschießen, hätten Sie in Ihrem ganzen Leben keine frohe Minute mehr.“

Jetzt erst wurde Fritz klar, was er in große Unüberlegtheit getan hatte, und er dankte dem Himmel, daß seine Torheit ohne schlimme Folgen geblieben war. Als er jetzt das Gewehr wieder an die Wange nahm, zitterte er vor Aufregung noch so, daß er es wieder absetzte; so würde er doch nichts treffen.

„Geben Sie das Gewehr, nachdem Sie es gesichert haben, dem Unteroffizier,“ sagte Leutnant von Dohlen, zwar immer noch streng und hart, aber doch nicht mehr unfreundlich wie vorhin, denn er hatte seine Erregung inzwischen niedergekämpft. Wäre ein Unglück geschehen, dann hätte man ihn, als den aufsicht-

führenden Offizier, in erster Linie dafür verantwortlich gemacht und das hätte unter Umständen seiner Karriere ein schnelles Ende bereiten können.

Fritz hatte den Befehl ausgeführt und trat nun zurück, um sich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen.

„Trinken Sie ein Glas ‚Zielwasser‘, Einjähriger; das wird Ihnen gut tun,“ riet Leutnant von Dohlen. Aus einer bereit stehenden Kanne schenkte ein Gefreiter ihm ein Glas voll frischen Wassers, das scherzend Zielwasser genannt wird, weil aufgeregte Schützen es zu trinken bekommen, damit sie ruhiger werden.

Das kalte Wasser tat ihm gut, als aber der Offizier, der inzwischen die anderen Einjährigen schießen ließ, Fritz dann wieder vornahm, war dieser immer noch so erregt, daß er dreimal nur „Scheibe“ schoß, das schlechteste, was er überhaupt hätte treffen können. Wie sich zum Schluß herausstellte, war er der einzige von seinen Kameraden, der seine Bedingung nicht erfüllte. Und wie hatte er im voraus mit den Resultaten geprahlt, die er erzielen würde!

Er war ganz gebrochen und es gelang auch Karl nicht, ihn aufzuheitern. „Ich kann mich ja vor euch gar nicht mehr sehen lassen. An das, was der Hauptmann mir sagen wird, wenn er hört, was für ein Schlumpschütze ich bin, mag ich überhaupt nicht denken, und wenn ich mir klarmache, wie grenzenlos unvorsichtig ich heute war, dann wird mir jetzt noch heiß und kalt.“ Und immer wieder fragte er den Freund: „Glaubst du wirklich, daß ich trotz alledem noch Weihnachtsurlaub bekommen werde?“

„Ganz sicher,“ sagte Karl, um den Freund zu beruhigen. „Leutnant von Dohlen besitzt doch ein sehr großes Gerechtigkeitsgefühl; er wird dem Hauptmann nicht nur melden, daß du miserabel geschossen hast, sondern er wird ihm auch erklären, wie das kam. Du kommst diesmal schon noch mit einem blauen Auge davon, aber solche Scherze wie heute darfst du natürlich nicht wieder machen.“

Endlich bekam Fritz wieder neuen Lebensmut. „Und du glaubst auch nicht, daß die Kameraden mich auslachen und necken werden?“

„Das wäre ja schließlich noch das wenigste; aber da sie dich heute auf dem Rückmarsch nach der Kaserne nicht neckten, werden sie

es später erst recht nicht tun. Etwas ist ihnen allen der Schrecken in die Glieder gefahren, denn ein Spaß war es nicht, als du dastandest, das scharf geladene *Gewehr* auf die anderen gerichtet."

„Tu mir den einzigen *Gefallen* und erinnere mich nicht immer wieder daran,“ bat Fritz, „es wird sowieso lange dauern, bis ich das vergesse. Aber so viel weiß ich, das nächste Mal mache ich die Sache wieder gut.“

Und er hielt Wort. Als sie nach acht Tagen wieder draußen auf dem Scheibenstande waren, erfüllte er nicht nur die erste Bedingung mit drei sehr guten Schüssen, sondern auch die zweite. Da leistete er sich sogar drei *Spiegel*, dreimal das Zentrum, so daß er dieses Mal der Beste war.

Neidlos gönnten ihm alle Kameraden diesen Erfolg und nicht nur Leutnant von Dohlen belobte ihn, sondern auch sein Hauptmann trat am nächsten Tage zu ihm heran. „Sie gehen mich ja eigentlich dienstlich noch nichts an, weil Sie noch nicht offiziell in die Kompanie einrangiert sind, aber ich will Ihnen doch sagen, wie es mich freut, daß Sie Ihre Sache gestern so gut gemacht haben. Über Ihr erstes Debüt als Scharfschütze habe ich, wie Sie wohl bemerkt haben, absichtlich nicht mit Ihnen gesprochen, um Ihnen nicht Ihren Glauben an sich selbst zu rauben. Daß ich wohl daran tat, beweist mir Ihre gestrige Leistung. Nur immer so weiter, Einjähriger! Gute Schützen kann jede Kompanie brauchen.“

Als nach vierzehn Tagen abermals scharf geschossen wurde, war Fritz, wenn auch nicht der Beste, so doch der Zweitbeste. Den Vogel hatte dieses Mal der Dicke abgeschossen. Der strahlte „über dem ganzen Gesicht“ und wollte zur Belohnung durchaus wieder einen Nachmittagschlaf erlaubt haben, aber die anderen widersprachen, schon deshalb, weil sie es viel unterhaltender fanden, wenn er ihnen etwas vorspielte, als etwas vorschnarchte.

Der Dienst ging nun täglich in den vorgeschriebenen Formen weiter und man konnte nachgerade die Ungeschicklichkeit nicht mehr begreifen, die man zuerst bei dem Marsch, den Turnübungen und sonst bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte. Die Griffe gingen jetzt beinahe schon wie „geölt“, und anstatt im langsamen Schritt marschierte man jetzt im *Geschwindschritt* mit „*Gewehr über*“

und „Augen rechts“ an dem Herrn Leutnant und den Unteroffizieren vorbei. Allerdings waren die Einjährigen jetzt auch schon fast elf Wochen Soldaten und die Vorstellung war nicht mehr fern. Ursprünglich hatte sie schon vor Weihnachten stattfinden sollen, aber dann war befohlen worden, daß sie doch erst in der ersten Hälfte des Januar, unmittelbar vor der Besichtigung der Rekruten, erfolgen sollte.

Das Weihnachtsfest kam immer näher heran. Es war schon lange recht winterlich; zu der strengen Kälte gesellte sich reichlicher Schneefall, und wenn die Einjährigen von einer Übung aus dem Gelände oder vom Exerzierplatz zurückkamen, sahen sie oft wie die leibhaftigen Schneemänner aus. Zuerst hatte da mancher über kalte und nasse Füße geklagt, der eine oder der andere sich auch eine Erkältung geholt und daran gedacht, sich krank zu melden, aber sich dann doch im letzten Augenblick geschämt, zu Haus zu bleiben, solange dies nicht unbedingt sein mußte.

Einmal dachte auch Karl daran, sich krank zu melden. Trotz seiner starken Konstitution hatte er einen Schnupfen, daß er beständig zu weinen schien und seine Kehle keinen Ton von sich zu geben vermochte. Aber als er Mutter Krause seine Absicht, am nächsten Tage zu Hause zu bleiben, da er nicht sprechen konnte, durch Gebärden klargemacht hatte, schüttelte diese energisch den Kopf. „I wo, das gibt es nicht! Bei Mutter Krause ist noch nie einer krank gewesen; ich werde Sie schon behandeln, und wenn Sie morgen nicht ganz gesund sind, will ich Müllerin heißen.“

Sie schickte Karl zu Bett, gab ihm große Mengen heißer Milch mit Selterwasser zu trinken, machte ihm Umschläge und reichte ihm als Schlummertrunk noch einen Grog.

Karl schwitzte sich fast die Seele aus dem Leib; aber als er am nächsten Morgen erwachte, hatte er zwar noch einen etwas dumpfen Kopf, aber die Augen waren klar und der Schnupfen verflogen.

Frau Krause strahlte, als sie ihn so gesund wieder vor sich sah. „Na, habe ich es nicht gesagt? An mir ist ein Lazarettgehilfe verloren gegangen, und wenn Sie sich im Dienst wirklich mal eine Verletzung zuziehen, 'ne kleine Sehnenzerrung am Fuße oder etwas Ähnliches, das heile ich Ihnen auch.“

„Beschwören Sie keine Krankheiten herauf, besonders jetzt nicht,“ bat Karl, „wir wollen doch auf Weihnachtsurlaub.“

„Das heißt, wenn Sie welchen bekommen,“ meinte Frau Krause, „sonst doch wohl nicht.“

Das war ein kleiner Scherz, mit dem sie in jedem Jahr ihre Einjährigen neckte, und sie hatte auch dieses Mal die Genugtuung, daß Fritz und Karl darauf hineinfielen. Beide faßten sie gleichzeitig am Arm und fragten ängstlich: „Um Himmels willen, Frau Krause, Sie glauben doch nicht etwa . . .?“

Aber die zuckte nur die Achseln. „Nichts Genaues weiß man nicht. Dunkel ist die Zukunft. Wer da hineinsehen könnte, wäre klüger als wir drei zusammen.“

Aber schon am Mittag desselben Tages wurden Fritz und Karl beruhigt; sie erfuhren, daß allen Einjährigen des Regiments Weihnachtsurlaub bewilligt sei. Freudestrahlend teilten sie das der Frau Krause mit und wollten mit ihr im Zimmer umher-tanzen, aber Frau Krause wehrte sich unter der Vorgabe, daß sie dazu doch schon zu alt sei, sehr energisch.

So sprangen denn Fritz und Karl allein dreimal vor Freude in die Luft, dann gingen sie gleich zur Stadt, um von ihren Ersparnissen für die Eltern und Geschwister einige Kleinigkeiten als Weihnachtsgeschenke zu kaufen. Auch Frau Krause und die Putzkameraden wurden nicht vergessen. Ihre Wirtin erhielt von ihnen beiden zusammen eine hübsche Tischdecke, die sie sich schon lange gewünscht hatte, und für die Putzer wurden je fünfzig Zigarren, außerdem ein Taler bestimmt. Frau Krause dagegen überraschte am Tag der Abreise ihre beiden Einjährigen mit einem großen selbstgebackenen Kuchen. „Den nehmen Sie nur mit nach Haus und sagen Sie Ihren Eltern, sie sollen nur tüchtig mit hinein-beißen; auf das Backen verstehe ich mich, das wird Ihnen allen klar werden, wenn Sie mein Kunstwerk erst versucht haben.“

Der Urlaubstag war da. Bis morgens um zehn Uhr wurde noch Dienst abgehalten, aber die Feststimmung lag schon in der Luft, So wurde es heute nicht allzu genau genommen; nur Sergeant Bülle meinte, heute müsse man erst recht seine Pflicht tun. Aber trotzdem sah er alle Augenblicke nach der Uhr, denn auch er wollte auf Urlaub fahren.

Um zwölf Uhr war großer Appell; die Kompanien traten an und allen Beurlaubten wurden die Pässe ausgehändigt. Mit freundlichen Worten hielten die Hauptleute eine kleine Anrede, wobei sie bedauerten, daß es der Dienst nicht erlaube, alle reisen zu lassen; den Urlaubern wünschten sie glückliche Reise und frohe Festtage, mit der scherzhaften Mahnung, bis zum Wiedersehen nicht alles zu vergessen, was sie seither gelernt hatten.

Wie eine Schar aufgeschreckter Vögel stoben die Leute auseinander. Die meisten eilten sofort zum Bahnhof, die Einjährigen trafen sich noch im Kasino, um dort voneinander Abschied zu nehmen.

„Na, laß es dir gut gehen — schreib auch mal 'ne Ansichtskarte — laß dir was Hübsches schenken — Dicker, werd nicht dicker — Studiosus, kneip nicht zu viel — Herrschaften, denkt an die Worte des Sergeanten Bülle: ‚Pflegt euren Geist,‘“ rief es hell und laut durcheinander. Dann drückten sich alle zum Abschied die Hände.

Fritz und Karl mußten zuerst fort; ihr Zug ging schon kurz nach zwei Uhr. Wenn sie den verpaßten, konnten sie erst abends um halb neun abfahren. Die Putzkameraden waren schon mit den kleinen Handkoffern vorausgegangen. Im Gegensatz zu den Mannschaften, die ihre Sachen meist im Tornister mit auf Urlaub nehmen, ließen die Einjährigen den „Affen“, wie der Tornister genannt wird, natürlich zu Haus; aber den Helm nahmen sie in der Helmschachtel alle mit, denn es war ihnen wiederholt eingeschärft worden, sich binnen vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft in ihrer Heimatstadt unter Vorzeigung des Urlaubspasses bei dem Bezirkskommando oder in größeren Städten bei der Kommandantur zu melden, und da mußten sie im Dienstanzug erscheinen.

Die Coupés waren überfüllt. Auch Fritz und Karl fuhren ebenso wie die anderen Einjährigen aus Sparsamkeitsrücksichten mit einem Militärbillet dritter Klasse und saßen mit den anderen Soldaten zusammen. Alle waren gleich lustig und fröhlich und mancher, dem das Herz voll war, erzählte den Kameraden von seinen Eltern und Geschwistern, die ihn zu Haus erwarteten; er schilderte, wie die Seinen zu Haus lebten, wie sie sich abmühen

mußten, um durchzukommen, und aus all den Schilderungen sprach treue Liebe und Anhänglichkeit zum Elternhause.

Mit fast einer halben Stunde Verspätung kamen Fritz und Karl endlich an, mit Ungeduld von den Ihrigen auf dem Bahnhof erwartet und mit Jubel begrüßt.

„Jungen, habt ihr euch aber herausgemacht; laßt euch mal ansehen!“

So stolz die beiden auch durch diese Anerkennung wurden, hier vor allen Leuten konnten sie sich nicht bewundern lassen.

„Das geht doch nicht, Mutter,“ sagte Fritz etwas verlegen. „Wenn das jemand sieht oder vielleicht gar ein Vorgesetzter hier auftaucht, was soll der denken?“

Die Mutter verstand das nicht ganz, aber der Vater stimmte ihm lachend bei. „Er hat recht! Er ist nun bald ein großer Herr, und wie lange wird's noch dauern, dann kommt er eines Tages als Leutnant der Reserve zu uns zu Besuch.“

„Glaubst du wirklich, daß du's soweit bringen wirst?“ erkundigte sich die Mutter.

Fritz richtete sich stolz auf. „Soviel weiß ich: was ich tun kann, um Offizier zu werden, das tue ich, darauf könnt ihr euch verlassen.“

„Bravo!“ lobte ihn der Vater, dann fuhr er fort: „Nun wollen wir aber machen, daß wir nach Hause kommen, denn allzu gemütlich ist der Aufenthalt im Gedränge und Geschiebe nicht.“

Sie sahen sich nach Karl und dessen Eltern um, um sich von ihnen zu verabschieden, aber die waren nicht mehr zu entdecken.

„Na, da wollen wir nur gehen, vielleicht treffen wir sie noch unterwegs; sonst sehen wir uns ja morgen.“

„Karl kommt sicher,“ meinte Fritz, „er hat versprochen, mich abzuholen; wir wollen uns zusammen melden.“

„Da können wir auch gleich für einen der nächsten Abende eine gemeinsame Verabredung treffen,“ meinte der Vater, aber die Mutter widersprach. „Das braucht doch aber nicht gleich zu sein. Ich habe meinen Jungen so lange entbehren müssen; da will ich ihn in der ersten Zeit für mich allein haben.“

Fritz schob seinen Arm unter den der Mutter. „Das sollst du auch! Elf ganze Tage darf ich bei dir bleiben.“

„Länger nicht?“ fragte die Mutter. „Na, dann muß ich dich in der kurzen Zeit ja doppelt und dreifach verziehen.“

„Aber füttere mich nicht zu sehr,“ bat Fritz lustig, „denn wenn ich dick und rund zurückkomme, schilt Sergeant Bülle, und was ich hier zunehme, muß ich auf dem Kasernenhof an Gewicht wieder abnehmen.“

Ein heimatliches Gefühl durchdrang Fritz, als er wenig später die elterliche Wohnung betrat und in sein Zimmer geführt wurde. Da war noch alles genau so, wie er es vor einem Vierteljahr verlassen hatte. An alles hatte die Mutter gedacht; auf dem Nachttisch lag sogar ein Buch, damit er vor dem Einschlafen noch etwas lesen könne. „Das liebst du doch so, Fritz.“

„Das habe ich mir schon lange abgewöhnt, Mutter,“ gab er zur Antwort. Dann erzählte er im Laufe des Abends von seinem Leben und von seinem Dienst in der Garnison und ergänzte die Briefe, die er nach Haus geschickt hatte, durch ausführliche Schilderungen.

Der nächste Abend vereinte sie alle unter dem hellstrahlenden Tannenbaume. Fritz wurde reichlich beschenkt und verteilte dann die kleinen Gaben, die er mitgebracht hatte.

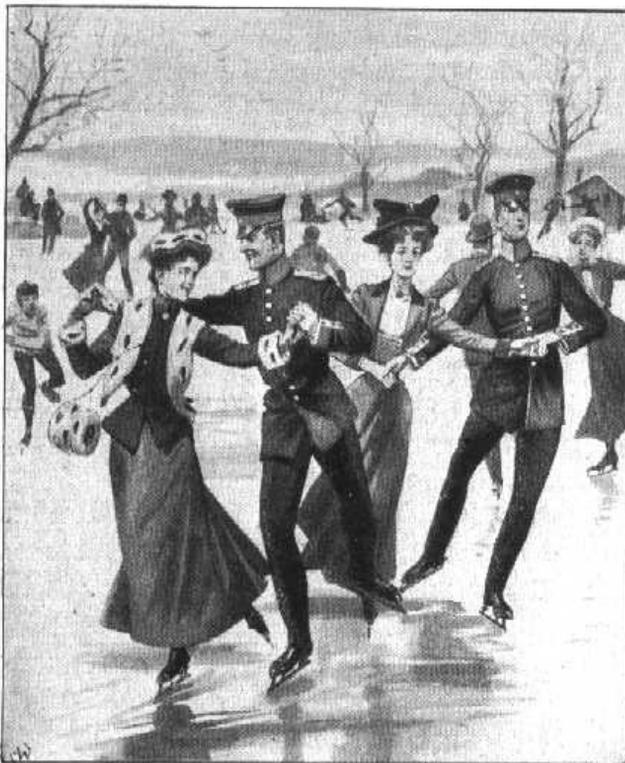
Zärtlich zog die Mutter ihren Sohn an sich und küßte ihn. „Es ist nur ein Glück, daß du bei uns bist. Wenn ich daran denke, daß du vielleicht keinen Urlaub hättest, und nun vielleicht gar in der Kaserne säßest —“

„Euch müßte ich da ja entbehren,“ sagte Fritz schnell, „und darunter hätte ich noch viel mehr gelitten, als ihr glaubt. Aber sonst wird in der Kaserne genau so Weihnachten gefeiert wie bei uns.“ Er erzählte den Eltern und der Schwester, daß es auch dort für jede Kompanie einen großen schönen Tannenbaum gebe, daß jeder Soldat seinen Wunschzettel einreichen dürfe und daß alle Wünsche nach Maßgabe der vorhandenen Mittel erfüllt würden.

Für alles, was er sagte, hatten die Seinigen Interesse und so kam Fritz gar nicht aus dem Erzählen heraus. Am liebsten hätte ihn die Mutter die ganzen Tage bei sich zu Hause behalten, aber dagegen protestierte Ellen, seine Schwester. Die wollte sich mit ihrem hübschen Bruder, wie sie ihn nannte, auf der Straße zeigen,

sich ihres Begleiters wegen beneiden und bewundern lassen, vor allen Dingen aber wollten sie Schlittschuh zusammen laufen. Und als Fritz erzählte, daß der Dienst ihm zu diesem Sport in der Garnison kaum Zeit gelassen habe, bestand sie erst recht auf ihrer Bitte.

So gingen denn die Geschwister täglich zur Eisbahn. Karl war ebenfalls regelmäßig da, ebenso einige junge Mädchen,



Täglich fanden sich die Einjährigen auf der Eisbahn ein.

mit denen sie früher zusammen Tanzstunde gehabt hatten. Auch alte Schulkameraden fanden sich ein, und so war es immer eine lustige, übermütige Gesellschaft, die da zusammentraf.

Fritz und Karl waren natürlich in ihrer Uniform die Haupthelden. Zuerst hatten einige Primaner und Sekundaner, welche die beiden noch

von früher her kannten, sich nicht recht an die Herren Einjährigen herangewagt; aber bald merkten sie, daß Fritz und Karl ganz die bescheidenen jungen Leute geblieben waren, als die sie sich auch früher stets gezeigt hatten. Durch ihr frisches, ungekünsteltes Wesen, durch die Art und Weise, wie sie von ihrem Dienst erzählten, ohne sich zu loben oder mit irgendwelchen Heldentaten zu prahlen, gewannen sie sich neue Freunde zu den alten hinzu.

Aber nur zu rasch nahm die schöne Urlaubszeit ihr Ende. Ganz so schnell, wie auf dem Kasernenhof, gingen die Tage allerdings nicht herum, denn nichts kürzt die Stunden ja so wie die Arbeit; aber es ging doch sehr schnell, und als es am Neujahrstag hieß, „morgen müssen wir in die Garnison zurück“, da wollten die Eltern es kaum glauben, daß der Urlaub schon herum sei.

Am Neujahrsabend sahen Fritzens Eltern außer den Angehörigen Karls noch einige Freunde bei sich. Die Mutter wäre am liebsten auch heute mit ihrem Fritz allein geblieben, aber der Vater hatte widersprochen, um keine Trauer wegen des bevorstehenden Abschieds aufkommen zu lassen. So herrschte denn bald in der Gesellschaft eine fröhliche Stimmung; Fritz und Karl waren die Übermütigsten von allen.

Verwundert sah die Mutter ihren Fritz an. „Geht dir der Abschied denn gar nicht nahe?“ fragte sie ihn.

Zärtlich legte er den Arm um ihre Schulter und küßte sie auf die Stirn. Dann sagte er : „Gewiß, Mutter, er wird mir nicht leicht, denn ich habe euch doch alle sehr lieb und begreife es selbst nicht ganz, daß ich nicht traurig bin. Ich sprach vorhin mit Karl darüber, und da haben wir uns dabei ertappt, daß wir nach diesen Tagen der Erholung nun doch ein ganz klein wenig Sehnsucht haben nach der Kaserne, nach dem Dienst, nach den Kameraden und nach allem, was mit dem Soldatenleben zusammenhängt. Bist du deshalb böse?“

„Wie sollte ich wohl, mein Junge,“ gab die Mutter zur Antwort, und voller Stolz blickte sie auf ihren Sohn, den die Pflicht und die Liebe zu seinem Dienst ganz zum Soldaten gemacht hatte.

Kaisers Geburtstag. — Besichtigung. — Die erste Wache. — Die Beförderung 

Da standen sie nun wieder auf dem Kasernenhof, die Einjährigen, und Sergeant Bülle rang die Hände, nicht aus Ent-rüstung, sondern aus Angewohnheit. Im stillen wunderte er sich selbst, wie wenig seine Zöglinge inzwischen auf Urlaub verlernt hatten; aber das durfte er natürlich nicht zugeben, denn sonst hätten sich die Einjährigen am Ende eingebildet, sie könnten schon etwas, und dieser Glaube durfte nie und nimmer in ihnen wach werden.

„Ich habe es ja im voraus gewußt, Einjähriger Köhler. Nun habe ich Ihnen im Schweiße Ihres Angesichts beigebracht, daß Sie beim Marsch die Fußspitzen auswärts nehmen sollen, und nun drehen Sie die Dinger einwendig und latschen auf dem großen Onkel (auf dem großen Zehen)! Und Sie, Einjähriger Erler, scheinen mir von der Gewehrhaltung keine Ahnung zu haben; Sie schieben sich Ihre verlobte Braut hinters Ohr wie ein wahn-sinniger Bureauschreiber seinen Federhalter. Und was nun meinen ganz besonderen Freund und Gönner, den Einjährigen Schmidt betrifft, so scheint mir dieser während der Feiertage von seinen geliebten Angehörigen in einer Art und Weise herausgefüttert worden zu sein, daß es für eine neue Entfettungskur meiner ganzen Wissenschaft bedürfen wird. Überhaupt, wenn ich Sie so alle vor mir sehe komme ich von neuem zu der Überzeugung, daß der Urlaub etwas sehr Verwerfliches ist, natürlich nur für die Untergebenen, niemals aber für die Vorgesetzten, denn für diese ist er die Quelle körperlicher und geistiger Erholung, was Sie erst dann einsehen und vielleicht auch begreifen werden, wenn die Auserwähltesten von Ihnen es vielleicht auch einmal bis zum Vorgesetzten bringen sollten, was ich aber heute für noch unwahr-scheinlicher halte als sonst.“

Sergeant Bülle würde seinen Zöglingen vielleicht eine Rede bis zum Mittag gehalten haben, wenn Leutnant von Dohlen ihm nicht befohlen hätte, mit dem Dienst zu beginnen. Der hatte seine Einjährigen mit freundlichen Worten wieder willkommen geheißen, sich erkundigt, wie es ihnen auf Urlaub gegangen war, aber dann gleich seine Befehle erteilt. Auch ermahnte er sie, sich von jetzt ab noch mehr Mühe zu geben als sonst, denn bis zur Vorstellung sei es nicht mehr lange hin.

So wurde denn nun, wie man es nennt, mit Hochdruck gearbeitet, bis eines Morgens der große Tag anbrach, an dem die Besichtigung stattfinden sollte.

Fritz und Karl waren so aufgeregt, daß sie kaum ihr erstes Frühstück zu sich nehmen konnten, bevor sie in die Kaserne gingen; aber Frau Krause schalt sie aus. „Wenn Sie jetzt schon Lampenfieber haben, dann machen Sie ja nachher nichts wie Dummheiten. Nur immer ruhig Blut; damit imponieren Sie den Vorgesetzten

am meisten! Die Ruhe ist die Hauptsache. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich halte für Sie die Daumen; die habe ich schon so oft halten müssen, daß ich ganz genau weiß, wie man es tun muß, damit die Sache auch den nötigen Erfolg hat. Auf das Daumenkneifen allein kommt es nicht an, sondern auf den Kniff beim Kneifen, und den habe ich 'raus. So, nun trinken Sie noch eine Tasse Kaffee und dann fort mit Ihnen zur Kaserne! Aber das sage ich Ihnen, wenn Sie sich heute morgen blamieren, dann blamieren Sie auch mich, und dann ist es aus mit unserer Freundschaft. Wer bisher bei mir wohnte, der hat seine Sache immer noch gut gemacht, und ich hoffe, daß Sie in dieser Hinsicht keine unrühmliche Ausnahme bilden werden."

Fritz und Karl hatten sich bei den energischen Worten der Mutter Krause ordentlich geschämt. Jetzt richteten sich beide stolz auf und reichten ihrer Wirtin die Hand. „Nur keine Angst, Mutter Krause, wir werden die Sache schon gut machen!"

Dann eilten sie zur Kaserne, um sich umzuziehen. Dort herrschte heute eine noch viel größere Aufregung als sonst, wobei besonders dem Anzug große Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Auch die Vorgesetzten hatten ein festliches Gewand angelegt; die Knöpfe und die Stiefel der Gefreiten und Unteroffiziere blitzten wie eitel Gold, und Sergeant Bülle hatte über seine umfangreichen Hände ein Paar nagelneue Handschuhe gezogen, die weißer waren als der Schnee. Selbst Leutnant von Dohlen trug eine bessere Uniform. Obwohl sich die Vorgesetzten bemühten, so ruhig wie nur möglich zu erscheinen, um ihren Untergebenen auch in dieser Hinsicht mit dem besten Beispiel voranzugehen, so konnten sie doch eine leichte Erregung nicht verbergen, denn heute sollte es sich zeigen, ob sie gute Lehrer gewesen waren oder nicht. An dem nötigen Fleiß und dem nötigen Eifer hatte es keiner von ihnen fehlen lassen; nun wollten sie auch Lob und Anerkennung finden und doch wußten sie aus Erfahrung, wie oft ein unglücklicher Zufall gerade das, was sonst immer am besten klappt, vorbeigelingen lassen kann.

Für neun Uhr hatte der Herr Oberst sein Erscheinen angemeldet und schon eine Viertelstunde vorher kamen die Herren Hauptleute und Stabsoffiziere.

Die Einjährigen standen in einem Gliede, der Größe nach, ihre Fußspitzen haarscharf ausgerichtet. Der Herr Oberst konnte erscheinen; es war alles zu seinem Empfang bereit. Mit dem Glockenschlage betrat er denn auch das Exerzierhaus.

Mit einem „Guten Morgen, Einjährige!“ begrüßte er die Freiwilligen; ein lautes „Guten Morgen, Herr Oberst!“ erscholl als Antwort. Dann nahm die Besichtigung gleich ihren Anfang.

Zuerst wurde die Richtung geprüft und die Stellung eines jeden einzelnen gemustert. Dann mußten sie die Griffe zeigen. Der Marsch folgte, einzeln und zu zweien; darauf kamen Wendungen und Freiübungen und dann hieß es: „Abschnallen, an die Turngeräte!“

Erst kamen die vorschriftmäßigen Übungen an die Reihe, danach die freiwilligen.

Fritz machte die Kippe, Karl sogar den Riesenschwung; jeder konnte etwas, nur dem Dicken wurde etwas ungemütlich zumute, und er stand lange unter dem Querbaum, ohne zu wissen, was er zeigen sollte. Das wenige, das er konnte, hatte er schon zum besten gegeben.

„Na, etwas werden Sie doch auch wohl können,“ meinte der Herr Oberst, und der Major und sein Hauptmann warfen ihm aufmunternde Blicke zu.

Der Dicke sah ein, irgendeine Übung mußte er machen, wenn er sich nicht blamieren wollte. Es war mehr als Pech, daß er nicht auf eine freiwillige Übung vorbereitet war. Daß die verlangt werden würde, hatte aber selbst Leutnant von Dohlen nicht erwartet.

„Ich werde den Aufzug machen, Herr Oberst, und dann die hohe Wende.“

In seiner Jugend hatte er diese Übung mal gemacht und auch gekonnt; ob das aber heute noch der Fall war, erschien ihm selbst mehr als zweifelhaft. Doch versuchen wollte er es auf alle Fälle; das Genick würde er sich wohl nicht brechen.

Seine Worte riefen allgemeines Erstaunen hervor; selbst der Herr Oberst machte ein ganz verwundertes Gesicht, rief aber dann ein lautes „Bravo!“

Der Dicke ließ den Querbaum in das oberste Loch stecken, sprang

in die Höhe, erreichte mit den Händen auch glücklich die Stange und machte nun zunächst den Aufzug. Den hatte Sergeant Bülle ihm so beigebracht, daß er ihn sogar ohne Hilfestellung konnte.

Als er dann aber oben war und auf die Matratze heruntersah, kam ihm der Sprung, der ihm bevorstand, beängstigend hoch vor. „Wenn ich doch nur eine andere Übung gewußt hätte!“ dachte er im stillen. Aber dazu war es nun zu spät. War er einmal oben, dann mußte er auch den Sprung wagen, wenn er nicht schlapp und feige erscheinen wollte, und ehe er das tat, brach er sich lieber Hals und Beine.

So wechselte er denn die linke Hand zum Untergriff und schwang dann die Beine zur Seite: eins — zwei — und



„Daß sich der Einjährige hinsetzt, statt stehen zu bleiben, ist nicht ganz korrekt!“

„Drei!“ rief der Herr Oberst, und mit einem Male saß der Dicke unten auf der Matratze und sah mit einem sehr erstaunten Gesicht um sich. Das Kommando des Vorgesetzten hatte ihn die Übung ohne jede weitere Überlegung ausführen lassen; die hohe Wende war es nun gerade nicht geworden, aber immerhin doch eine Wende, die Mut und Schneid erforderte.

Der Dicke machte immer noch ein ziemlich törichtes Gesicht, und alle Offiziere und auch die Kameraden lachten laut auf;

aber der Oberst ermahnte zur Ruhe. „Der Einjährige hat seine Sache sehr gut gemacht. Daß er sich hinsetzte, anstatt stehen zu bleiben, ist zwar nicht ganz korrekt; aber die Hauptsache ist, daß er bei seinem Körpergewicht die Energie hatte, von oben herunterzuspringen. Das will ich besonders loben und anerkennen. Hoffentlich haben Sie sich nicht weh getan.“

„Ich glaube nicht, Herr Oberst.“

Nun mußte auch der Kommandeur lachen. „Na, wenn Sie bis jetzt noch nichts merken, dann wird es wohl auch nicht der Fall sein. Aber nun stehen Sie auf, denn bis an das Ende Ihrer Dienstzeit können Sie ja doch nicht gut sitzen bleiben.“

Mit einem Schwung fuhr der Dicke in die Höhe, und als er nun in Reih und Glied zurückeilte, merkte er, daß man wirklich allgemein so empfand, wie der Oberst gesagt hatte. Das freute ihn sehr, und als ihm jetzt auch sein Hauptmann einen lobenden Blick zuwarf, strahlte er vor Vergnügen.

Man hatte eigentlich geglaubt, die Besichtigung würde in zwei Stunden beendet sein, aber der Kommandeur dachte nicht daran, die Sache so zu beschleunigen. Dem Turnen folgte draußen auf dem Kasernenhof der Schützendienst, das Zielen und Schießen mit dem Zielgewehr und zuletzt die Vorinstruktion durch die Unteroffiziere und den Leutnant von Dohlen.

Die Uhr über dem Kasernenportal zeigte fast halb zwei, als der Herr Oberst endlich die Einjährigen zusammenrief. „Ich muß Ihnen offen sagen, daß das, was ich heute von Ihnen gesehen habe, mich sehr befriedigt hat. Kleine Fehler sind vorgekommen, die aber sind unvermeidlich, ebenso einige Unsicherheiten, die in der Hauptsache dem guten Willen entsprangen, das Allerbeste zu zeigen. Sie haben während Ihrer Ausbildungszeit sehr fleißig gearbeitet; ich spreche Ihnen daher meine vollste Anerkennung aus. Zugleich aber belobe ich vor Ihnen allen Ihren Instruktionsoffizier, Herrn Leutnant von Dohlen, sowie sämtliche Unteroffiziere und Gefreite, die keine Mühe gescheut haben, um Ihre Ausbildung zu fördern. Wie ich Ihren Vorgesetzten dafür danke, so werden auch Sie ihnen dafür hoffentlich immer dankbar bleiben. Diese Dankbarkeit können Sie am besten dadurch bezeugen, daß Sie jetzt in der Kompanie Ihre Pflicht und Schuldigkeit voll tun und den anderen

Mannschaften ein leuchtendes Vorbild sind. Ich freue mich sehr, daß ich Sie alle rückhaltlos loben konnte. Adieu, Einjährige."

„Adieu, Herr Oberst,“ klang es aus dem Mund der freudig erregten Freiwilligen zurück; dann war die Besichtigung zu Ende.

Aber entlassen waren die Einjährigen trotzdem noch nicht, denn als der Herr Oberst gegangen war, riefen auch die Herren Staboffiziere und Hauptleute ihre Einjährigen zu sich heran, um ihnen ihre Anerkennung auszusprechen, und der Dicke erntete sogar von seinem Kompaniechef noch ein ganz besonderes Lob. „Ich hätte Ihnen diesen Sprung wirklich nicht zugetraut,“ meinte er. „Als Sie da oben auf dem Querbaum waren, habe ich entschieden mehr Angst ausgestanden als Sie selbst, denn ich dachte, Sie würden nicht den Mut haben, abzuspringen, und sich blamieren. Und das ist das Schlimmste, was einem Soldaten passieren kann.“

Alle Vorgesetzten entließen ihre Freiwilligen mit der Ermahnung, nun den Rest des heutigen Tages, der für sie alle dienstfrei war, im Kameradenkreise froh zu feiern, ohne deswegen aber Torheiten zu begehen.

Das war ein Jubel, als man endlich entlassen war und gleich ins Kasino stürmte. Zur Feier des Tages gab es ein besonders gutes Essen. Sofort wurde eine Bowle angesetzt, denn heute wollte selbst dem Solidesten die übliche Flasche Selterswasser nicht schmecken; heute mußte gefeiert werden.

Und was gab es alles zu erzählen! Die ganze Besichtigung wurde nochmals durchgesprochen, wie der eine sich fast vergriffen hatte, wie der andere bei der Wendung schwankte, wie diesem bei dem Laden das Gewehrschloß nicht gleich aufgegangen war, wie diesem jenes und jenem dieses Unglück beinahe zustieß und wie alles leicht hätte anders kommen können, wenn man nicht solchen „Dusel“ gehabt hätte.

So ging das Gespräch in einem fort, bis Karl plötzlich meinte: „Kinder, das kommt mir heute beinahe so vor wie nach unserem Abitur. Da saß ich mit Fritzchen Köhler zusammen und sagte beständig: ‚Dem Himmel sei Dank, daß der mich nicht danach gefragt hat, und der mich nicht danach, sonst wäre ich totsicher durchgefallen‘, In Wirklichkeit aber wären wir natürlich auch dann nicht durchgerasselt, denn ein guter Abiturient weiß nicht nur alles,

was von ihm verlangt werden kann, sondern sogar viel mehr. Und so hätten wir uns heute morgen auch dann mit Ruhm und unsterblichem Lorbeer bedeckt, wenn die Vorgesetzten noch viel kritischer gewesen wären, als sie es schon waren. Denn darüber müssen wir uns doch einig sein, Kinder, solche Einjährige wie wir es sind, hat es in der preußischen Armee noch nie gegeben und wird es auch nie wieder geben."

Gerade wollten die anderen Einjährigen diese lustige und übermütige Rede mit einem donnernden Hoch belohnen, als plötzlich eine laute Stimme rief: „Na, Einjähriger Erler, wenn das nur wahr ist, was Sie da sagen!"

Erstaunt sahen sich alle um, dann aber sprangen sie blitzschnell in die Höhe. Ohne daß einer von ihnen es während der kurzen Rede Karls gemerkt hatte, war Leutnant von Dohlen ins Zimmer getreten.

„Wetter auch, der Herr Leutnant!"

Ganz unwillkürlich war Karl dieser Ausruf entschlüpft. Wenn der Leutnant seine Worte wirklich für bare Münze genommen hatte, dann stand er ja jetzt als schöner Prahlhans da; es fiel ihnen dann auch später die schwere Aufgabe zu, durch die Tat zu beweisen, daß sie wirklich die Perlen aller Einjährig-Freiwilligen waren. An dem guten Willen sollte es nicht fehlen, ob aber auch das Können ausreichte?

„Machen Sie doch nicht so erschrockene Gesichter, Einjährige!" rief der Leutnant lustig. „Glauben Sie, ich bin hergekommen, um Ihnen die Freude zu stören? Fällt mir gar nicht ein! Ich ging hier an Ihren Fenstern vorbei und hörte Ihr frohes Lachen. Da dachte ich, warum sollst du nicht mit vergnügt sein; bis zu einem gewissen Grade bist du doch mit schuld daran, daß alles heute morgen gut ging. Denn nicht wahr, das bin ich doch?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" gaben alle gleichzeitig zur Antwort.

„Na ja, also," fuhr der Offizier lustig fort, „da sind wir ja einig und ich sehe absolut nicht ein, warum Sie mir da von Ihrer Bowle nicht ein Glas abgeben wollen. Hoffentlich haben Sie noch etwas."

„Und wenn nichts mehr dasein sollte, wird eine neue Mischung gebraut," rief der Studiosus, aber der Offizier winkte ab.

„Aber auf jeden Fall nicht meinetwegen – und wenn trotzdem, dann bin ich der Spender, denn ich möchte Sie keineswegs zu Unkosten verleiten.“

So sehr sich auch alle freuten, den Offizier in ihrer Mitte zu sehen, so herrschte dennoch zuerst eine etwas verlegene Stimmung; er war und blieb doch immer der Vorgesetzte. Aber der Leutnant tat, als bemerke er es gar nicht, daß die Unterhaltung etwas ins Stocken geriet; er gab sich ganz frei und ungezwungen, war nur der lebenswürdige Gesellschafter, und so wich die Scheu und die Zurückhaltung dann sehr schnell. Man trank ihm zu, man stieß mit ihm an, und wenn Leutnant von Dohlen mit seinem Erscheinen bezweckt hatte, den Einjährigen zu beweisen, daß er nicht nur ein dienstliches, sondern auch ein rein menschliches Interesse an ihnen nahm, so erreichte er dies vollständig. Als einen feinen Offizier kannten ihn alle ja schon lange; jetzt lernten sie auch seine menschlichen Tugenden schätzen, und manches kluge, gute Wort, das er zu den jungen Leuten sprach, prägte sich ihnen fest ein.

Erst als er nach etwa zwei Stunden aufbrechen wollte, fiel ihnen ein, daß bisher noch kein einziger daran gedacht hatte, ein Hoch auf ihn auszubringen, und dabei verdankten sie ihm doch so vieles.

Einer stieß den anderen an, wer sollte reden?

Da erhob sich Karl von neuem und knüpfte in humoristischer Weise an die Worte an, die er zuvor gesprochen hatte, daß es solche Einjährige, wie sie es seien, noch nie gegeben habe und auch nie wieder geben würde. Das sei eine Tatsache, die durch kein noch so energisches Kopfschütteln des Herrn Leutnant von Dohlen aus der Welt zu schaffen sei. Wenn dieser seinen Kopf schüttle, so geschehe das nur deshalb, weil er sicher voraussehe, daß er jetzt den Dank dafür ernten solle, diese Musterknaben groß gezogen zu haben, und daß er sich mit seiner Bescheidenheit gegen diesen Dank auflehne.

„Nichtsdestoweniger aber,“ schloß Karl jetzt seine übermütige Rede, „danken wir dem Herrn Leutnant vielmals für alle Mühe, die er sich mit uns gegeben hat. Er war uns nicht nur ein Lehrer, sondern auch ein Freund, und das werden wir ihm auch dann nicht vergessen, wenn wir nicht mehr die Schnüre der Freiwilligen

tragen. Und alles, was wir an Gefühlen der Dankbarkeit und Verehrung für unseren Herrn Instruktionsoffizier auf dem Herzen haben, das fassen wir zusammen in den Ruf: Herr Leutnant von Dohlen, er lebe — hurra, hurra, hurra!"

Der dicke Schmidt hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte einen Tusch, und als er im Anschluß daran zu dem Parademarsch des Regiments überging, defilierten die Einjährigen, die an Stelle des Gewehrs je ein Billardqueue auf die linke Schulter genommen hatten, mit „Augen rechts“ an ihrem Lehrer vorbei.

Mutter Krause machte am nächsten Morgen ein etwas böses Gesicht, als sie ihren Schutzbefohlenen den Kaffee brachte. Es sei gestern recht spät gewesen, als sie beide nach Hause kamen, und allzu leise hätten sie sich auch nicht benommen. Aber allzu ernsthaft meinte sie es mit dem Schelten nicht; sie wollte Fritz und Karl nur dadurch ermahnen, ein anderes Mal leiser zu sein, denn nun gab es ja andauernden Urlaub, und die beiden würden jetzt wohl öfter später als um neun Uhr nach Haus kommen.

Wirklich böse war Mutter Krause nur darüber, daß Fritz und Karl nicht gleich nach der Besichtigung, wenn auch nur für ein paar Minuten, zu ihr gekommen waren, um zu berichten, wie alles verlaufen sei. „So ist die Jugend nun,“ schalt sie. „Wenn sie in Not und Sorge ist, dann schüttet sie dem Alter ihr Herz aus und sucht da Rat und Hilfe. Ist aber alles gut gegangen, dann heidi, mein Vaterland, dann sind wir vergessen, dann kümmert sich kein Mensch um uns!“

Aber sie war schnell wieder versöhnt, als Fritz und Karl ihr jetzt ausführlich Bericht erstatteten. „Na, nun geht das Soldatenleben erst richtig für Sie los,“ meinte sie dann. „Was bisher war, das war gewissermaßen die Schule; aber nun beginnt erst der Ernst des militärischen Daseins.“

Doch vorläufig wurde es mit dem Ernst noch nicht allzu viel. Der Besichtigung der Einjährigen folgte in den nächsten Tagen die der Rekruten, dann wurden die Kompanien rangiert. Ein jeder bekam dabei seinen festen Platz angewiesen, der sich nach seiner Körpergröße richtete. Aber der Dienst wurde in diesen Tagen nicht allzu stramm genommen, denn Kaisers Geburtstag stand bevor.

Der wird ja auch auf den Gymnasien mit einem Festakt gefeiert, aber die Einjährigen merkten sehr bald, daß man diese Feier mit der beim Militär nicht vergleichen darf.

Eines Tages hieß es des Mittags bei der Paroleausgabe, daß jeder, der an Kaisers Geburtstag irgendwie beim Feste mitzuwirken wünsche, sich melden solle. Fast alle traten vor. Der eine wollte singen, der andere tanzen, der dritte turnen, wieder ein anderer, ein Kunstfahrer von Beruf, wollte sich auf seinem Rad produzieren, ein Bauchredner seine Künste zeigen — jeder wollte etwas, denn an Kaisers Geburtstag mitzuwirken, ist für jeden Ehrenpflicht.

Da galt es für die Offiziere natürlich eine engere Auswahl zu treffen, denn die vier Kompanien eines Bataillons feiern immer in demselben Lokal zusammen. Allein schon mit Rücksicht auf die Dauer der Vorstellung ist es nicht möglich, alle, die auftreten wollen, auch auftreten zu lassen, denn der Tanz erfordert auch sein Recht, und so gern die Soldatenbräute den Vorführungen auf der Bühne zusehen, noch lieber ist es ihnen doch, an diesem Festabend flott zu tanzen.

Natürlich war es für die Einjährigen sofort beschlossene Sache, daß auch sie mitwirken wollten; nur konnten sie sich über die Art und Weise ihrer Beteiligung nicht klar werden. Dem Dicken rieten die anderen anscheinend ganz ernsthaft, als Schlafkünstler aufzutreten, während er sich selbst durchaus als Schlangemensch produzieren wollte. Und dabei blieb es auch. Wie er das Kunststück fertig bringen wollte, wußte kein Mensch, der Dicke am wenigsten, aber er schwur Stein und Bein, daß es ihm schon noch einfallen würde.

Schließlich waren Bellmann und der Dicke die einzigen, deren Mitwirkung angenommen wurde. Die Hauptleute baten die anderen, freiwillig zurückzutreten, um die Mannschaften durch ihre Leistungen nicht in den Hintergrund zu drängen. Von dem Auftreten des Dicken als Schlangemenschen versprach man sich einen großen Erfolg, während Bellmann als Klaviervirtuose wirklich künstlerische Ehren ernten sollte.

Mit einem Zapfenstreich wurde am Vorabend Kaisers Geburtstag eingeleitet. Fritz und Karl gehörten mit zu der Kompanie,

die sich abends um acht Uhr vom Kasernenhof aus in Bewegung setzte. Die Regimentsmusik, die Trommler und Pfeifer voran, dann der Herr Hauptmann zu Pferde, hinterher die Kompanie, teils mit Gewehren, teils mit Fackeln und Windlaternen ausgerüstet, so ging es durch die belebtesten Straßen der Stadt zum Marktplatz, wo der große Zapfenstreich gespielt und geschlagen wurde, und dann wieder zurück zur Kaserne.

Am nächsten Morgen in aller Frühe war große Reveille. Wieder zog die Musik mit klingendem Spiel durch die Straßen der Stadt und um zehn Uhr folgte der Kirchgang, ebenso feierlich und ebenso festlich wie bei der Rekrutenvereidigung.

Im Anschluß daran nahm der Oberst dann auf dem Kasernenhof den Parademarsch über das Regiment ab; ein Hoch auf den obersten Kriegsherrn beendete die offizielle Feier.

Bis hierher hatte die Geburtstagsfeier einen dienstlichen Anstrich gehabt, jetzt aber galt nur noch das Vergnügen. Mit einem besonders guten Essen für die Mannschaften fing es an, auch Bier wurde gespendet; aber die Hauptsache kam doch erst am Abend.

Das dritte Bataillon feierte im Restaurant zum Kronprinzen. Der große Saal, in dem sich eine Theaterbühne befand, war mit Blumen, Girlanden und Fahnen auf das festlichste geschmückt und schon lange vor Beginn der Feier bis auf den letzten Platz gefüllt. Jeder Musketier und jeder Unteroffizier hatte seine Verwandten und Freunde eingeladen. Der Saal hätte doppelt so groß sein müssen, wie er war, wenn er alle hätte fassen sollen. So herrschte denn auch in den Nebenräumen ein fast beängstigendes Gedränge.

Auf acht Uhr war der Beginn der Vorstellung festgesetzt, aber es wurde beinahe halb neun, ehe der Major mit den anderen Offizieren und den Damen erschien. Die Herren hatten an einem Festmahl im Kasino teilnehmen müssen und die Pflicht sie dort länger festgehalten, als sie voraussetzten.

Kaum hatten die Offiziere mit ihren Damen Platz genommen, da hob sich auf Bühne der Vorhang. Ein Unteroffizier trat vor und sprach den Prolog, der mit einem Hoch auf den Kaiser endete, während gleichzeitig im Hintergrunde der Bühne die von

bengalischem Licht hell beleuchtete Büste des Kaisers sichtbar wurde.

Im Anschluß daran spielte sich das Aufführungsprogramm ab; der derbe Humor herrschte vor, und ein Theaterstück, in dem auch die Damenrollen von kräftigen Musketieren gespielt wurden — die sich zwar bemühten, in den höchsten Fisteltönen zu reden, aber trotzdem jeden Augenblick in den tiefsten Baß verfielen — erregte solche stürmische Heiterkeit, daß Bellmann, als er am Klavier Platz nahm, sich zuerst gar kein Gehör verschaffen konnte. Dann aber siegte er doch; was dem Rufen nach Ruhe nicht gelang, erreichte er von selbst durch sein Spiel. Gut war das Instrument gerade nicht, aber er verstand es doch so zu meistern, daß selbst dem einfachsten Mann unten im Zuschauerraum die Erkenntnis kam, sich hier einer großen, edlen Kunst gegenüber zu befinden. Alles Sprechen, alles Flüstern unterblieb, und Bellmann gestand hinterher selbst, noch nie vor einem so dankbaren und aufmerksamen Auditorium gespielt zu haben wie an diesem Abend. Donnernder Beifall belohnte ihn, und als er schließlich nach einer Zugabe die Bühne verließ, ging ein allgemeiner Ausruf des Bedauerns durch den Saal.

Der Vorhang fiel, um sich gleich wieder zu heben; eine arabische Akrobatentruppe wirbelte auf die Bühne. Natürlich hatten die Musketiere Arabien nie gesehen — die meisten wußten wohl nicht einmal, wo das Land lag — aber die den dortigen Bewohnern angeborene Geschmeidigkeit schienen sie ihnen abgesehen zu haben. Sie schlugen Saltos und drehten Pirouetten, als arbeiteten sie den ganzen Tag im Sand der Manege und nicht auf dem des Exerzierplatzes; sie bauten Pyramiden und Brücken, daß es eine Lust war, es mitanzusehen.

Unmittelbar daran schloß sich das Auftreten des Dicken als Schlangemensch. Vergebens hatten die Kameraden bisher etwas darüber zu erfahren gesucht, wie er diese schwierige Aufgabe zu lösen gedenke, aber der Künstler hatte sich in das tiefste Schweigen gehüllt und niemand etwas verraten. Ja, um diese Überraschung auch wirklich vollkommen zu machen, hatte er es bei dem Bataillonsadjutanten, der die Proben leitete, durchzusetzen gewußt, daß er nicht mitzuproben brauchte. Sein Trick sollte unter keinen Umständen vorher bekannt werden.

Nun erschien er in einem phantastischen Kostüm auf der Bühne, die Füße in weißen Turnschuhen, die Beine und den Oberkörper in einem eng anliegenden Trikot, um die Hüften einen großen bunten Schal gebunden. Wie er so dastand, von Kraft und Gesundheit strotzend, glich er eher dem Torero aus der Oper Carmen als einem Schlangemenschen.

Jubelnder Beifall begrüßte ihn, denn wegen seiner Figur und der zahllosen Witze, die von ihm erzählt wurden, kannte ihn ein jeder im Bataillon. Nun waren sie alle begierig, wie er seine Aufgabe als Schlangemensch lösen werde.

Der Dicke trat an die Rampe vor, gab der Musik, die einen flotten Marsch spielte, das Zeichen zum Aufhören, und wandte sich dann an das Publikum: „Meine sehr verehrten Herrschaften! Wie Sie mich hier sehen, habe ich die hohe Ehre gehabt, mich als Schlangemensch vor den höchsten und allerhöchsten Herrschaften des In- und Auslandes produzieren zu dürfen. Das ist zwar nicht wahr, aber wenn andere Akrobaten das sagen, ist es zumeist auch nicht wahr; andererseits wenn man es sagt, glaubt es vielleicht doch jemand. So habe ich erst in der vorigen Woche vor dem König von, von — ach, wie hieß er doch gleich — na, das ist ja auch ganz einerlei, auf jeden Fall habe ich vor ihm gearbeitet und bin für morgen abend zu dem Fürsten von Pupplubski, oder wie er sich sonst nennt, befohlen. Und wenn ich nun heute Ihnen meine Kunststücke zeige, so ist das eine große Auszeichnung für Sie. Ich beginne mit einem Kunststück, das noch kein lebender Künstler vor mir ausgeführt hat und das mir auch keiner nachmachen wird; ich werde auf dem Kopf stehen, das heißt, wenn ich es kann. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß ich es nicht kann. Warum soll ich mich also da erst vor Ihnen blamieren? Ich werde lieber auf einem Bein stehen, das ist noch viel schwieriger; da brauchen Sie nur den Herrn Sergeanten Bülle zu fragen. Ich bitte jetzt um etwas Musik!“

Aus seinen Worten hatten alle herausgehört, daß sein ganzes Auftreten auf einen großen Ulk hinauslief; der Dicke hatte sie alle mal wieder hineingelegt, und sie freuten sich darüber, daß ihm das gelungen war. Hatte man bei seiner Rede schon gelacht, so nahm der Jubel kein Ende, als er nun die einfachsten Stellungen

auf der Bühne anscheinend nur mit der allergrößten Anstrengung ausführte und dabei ein Gesicht machte, als setze er bei jedem Trick sein Leben auf das Spiel. Er ließ selbst das Einfachste absichtlich mißlingen, und jedesmal sagte er dann mit einem sehr vergnügten Gesicht: „Sehen Sie, das kann ich auch nicht!“

Seine trockene Komik, seine Gebärden, die Ungeschicklichkeit, die er anscheinend ganz unbeabsichtigt an den Tag legte, erweckten immer neue Heiterkeit, und als er endlich abtrat, weil er nach seinen eigenen Worten ja doch nichts konnte, da erntete er einen Beifall, als wäre er der allergrößte Varietékünstler aller Zeiten.

Der Humor hatte einmal wieder den Sieg davongetragen. Es war ja mehr als Unsinn gewesen, was der Dicke da oben gemacht hatte, aber gerade deshalb bildete seine Nummer nach der Überzeugung aller den Glanzpunkt des ganzen Programms.

Eine derbkomische Exerzierszene aus den Kolonien machte den Beschluß der Vorführungen; dann räumten zahllose Hände die Tische und Stühle fort, um den Saal zum Tanzen freizumachen. Wenig später eröffnete der Major mit der Frau des ältesten Feldwebels den Ball; jeder engagierte sich eine Dame und im langen Zug ging die Polonaise in bunten Wendungen und Schlangenlinien durch den Saal.

Den Einjährigen fehlte es an weiblichen Bekanntschaften, aber tanzen wollten sie natürlich auch. Es saßen auch genug junge Mädchen an den Wänden und warteten auf einen Herrn.

„Glaubst du, daß wir ganz ruhig eine von denen auffordern können?“ fragte Fritz seinen Freund Karl.

Der lachte lustig auf. „Menschenskind, wir sind hier doch nicht in unserer Tanzstunde oder auf dem Ball bei irgend einem vornehmen Herrn. Heute ist Kaisers Geburtstag, da gibt es keinen Standesunterschied. Nur los!“

So traten sie denn auch bald jeder mit einer Dame an, und als kurz nachher der Walzer anfang, merkten sie, daß sie eine gute Wahl getroffen hatten und ihre Partnerinnen ausgezeichnet tanzten.

In der ersten Pause wurden die Einjährigen zum Herrn Major befohlen, und dieser stellte sie allen Offiziersdamen vor. Als dann der Tanz von neuem begann und die Einjährigen sich zurück-

ziehen wollten, befahl ihnen der Major, nur ruhig mit den Offiziersdamen zu tanzen. Also engagierte Karl die Frau Major, Fritz tanzte mit der Frau seines Hauptmanns. Er war ein sehr guter Tänzer, das wußte er; er hatte in seiner Dame eine glänzende Partnerin gefunden und so tanzten sie weiter und weiter, bis die Musik endlich verstummte. Dann geleitete er sie zu ihrem Platz.

„Aber sie tanzten ja herrlich,“ belobte sie Fritz, „nein wirklich, Sie können das Lob ruhig hinnehmen. Ich glaube, so leicht nimmt es kein anderer mit Ihnen auf. Wenn Sie nachher noch einmal mit mir tanzen wollen —“

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau!“

Fritz strahlte über die Anerkennung, die er gefunden hatte. Er tanzte nun der Reihe nach mit den anderen Offiziersdamen, um dann wieder die Frau seines Hauptmanns zu engagieren.

Auch sonst fehlte es nicht an Tänzerinnen. Die Einjährigen mußten mit den Frauen ihrer Unteroffiziere tanzen, und auch die Putzkameraden führten ihnen ihre Damen zu. „Wenn der Herr Einjährige meiner Braut einmal die Ehre erweisen möchten!“ und glückstrahlend sahen sie dann zu, wie beide zusammen davontanzten.

Es war fast Mitternacht, als die Offiziersdamen sich verabschiedeten. Auch die Offiziere entfernten sich; nur der jüngste Leutnant des Bataillons, der bis zum Schluß die Aufsicht führen mußte, blieb zurück.

„Wollen wir noch bleiben, Karl?“ fragte Fritz. „Ich weiß nicht, seitdem die Damen fort sind, kommt es mir plötzlich langweilig vor.“

Aber sowohl Karl wie die anderen Kameraden widersprachen. „Kaisers Geburtstag ist nur einmal im Jahr und so wie heute feiern wir ihn nie wieder in unserem Leben. Der Urlaub währt heute ewiglich; vor morgen nachmittag um vier Uhr ist kein Dienst, da brauchen wir doch nicht um zwölf zu Bett gehen. Wir wollen uns jetzt einmal nach unseren Unteroffizieren und ihren Damen umsehen; die haben wir bisher einigermmaßen vernachlässigt.“

Als die Offiziere gegangen waren, hatten sich die Unteroffiziere mit ihren Frauen zu einem einfachen Abendessen in ein Extrazimmer zurückgezogen. „Der Magen will doch auch sein Vergnügen

haben," erklärte Sergeant Bülle und ließ sich sein Essen gut schmecken. Auch Frau Krause thronte im Kreise der Unteroffiziersfamilien; ihr Mann hatte früher bei der zehnten Kompanie gestanden, da zählte sie also noch mit zum dritten Bataillon.

Die Einjährigen wurden freundlich begrüßt; der eine Feldwebel hielt sogar eine kleine Rede auf sie und schloß scherzend mit den Worten: „Wir würden ja gern ein Glas auf Ihr Wohl trinken, aber leider ist die Bowle gerade leer geworden; daher müssen wir Sie schon mit einem Schluck Kaffee willkommen heißen.“

Die Einjährigen tauschten schnell einen Blick, dann sagte Fritz: „Wenn

die Herren Unteroffiziere vielleicht gestatten, daß wir eine neue Bowle kommen lassen —“

Zuerst sträubten sich die Unteroffiziere, dann aber willigten sie doch ein; Fritz, Karl und die anderen Einjährigen des Bataillons waren ihrerseits froh, daß sie die Bowle bezahlen durften. Sie hatten schon oft darüber gesprochen, ob sie den Unteroffizieren, die sie teilweise mit ausgebildet hatten, als Zeichen ihrer Dankbarkeit nicht einmal irgendwie eine kleine Freude bereiten könnten. Aber sie waren streng ermahnt worden, den Vorgesetzten keine



Die Einjährigen tanzten mit den Offiziersdamen.

Geschenke zu machen, und wußten auch, daß diese etwaige Gaben nicht angenommen hätten. Nun bot sich ihnen Gelegenheit, ihnen allen eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, und bald saßen sie um die dampfende Punschterrine. Man lachte und scherzte, und namentlich der Sergeant Bülle erwies sich als ein recht fröhlicher Mensch, der in einem lustigen Wortgefecht mit Karl keine Antwort schuldig blieb, ja zuletzt sogar als Sieger aus dem Streit hervorging.

„Der Geist ist die Hauptsache, Einjähriger,“ sagte er, während er vor Vergnügen strahlte, „der Geist muß überall sein, in den Fußspitzen und in den Beinen, in der Gewehrhaltung und vor allen Dingen im Parademarsch. Aber hauptsächlich gehört der Geist doch in den Kopf, das können Sie mir glauben.“

Es war fast zwei Uhr, als Fritz und Karl aufbrachen, um nach Haus zu gehen. Doch unten im großen Saal dachte noch kein Mensch an den Heimweg. Die Musik spielte unermüdlich einen Walzer nach dem anderen und im langsamen Tempo drehten und schoben sich die Paare durch das Gewühl. Bis vier Uhr war offizieller Ball; da wäre es doch geradezu ein Unding gewesen, jetzt schon mit dem Tanzen aufzuhören.

Aber für die Einjährigen wurde es doch Zeit zu gehen, denn die Stimmung der Mannschaften fing an, immer lebhafter zu werden. Das reichlich gependete Freibier begann seine Wirkung zu äußern; die Unteroffiziere und Gefreiten, die mit dem Offizier zusammen die Aufsicht führten, hatten jetzt schon hie und da einen Streit zu schlichten. Übrigens war die Sache keineswegs schlimm; wenn die erregten Gemüter bei solchen Gelegenheiten auch noch so leidenschaftlich aufeinanderplatzen, ist das nie so böse gemeint, wie es vielleicht aussieht.

Drinne im Saal hatte von dem Tabak, dem Bier und den vielen Menschen eine entsetzliche Atmosphäre geherrscht; jetzt atmeten die Einjährigen ordentlich auf, als ihnen draußen in der zwar kalten, aber sternklaren Winternacht die frische Luft entgegenschlug.

„Kinder, ist das schön!“ rief Karl. „Wollen wir denn wirklich schon nach Haus gehen? Ich finde, wir haben heute so viel schlechtes Zeug eingeatmet, daß wir gut täten, noch eine halbe Stunde

spazieren zu gehen. Dann schlafen wir noch mal so gut und haben morgen keine Kopfschmerzen."

Alles stimmte ihm bei und so zog man denn noch in den Schloßpark und bummelte dort eine gute halbe Stunde auf und ab, ehe man endlich seine Wohnung aufsuchte.

Karls Prophezeiung ging in Erfüllung. Als sie nach langem Schlaf erwachten, waren sie infolge des Spazierganges genau so frisch, als wenn sie gestern ebenso wie sonst frühzeitig schlafen gegangen wären. Um so bleicher sahen dafür am Nachmittag bei dem Appell viele von den Leuten aus. Selbst dem gestrengen Herrn Feldwebel schien es heute gar nicht gut zu gehen; aber nach einem alten Wort ist der kein guter Soldat und kein guter Patriot, der Kaisers Geburtstag nicht so lustig feiert, wie er nur irgend kann.

Gefeiert hatten sie alle tüchtig, und so warteten sie denn mit Ungeduld auf das Signal zum Schlafengehen. Die meisten waren zum Umfallen müde; aber das schadete nichts, fein gewesen war es doch!

Am nächsten Morgen begann wieder der Ernst des Dienstes. Der Hauptmann erschien mit seinen beiden Offizieren auf dem Kasernenhof, die Kompanie so zusammenzustellen, wie sie bis zum Schluß der Herbstmanöver bleiben sollte. Die Kompanie wurde in drei gleichstarke Züge eingeteilt, jeder dieser Züge wieder in verschiedene Sektionen, jede zu zehn Mann, von denen fünf im ersten und fünf im zweiten Gliede standen, so daß jeder Soldat genau wußte, wo er seinen Platz hatte. Fritz war der rechte Flügelmann der zweiten Sektion des ersten Gliedes des dritten Zuges, während Karl der dritte Mann vom ersten Glied der vierten Sektion vom zweiten Zuge war.

Für manchen einfachen Soldaten war es am Anfang gar nicht leicht zu behalten, wer und was er war. Das zeigte sich, als der Hauptmann die Kompanie, nachdem sie rangiert war, im bunten Durcheinander auf dem Kasernenhof herumlaufen und dann wieder antreten ließ. Da wußten die meisten weder zu welchem Zug, noch zu welcher Sektion sie gehörten; die Leute prügeln sich förmlich um ihre Plätze, denn jeder behauptete, gerade da gestanden zu haben, wo ein anderer stehen wollte.

Aber das Machtwort der Vorgesetzten schaffte bald Ruhe und Ordnung, und nach einigen weiteren Versuchen konnten selbst die Ungeschicktesten ihre Plätze finden.

Das Kompanieexerzieren ist die Grundlage für die Ausbildung des ganzen Regiments. Sind die zwölf Kompanien gleichmäßig und gleichgut einexerziert, so klappt die Sache im Bataillon und später in den größeren Verbänden beinahe von selbst. So ist diese Periode der Ausbildung denn auch die schwierigste und die anstrengendste, aber sie ist auch reich an Abwechslung.

Mit dem Zugexerzieren fängt die Sache an; erst wenn dieses zur Zufriedenheit klappt, wird die ganze Kompanie zusammen exerziert.

Daß der Dienst nun gewissermaßen feierlicher und ernster wurde, zeigte sich äußerlich schon dadurch, daß man jetzt fast täglich im Helm und nicht mehr, wie bisher, in der Feldmütze erscheinen mußte, vor allen Dingen auch dadurch, daß man den Tornister auf dem Rücken hatte. Der Affe, wie der Tornister allgemein genannt wird, ist zuerst eine unbequeme Last. Die Tragriemen behindern die völlige freie Bewegung der Arme; wenn sie nicht sehr genau vorgepaßt sind, drücken und schneiden sie und verursachen starke Schmerzen. Aber das ist dann nicht die Schuld des Affen, sondern die der eigenen Nachlässigkeit und Bummelerei des Soldaten, die er sich bald abgewöhnen lernt.

Nach und nach wird der Tornister auch bepackt und das Gewicht allmählich immer mehr erhöht, denn wenn der Soldat ins Manöver oder gar in den Krieg ausrücken muß, dann gilt für ihn das Wort: *Omnia mea mecum porto* — alles, was mir gehört, trage ich bei mir. Natürlich haben die Truppen im Manöver und erst recht im Krieg auch ihre großen Bagagewagen, auf denen die Reserveuniformen und zahllose andere Sachen nachgefahren werden; aber es geschieht nur zu oft, daß die Wagen die Truppe nicht erreichen, teils weil sie sich verfahren, auf schlechten Wegen stecken bleiben oder zusammenbrechen, teils aber auch, weil sie während des Gefechtes so weit haben zurückbleiben müssen, daß sie hinterher die Truppe überhaupt nicht finden.

Um gegen alle solche Möglichkeiten geschützt zu sein, hat der Soldat alles, was er notwendig braucht, stets im Tornister bei

sich, und was das alles ist, das lernten Fritz und Karl kennen, als zum ersten Male in der Kompanie ein Übungsmarsch mit feldmarschmäßigem Gepäck gemacht wurde. Sie hatten zuerst gar nicht geglaubt, daß so viel Sachen in einen Tornister hineingehen: Rock, Hose, Stiefel, Putzzeug, Hemd und Unterhose, die Holzheringe für die Zeltbahnen, die auf den Tornister aufgeschnallt werden, die Feldmütze und viele andere Kleinigkeiten. Aber die Putzkameraden zeigten ihnen, wie man den Affen packen muß. Als sie dann am Morgen des Übungstages das Gewicht auf die Schulter nahmen, da sahen sich beide erstaunt an. Sie hatten am Tag vorher geglaubt, sie würden das alles überhaupt nicht tragen können; nun aber fühlten sie nach ihrer Meinung die Last kaum. Aber das war weniger ihr Verdienst als das der Vorgesetzten, die sie durch das Training systematisch an ein immer größeres Gewicht gewöhnt hatten.

Allerdings ganz so leicht, wie der Tornister ihnen im ersten Augenblick erschienen war, blieb er auf die Dauer doch nicht; das merkten sie, als sie nun auf der Straße dahinmarschierten. Es war ein schöner klarer Wintertag. Die Temperatur hatte zwei Grad Kälte; die Straßen waren trocken, auf den Feldern lag eine weiße, leicht gefrorene Schneedecke und die hübsche Landschaft, der weite Ausblick, den sie unterwegs genossen, ließen sie das Marschieren wirklich als eine Lust empfinden. Es sollte heute nur marschiert werden, natürlich in bescheidenen Grenzen, wie es für eine junge Truppe, die noch nicht an Strapazen gewöhnt ist, angebracht erschien; nur zwanzig Kilometer und auch diese mit verschiedenen Rastpausen, in denen die Leute sich erholen konnten und Gelegenheit fanden, ihren Anzug, wenn an dem irgend etwas drückte, wieder in Ordnung zu bringen. Zwanzig Kilometer waren kaum vier Stunden Marsch. Wie oft waren Fritz und Karl während der Schulferien mit dem vollen Rucksack auf dem Rücken noch viel weiter gelaufen und wie hätten sie jeden ausgelacht, der ihnen die Behauptung entgegenstellte, sie würden nach einem so kurzen Weg schon müde sein!

Was die Marschierenden aber doch ermüdete, war das Gewicht des Tornisters, der schließlich von Kilometer zu Kilometer schwerer zu werden schien; besonders aber ermüdete sie die Innehaltung

der Marschordnung. Da galt es haarscharf in Reih und Glied zu bleiben, von seinem Vordermann den richtigen Abstand zu halten und immer in demselben gleichmäßigen Tempo weiterzugehen. Verlangsamte man einmal den Schritt, dann wurde man sogleich von dem Hintermann auf die Hacken getreten, und ging man zu schnell, so stieß man plötzlich mit der Nase auf den Tornister seines Vordermannes.

Die genaue Marschordnung, die einzig und allein die großen Marschleistungen ermöglicht und in kaum glaublicher Weise erleichtert, erscheint am Anfang geradezu als eine Qual, obgleich sie gar keine ist. Nur daß man nicht stehen bleiben kann, wann man will, sondern in demselben Tempo weitergehen muß, nur das ermüdet, weil man seinem Willen und seinen Wünschen Gewalt antun muß.

Im flotten Tempo ging es dahin und lustige Marschlieder ertönten. Die alten Leute sangen vor, und so gut die Einjährigen und die Rekruten es vermochten, sangen sie mit, denn wenn die Leute auch bei einem Unteroffizier der Regimentsmusik Gesangsunterricht haben, den Text und die Musik lernen sie doch am besten unterwegs von den Kameraden. Schön war der Gesang gerade nicht immer, aber er erreichte trotzdem seinen Zweck, denn er erleichterte den Leuten den Marsch.

Auf dem Rückweg wurde kurz vor der Garnison die letzte Rast gemacht, um den Anzug in Ordnung zu bringen, und sobald man dann die ersten Häuser der Stadt erreicht hatte, hieß es: „Tritt gefaßt!“ Der Hauptmann zog seinen Säbel, die Offiziere folgten seinem Beispiel und traten neben die rechten Flügelleute ihrer Züge. Im strammen Schritt ging es dann dahin, während die Trommler und Pfeifer einen flotten Marsch spielten.

Auf dem Kasernenhof erfolgte dann noch ein Parademarsch, wobei Fritz unwillkürlich an die Worte denken mußte, die Sergeant Bülle einmal zu ihm gesagt hatte: „Sie sollen mal sehen, Einjähriger, wenn Sie später nach einer großen Übung noch einen Vorbeimarsch machen müssen, wie weh Ihnen da Ihre Beine tun. Aber schön ist das doch! Jetzt verstehen Sie das noch nicht, aber später werden Sie es einsehen.“

In diesem Augenblick begriff Fritz wirklich, was der Sergeant

damit gemeint hatte, nämlich das stolze Gefühl, die Müdigkeit unterdrücken zu können und zu zeigen, daß man ein ganzer Mann ist, indem man sich einfach sagt: „Ich will; ich lass' mich von der Müdigkeit nicht unterkriegen!“

So warf Fritz denn seine Beine so hoch, als wäre er heute überhaupt noch nicht marschiert, und als der Hauptmann der ganzen Kompanie ein lobendes Wort der Anerkennung zurief, da hatte er das stolze Gefühl, auch seinerseits einen Teil zum Gelingen beigetragen zu haben.

Als der Befehl zum Wegtreten gekommen war, eilten die beiden Putzkameraden auf ihre Einjährigen zu, um diesen die Tornister abzunehmen und auf die Stube zu tragen.

„Na, Herr Einjähriger, Sie sind wohl froh, daß Sie den Affen nun los werden? Geben Sie ihn nur her; was wollen Sie den selbst noch zwei Treppen hinaufschleppen!“

Im ersten Augenblick dachten beide daran, den Tornister herunterzunehmen. Schwer genug hatte er ja gedrückt und drückte auch jetzt noch gehörig; warum sollten sie ihn da noch länger tragen, als es unbedingt nötig war? Schon schickten sie sich an, die Riemen zu lösen und den Haken auszuhängen, dann aber zogen sie beide plötzlich ohne jede äußere Veranlassung, gleichzeitig demselben Gedanken gehorchend und von demselben Impuls getrieben, die rechte Hand wieder von dem Tornisterriemen fort und schickten ihre Putzer weg mit den Worten: „Lassen Sie nur! Haben wir das Ding so lange getragen, dann können wir es auch noch fünf Minuten länger auf dem Rücken haben.“

„Aber die Treppen, Herr Einjähriger,“ mahnte jeder der Putzer, „die ziehen in die Beine, und zwar mächtig.“

Fritz und Karl lachten lustig auf. „Dann laßt sie nur ziehen; wir ziehen schon dagegen.“

Doch die Putzer behielten trotzdem recht; die Stufen zogen fast unerträglich in den Oberschenkeln und in den Waden.

„Laß uns mal einen Augenblick stehen bleiben und verschnaufen,“ bat Fritz, aber Karl widersprach: „Wenn das jemand sieht! Wir sind doch keine alten Damen, die an Asthma leiden. Nur Mut, Caligula!“

Als sie oben in der Stube ankamen, hatten es sich die anderen

Leute schon bequem gemacht, den Affen auf den Spind hinaufgeworfen, den Waffenrock mit der Drillichjacke vertauscht und anstatt der hohen Kommißstiefel die bequemen Schnürschuhe angezogen.

Die Mannschaften hatten es vorhin mit angehört, wie die Putzer den Einjährigen die „Bundeslade“, wie der Tornister auch genannt wird, abnehmen wollten; sie waren auch der Meinung gewesen, daß das geschehen sei, und etwas spöttisch hatten sie sich, als sie vorhin selbst mühselig die Treppen hinaufkeuchten, über die Einjährigen unterhalten, die es so gut hätten und nun sicher schon in der Kantine säßen und frühstückten.

In der Stube selbst mußte die Unterhaltung über diesen Punkt weitergegangen sein, denn mit einem Male verstummten alle und machten gar sehr erstaunte Gesichter, als Fritz und Karl in vollständig feldmarschmäßiger Ausrüstung hereintraten.

Als sie aber selbst jetzt, trotz ihrer Ermüdung, den Affen nicht mit einem schnellen Ruck von den Schultern nahmen, sondern ihn absichtlich langsam abschnallten und auch dann nicht mit einem Seufzer der Erleichterung in die Ecke warfen, sondern ihn ordnungsgemäß auf seinen Platz legten, da sahen die Leute erst sich und dann die Einjährigen ganz erstaunt an. „Alle Wetter! Da haben wir selbst den Affen schneller fortgeworfen.“

Fritz und Karl merkten, daß sie den Leuten imponierten, ohne daß sie es darauf angelegt hatten, und das machte sie mit Recht stolz. Sie vergaßen darüber ihre eigene Müdigkeit; ja, als sich jetzt ein etwas schwächerer Stubenkamerad auf seinen Schemel setzte, den Kopf aufstützte und sich weit fortwünschte, irgendwohin, wo es keinen Kasernenhof, keine Soldaten und keine Übungsmärsche gebe, da neckten sie ihn derart, daß er schließlich recht ärgerlich wurde. „Sie haben gut reden; Sie dienen nur ein Jahr, unsereins aber zwei!“

„Vorläufig dienen Sie aber ebensolange wie wir. Über die Schweißtropfen, die Sie vielleicht im nächsten Jahr vergießen werden, brauchen Sie doch heute noch nicht zu schelten.“

„Wenn man doch wenigstens was zu trinken hätte, und wenn's auch nur ein kleines Glas Bier wäre!“

Im allgemeinen hatten nicht nur Fritz und Karl, sondern

auch sämtliche anderen Einjährigen es sich im Laufe der Zeit angewöhnt, solchen Anspielungen gegenüber etwas taub zu sein. Nicht aus Geiz, sondern weil sie alle selbst rechnen mußten und das, was sie für die Leute ausgaben, sich doch zusammensummierte. Vor allen Dingen aber hatten sie eingesehen, daß die anderen Mannschaften und die Stubenkameraden ihre Gutmütigkeit doch etwas ausnützten, nicht in böser Absicht, vielmehr weil sie es sich wirklich nicht vorstellen konnten, daß es für die Einjährigen etwas ausmacht, ob sie ein paar Glas Bier mehr bezahlen oder nicht. Für jeden, der selbst nichts hat, ist jeder Besitzende ja stets tausendmal reicher, als er es in Wirklichkeit ist; ein armer Bursch vom Lande sieht den Einjährigen gewöhnlich für einen halben Millionär an.

Auch jetzt wollten Fritz und Karl auf diesen Seufzer ihres Stubenkameraden nicht hineinfallen, aber der arme Mensch hatte sich die Füße wundgelaufen und sah wirklich elend aus. So gab ihm denn jeder ein Zehnpfennigstück mit dem Bemerkten: „Aber nur einen Groschen vertrinken, für den anderen können Sie sich eine warme Wurst kaufen!“

Da war mit einem Male alles Leid vergessen; hocheufreut sprang der Soldat auf. „Na, das sage ich Ihnen, Einjährige, für ein Glas Bier und noch 'ne Wurst extra, da mache ich jeden Tag einen Übungsmarsch, und wenn er noch so weit und der Affe noch so vollgepackt ist!“ rief er strahlend.

Die anderen lachten über die Begeisterung des armen Burschen, dann aber zogen Fritz und Karl sich schnell um; es wurde Zeit, ins Kasino zu gehen.

Dort hatten die anderen Einjährigen schon am Eßtisch Platz genommen, obgleich die Speisen noch nicht aufgetragen waren, und nach der bekannten Melodie sangen alle einen vom Dicken geschmiedeten Vers im Chor:

„Ach ich bin so hungrig,
Ach ich bin so matt,
Ich wollt', ich wäre nicht hungrig,
Ich wollt', ich wäre satt.“

Und je hungriger sie wurden, desto lauter sangen sie, um dadurch die Leute in der benachbarten Küche anzuspornen, etwas schneller vorwärts zu machen.

Auch Fritz und Karl wurden mit dem schönen Lied begrüßt. Als sie Platz genommen hatten, sangen sie kräftig mit, während Bellmann unermüdlich die Melodie auf dem Klavier spielte, immer dieselbe, immer da capo.

Wie sich später herausstellte, hatten sämtliche Kompanien, laut Regimentsbefehl, einen Übungsmarsch gehabt. Für alle war dieselbe Entfernung vorgeschrieben gewesen, so daß alle die gleichen Strapazen erduldet hatten.

Nun saßen sie, einer hungriger als der andere, und warteten auf das Essen.

Endlich erschien die Suppe, eine gute dicke Erbsensuppe, und wie auf Kommando nahmen alle gleichzeitig die Löffel in die Hand.

Der Dicke war zuesrt mit seinem Teller fertig, und sich wohlgefällig auf den Magen klopfend, sagte er mit einem komischen Seufzer: „Nun bin ich wieder gern Soldat.“

Das klang trotz alledem so ernsthaft, daß man hätte glauben können, der Dicke sei sonst mit seinem Los unzufrieden. Aber die Kameraden wußten das viel besser, und gerade weil sie wußten, wie gern er Soldat war, wirkten seine Worte doppelt komisch. Ein schallendes Gelächter war die Antwort.

Nach der Suppe erschien ein mächtiger Kalbsbraten; aber so umfangreich er auch war, spurlos verschwand er von der Erdoberfläche.

„Kinder, dieser Hunger!“ sagte der Dicke glücklich, als er jetzt eine Kunstpause machte, nachdem er sich vorher den Teller noch einmal gehörig gefüllt hatte, damit keiner von den anderen hungrigen Raubrittern, wie er die Kameraden nannte, ihm alles vor dem Munde wegesse. „Kinder, dieser Hunger,“ wiederholte er noch einmal; „so 'n schönen Hunger habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehabt und so gut geschmeckt wie heute hat es mir auch noch nie. Ihr habt wohl bessere Dinge schon gegessen, auserlesenere Delikatessen, aber ich frage euch, hat euch jemals schon etwas so geschmeckt wie dieses Kalb, das nun in unseren Mägen ruht? Ach, es lohnt sich schon allein Soldat zu werden, um diesen Hunger kennen zu lernen.“

„Und diesen Durst!“ klagte aus seiner Ecke hervor der Herr

Studiosus, „einen Ozean möchte ich leer trinken – ach, nicht nur einen, sondern alle fünf!“

„Na, dann trinken Sie doch!“ neckten die Kameraden.

„Aber was?“ klagte der andere. „Wasser mag ich nicht, Bier macht müde, Wein ist zu teuer – es müßte noch eine andere Flüssigkeit erfunden werden!“

Dem Studiosus war es halb und halb ernst mit seinen Worten. Er hatte auf der Universität etwas reichlich gekneipt, mehr weil das so Brauch war, als weil es ihm schmeckte. Nun brachte der Dienst es mit sich, daß er sehr mäßig wurde. Das gefiel ihm ausgezeichnet und vor allen Dingen bekam es ihm sehr gut; er war stets frisch und munter, hatte des Morgens nie mehr Kopfschmerzen, wie früher oft, und er hätte das Wort Durst nie mehr in den Mund genommen, wenn er es als früherer Student nicht unter seiner Würde gehalten hätte, gar nicht mehr vom Trinken zu sprechen.

Die anderen ließen ihm das Vergnügen, ja, sie freuten sich, daß er so viel davon sprach, denn es ist ja eine alte Geschichte, daß man eine Klage, die man oft auf den Lippen führt, nicht ernst meint. Je mehr uns eine Sache wirklich beschäftigt, desto weniger sprechen wir darüber.

Mit Rücksicht auf den anstrengenden Vormittagsdienst war am Nachmittag nur Turnen. „Paßt auf, Kinder,“ sagte der Dicke, „heute dürfen wir einmal wieder zur Extrabelohnung, wie Sergeant Bülle es nennt, die berühmte Hindernisbahn nehmen.“

Und er behielt recht damit.

Zuerst wurde an den verschiedenen Geräten geturnt, am Querbaum, wie man das Reck nennt, und am Sprunggestell. Anderes Geräteturnen gibt es beim Militär nicht. Barren, Sprungkasten und das schwebende Reck sind unbekannt und nur im Kadettenkorps, sowie in der Turnanstalt, wo die Offiziere zu Turnlehrern ausgebildet werden, vorhanden. Auf kühne Übungen wird überhaupt kein Wert gelegt, sondern nur darauf, daß die vorschriftsmäßigen Übungen, die so einfach sind, daß selbst der Ungeschickteste sie erlernen kann, von allen in gleicher Weise genau und gut gemacht werden.

Manche von den Einjährigen entbehrten es wirklich, das, was

sie auf dem Gymnasium und in ihren Turnriegen gelernt hatten, nicht weiterüben zu können, aber als Entschädigung dafür wurden sie in die Geheimnisse des Bajonettfechtens eingeweiht. Das Gesicht mit einer Stahlmaske geschützt, den Körper mit dem dicken Lederbrustpanzer versehen, die linke Hand in dem dick gepolsterten Handschuh, traten sich die einzelnen Paare mit dem Bajonettiergewehr gegenüber, dessen Spitze gepolstert ist und außerdem, wenn sie das Ziel getroffen hat, durch eine spiralförmige Feder zurückschnellt, so daß Verletzungen ganz ausgeschlossen sind.

Da galt es, sich zusammenzunehmen und Mut, Geschicklichkeit und Gewandtheit zu beweisen. Auf das Kommando „Los!“ rückten sich die Gegner einander näher, wichen wieder zurück, versuchten gegenseitig eine Blöße zu entdecken, zogen eine Finte an, indem sie einen anderen Stoß andeuteten, als sie in Wirklichkeit ausführen wollten.

Anfangs traten sich natürlich nur gleich ungeschickte Fechter gegenüber, und wenn die dann ängstlich voneinander zurückwichen, wenn keiner von den beiden den Mut hatte, dem anderen energisch auf den Leib zu rücken, dann standen die Unteroffiziere da und belobten die Kämpfer: „So ist es recht, Kinder! Vorsicht ist die Hauptsache — nur immer langsam voran, damit der Landsturm nachkommen kann. Tut mir die einzige Liebe und bleibt meilenweit auseinander, denn wenn ihr euch zufällig doch einmal trifft, dann könnte das euren zarten Gliedern vielleicht wehtun, obgleich ihr ja derartig in dickes Leder verpackt seid, daß kaum eine Kugel durchgehen würde. Nur immer hübsch vorsichtig sein, ihr kleinen Kinder!“

So ging das weiter, bis dann schließlich auch der Dümme merkte, daß der Unteroffizier ihn neckte. Dann gingen sie wirklich aufeinander los, aber allzuviel Angriffsgeschicklichkeit zeigten sie dabei doch nicht.

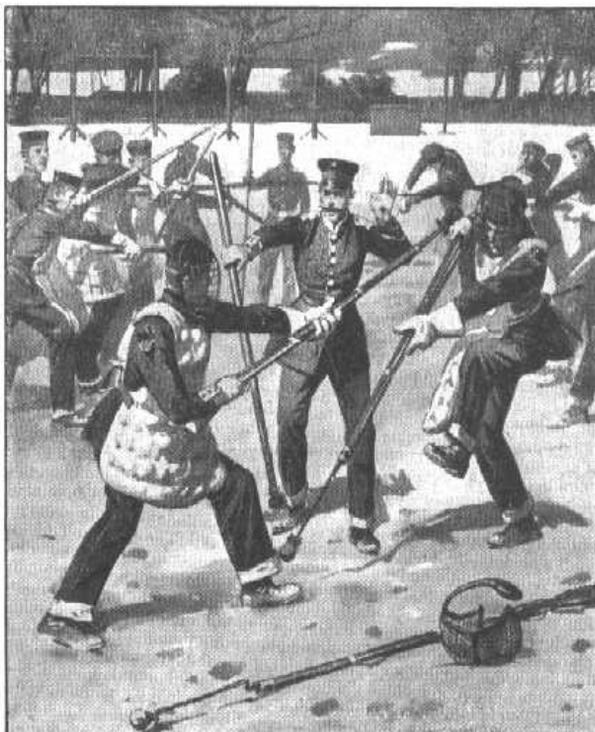
„Wißt ihr, was ihr seid? Araber seid ihr,“ pflegte dann stets der eine Unteroffizier zu sagen. Das war die kräftigste Ermahnung, die er auf Lager hatte, und wenn die erfolglos blieb, war sein Latein zu Ende; dann wußte er nicht mehr, was er sagen sollte.

Den Einjährigen hatte er auch in einer gemütlichen Stunde,

als sie zusammen in der Kantine saßen, erzählt, warum er die Araber so oft im Munde führte.

Sein früherer Leutnant hatte nämlich einmal eine Orientreise gemacht und war dabei auch nach Kairo gekommen. Auf Grund seiner Empfehlungen hatte er Zutritt zu allen Kasernen erhalten, zu den englischen, sowie den arabischen Truppen, und was er da sah und hörte, das schilderte er später seinen

Mannschaften und Unteroffizieren. Namentlich die Araber hatten ihm gefallen, große, hübsche, schlanke und dabei doch kräftige und muskulöse Gestalten, meistens bildschön gewachsen, die in den kurzen, enganliegenden baumwollenen Beinkleidern und den wollenen Blusen einen guten



Die Einjährigen wurden in die Geheimnisse des Bajonettfechtens eingeweiht.

Eindruck machten. Eine Kompanie war zusammengerufen worden, um dem Leutnant etwas vorzuexerzieren. Das hatte alles nur so geklappt und ein Drill hatte drin gesessen, beinahe so gut wie in Deutschland. Dann hatten die Leute geturnt wie die reinen Akrobaten und die halsbrecherischsten Sachen mit der größten Ruhe, aber auch mit der größten Tollkühnheit ausgeführt. Als es jedoch dann schließlich zum Bajonettieren kam, da hatten dieselben Leute vollständig versagt und der eng-

liche Offizier, der den Dienst leitete, erklärt, man stehe da vor einem Rätsel, dessen Lösung wohl einzig und allein im Volkscharakter gefunden werden könne. Der Araber sei, sobald er einzeln auftrete, nicht zum Angriff zu bewegen; das zeige sich allein schon beim gefahrlosen Bajonettangriff, wobei sie weder durch Bitten noch durch Drohungen oder Strafen zu bewegen seien, einander auf den Leib zu rücken. Die Leute hätten sich dabei so schlapp gezeigt, daß der ganze gute Eindruck, den sie vorher gemacht hätten, dadurch fast vollständig wieder verwischt worden sei.

Diese Schilderung war dem Unteroffizier im Gedächtnis geblieben und die „Araber“ waren sein Lieblingsausdruck für alle jene geworden, die beim Fechten keinen Schneid zeigten.

Aber es gab natürlich auch sehr gute Fechter, und wenn die Ungeschickten sich absichtlich noch ungeschickter anstellten, nur um nicht vielleicht doch einen Stoß zu erhalten, dann wurde ihnen ein möglichst guter Partner gegenübergestellt. Da gab es manchen Stoß in die Rippen, und wenn der auch nicht wehtun konnte, so warf er den anderen doch einfach um. Wenn er dann auf allen vieren im Sande lag, hatte er außer der Niederlage auch noch den Spott und das Gelächter der anderen zu tragen.

Einmal hatte sich ein tüchtiger Gefreiter auch den Dicken vorgenommen, um den aus Scherz in den Sand zu strecken. Aber der hatte die Absicht gemerkt und erklärt: „Eher fällt die Welt um als ich.“ Er hatte sich nicht nur standhaft auf seinen Beinen gehalten, sondern sogar dem Gefreiten, der es gar nicht der Mühe wert hielt, auf der Hut zu sein, einen solchen Stoß vor die Brust gegeben, daß der hintenüber taumelte und beinahe selbst auf dem Rücken gelegen hätte. Und sich stolz auf sein Gewehr stützend, hatte der Dicke dagestanden, als hätte er sich das Weltall unterworfen.

Bei dem Bajonettgefecht ging der Dicke überhaupt mit mächtigem Schneid vor, und das hatte einen Grund, den er Fritz und Karl einmal unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit verriet. „Euch kann ich es ja sagen. Ich bin außerordentlich kitzlig, und wenn ich daran denke, daß mir jemand mit der Bajonettspitze in die Rippen pieken soll“ — bei dieser Vorstellung allein fuhr

er zusammen und krümmte sich — „dann bekäme ich ja so das Lachen, daß ich einfach nicht weiter könnte, und das gibt es doch im preußischen Heer nicht.“

So ging er denn stets darauf los wie Blücher bei Waterloo.

Aber die Hauptsache beim Turnen war und blieb doch das Nehmen der Hindernisbahn. Darauf wurde großer Wert gelegt, und mit vollem Recht, denn bei der heutigen Kampfweise versucht der Verteidiger seine Stellung auch dadurch uneinnehmbar zu machen, daß er durch Drahtzäune und Gräben, durch künstliche Hecken und Mauern starke Hindernisse aufführt. Alles, was den Gegner beim Vorstürmen aufhält, gibt ihm Gelegenheit, seine Waffe wirksamer auszunutzen, und je länger die Angreifer vor den Hindernissen halt machen, je dichter sie sich dort zusammenballen, desto verderblicher werden für sie die feindlichen Geschosse. Nur nicht stehen bleiben, immer weiter heran an den Feind, das allein kann den Sieg bringen.

Als die Einjährigen zum ersten Male dem großen Hindernis, einer mehr als drei Meter hohen Holzwand, gegenüberstanden, hatten sie sich gegenseitig etwas verzweifelt angesehen und im stillen gefragt: „Wie kommt man denn da auf die andere Seite? Einen Weg gibt es allerdings: man geht darum herum, aber das wird wahrscheinlich der sein, den man nicht gehen darf.“

Dann aber lernten sie, daß es auch noch einen anderen Weg gab, der allerdings nicht ganz so einfach war. Zwei Mann ließen sich vor dem Hindernis auf ein Knie nieder und legten die Hände zusammen. Der dritte trat da hinein. Die beiden anderen standen dann auf und hoben den Partner, der sich mit den Händen an der Wand, so gut es ging, festhielt, hoch und immer höher, bis er oben mit den Händen den Rand des Hindernisses erreicht hatte. Dann überließen sie ihn seinem Schicksal. Die Aufgabe bestand darin, sich aus eigener Kraft so weit emporzuziehen, daß man ein Bein über die Brüstung schlagen konnte; das zweite folgte dann ganz von selbst. Darauf ließ man sich an einem Arm auf der anderen Seite wieder herunter, so weit es ging und sprang zur Erde.

Die große Schwierigkeit bestand darin, das erste Bein über die Brüstung zu bringen. Man mußte aus Leibeskräften ziehen,

bis man endlich oben war; dann aber drückten wieder die umgeschallten Patronentaschen gegen den Magen und bildeten, da sie die Bewegungsfreiheit hinderten, ein außerordentlich unangenehmes Hindernis.

Besonders für den Dicken war die Hindernisbahn ein schweres Stück Arbeit. Auch heute hing er zuerst wie ein Haufen Unglück an der Wand, zog mit beiden Händen, strampelte mit den Füßen und machte die drolligsten Bewegungen, aber weiter kam er nicht.

„Na, da wollen wir dem Einjährigen in Anerkennung seiner sonstigen Verdienste das Leben mal etwas erleichtern,“ sagte der Unteroffizier. Er ließ sich ein Fechtgewehr geben, stemmte das dem Dicken unter die Fußsohlen und schob nach. Das half; schon eine Minute später saß der Dicke vergnügt oben.

„Und nun will er wieder 'runter, und nun kann er nicht,“ neckte ihn der Unteroffizier. Aber das ließ der Dicke sich nicht zweimal sagen. Mit überraschender Geschwindigkeit warf er auch das linke Bein auf die andere Seite und sprang von ganz oben mit einem kühnen Satz hinunter.

Das war eine sehr brave Leistung. Sein Unteroffizier hielt mit dem Lob auch nicht zurück. „Alles was recht ist, Einjähriger, das haben Sie gut gemacht, sehr gut sogar!“ sagte er. „Von der Elastizität, die Sie trotz Ihrer unvorschriftsmäßigen Korpulenz in den Gliedern haben, könnten Sie manchem anderen etwas abgeben. Leider aber hat das, was Sie gemacht haben, einen kleinen Fehler; es war völlig unvorschriftsmäßig, und lieber was Schlechtes, aber Vorschriftsmäßiges, als was Umgekehrtes. Das gibt es nicht, und darum, Einjährig-Freiwilliger, wollen wir die Sache nochmals machen.“

Der Dicke sah den Unteroffizier ganz erschrocken an. „Ich soll –“

„Natürlich sollen Sie,“ antwortete der lustig, „Sie müssen sogar. Na, nur Mut, wir werden auch dieses Mal hinaufkommen.“

Der Dicke schwitzte schon jetzt nicht schlecht, aber was half das alles?

So ging er denn wieder auf die beiden Leute zu, die schon hinge kniet waren, um ihn hochzuheben, und eine Sekunde später schnellte er wie ein Federball in die Höhe. Die Soldaten hatten

ihm, um ihm die Sache zu erleichtern, einen solchen Schwung gegeben, daß er sofort oben die Brüstung erfaßte.

Da hing er nun wieder.

„Zieh, Schimmel, zieh,“ neckte ihn der Unteroffizier, aber der Dicke zog und zog, und mit einem Male saß er oben.

„Nanu?“ rief der Unteroffizier ganz verwundert.

Und auch der Dicke fragte sich sehr erstaunt: „Nanu?“

Aber dann machte er doch schnell, daß er auf vorschriftsmäßige Art und Weise wieder nach unten kam.

„Schade,“ sagte der Unteroffizier, „daß es dieses Mal so schnell ging; gerade für Sie ist die Übung sehr gesund. Wissen Sie, wenn Sie da oben hängen und sich hochziehen, dann ist das eine Bauchmassage, wie Sie sich eine solche gar nicht besser wünschen können.“



Der Unteroffizier half dem Dicken mit dem Fehthgewehr nach.

Von diesem Tage an sagte der Unteroffizier, der an seinem eigenen Witz Gefallen fand, täglich zu dem Dicken, wenn es über die Hindernisbahn ging: „Na, kommen Sie nur, Einjähriger; nun wollen wir Sie wieder etwas massieren.“

Aber leider hatte diese Massage auf des Dicken Leibesumfang nicht viel Erfolg; ein paar Pfund hatte er allerdings schon während der Dienstzeit abgenommen, aber es war immer noch mehr als genug da.

Und doch fehlte es nicht an der nötigen Bewegung. Jeden Morgen zogen die Kompanien nach dem großen Exerzierplatz, und da gab es nichts zu lachen. Da wurde, wie es in der Soldatensprache heißt, gebimst und gebumsen, en detail und en gros, aber das Engros war die Hauptsache, denn bei der bevorstehenden Kompanievorstellung sollte nicht gezeigt werden, was der einzelne Mann leiste, sondern was die Kompanie als solche im Schulerexerzieren, im Schützensgefecht und natürlich nicht in letzter Linie auch im Parademarsch konnte. Hoch zu Roß, den gezogenen Säbel in der Hand, sprengte der Hauptmann über den Exerzierplatz. Die Kompanie mußte haarscharf auf jeden seiner Befehle und Winke achten, um sie genau ausführen zu können, denn eine falsche Schwenkung, nur ein einziger falscher Aufmarsch, und eine ungeheure Unordnung war fertig.

Körper und Geist wurden in gleicher Weise angestrengt. Dösen und mit offenen Augen schlafend im Weltall herumlaufen durfte man nicht. Jeder Mann mußte seine ganzen Kräfte anspannen. Wenn einer bummelte oder sich nicht die allergrößte Mühe gab, um seine Sache so gut wie nur möglich zu machen, da stand der Feldwebel auch schon mit seinem dicken Notizbuch in der Hand bereit, um den Sünder zum Nachexerzieren aufzuschreiben oder ihn für eine Strafwache vorzumerken.

„Das Postenstehen ist nicht beliebt,
Weil es da nichts zu schlafen gibt.“

singen die Soldaten, und doch ist der Garnisonwachtdienst unumgänglich notwendig, um die Mannschaften auf den Feldwachtdienst vorzubereiten.

Auch den Einjährigen stand das Vergnügen, auf Wache zu ziehen, unmittelbar bevor. Nach der Kompanievorstellung sollte es sich entscheiden, wer von ihnen Gefreiter würde und sich die Gefreitenknöpfe auf dem Rockkragen befestigen dürfe. Ehe es aber so weit war, mußte jeder Einjährige wenigstens einmal auf Wache gewesen sein. Das Regiment hatte es den Staboffizieren

überlassen, die Anzahl der Wachen selbständig zu bestimmen. Während die anderen Bataillonskommandeure ihren Einjährigen zwei Wachen vorschrieben, erklärte der Kommandeur des dritten Bataillons, sich mit einer Wache zufriedengeben zu wollen, wenn da nichts vorkomme und bei der Revision alles in Ordnung sei. Denn der Wachtdienst muß noch strenger gehandhabt werden als jeder andere Dienst.

Als letzte von allen ihren Kameraden sollten Fritz und Karl eines Tages auf Wache ziehen. Sie gingen daher am Abend zuvor sehr früh schlafen, denn in der nächsten Nacht galt es, solange man Posten stand, die Augen offen zu halten. Wer sich da von der Müdigkeit übermannen läßt und einschläft, der erhält eine Arreststrafe von wenigstens vierzehn Tagen, und für den Einjährigen ist damit natürlich die Aussicht auf jedes Avancement beendet, denn gänzliche Straflosigkeit ist die Grundbedingung für die Beförderung.

Am anderen Morgen verweilten Fritz und Karl etwas gar zu lange beim Frühstück, weil sie sich mit Eifer über die bevorstehende Aufgabe des Tages unterhalten hatten. Sie erreichten die Kasernenstube gerade in dem Augenblick, als Sergeant Bülle das Zimmer betreten wollte, in dem bereits die anderen Mannschaften seiner Abteilung zur Instruktion angetreten waren. „Na, kommen Sie auch noch, meine Herren Einjährigen,“ schalt er, „das ist wirklich nett von Ihnen. Ich sage es ja immer, wenn man sonst nichts erlebt, an den Einjährigen erlebt man immer was, nur nichts Erfreuliches. Na, ich will dieses Mal noch das Auge der christlichen Nächstenliebe zudrücken und nichts davon gesehen haben, daß Sie eine halbe Ewigkeit, oder wie lange es sonst ist, zu spät kommen. Aber wenn das noch einmal vorkommt, dann passiert Ihnen was, das sage ich Ihnen. So, und nun stellen Sie sich auf Ihre Plätze und beweisen Sie mir durch Ihre Antworten, daß Sie was wissen.“

Fritz und Karl wußten etwas und versöhnten dadurch sehr schnell den gestrengen Sergeanten, der es, wie jedesmal, so auch heute mit seinem Schelten nicht allzu ernst gemeint hatte.

„Wann darf der Soldat als Posten von seiner Schußwaffe Gebrauch machen, Einjähriger Erler?“

Der gab sofort die richtige Antwort. „Erstens, im äußersten Notfalle, zur Wahrung seines Ansehens und seiner Autorität; zweitens, wenn er tätlich angegriffen oder mit einem tätlichen Angriff bedroht wird; drittens, bei Fluchtversuchen von Gefangenen, wenn sie auf seinen Zuruf hin nicht stehen bleiben; viertens, bei Aufläufen und Ansammlungen, die dem Befehl, auseinanderzugehen, trotz dreimaliger Aufforderung nicht gehorchen.“

„Sehr gut,“ lobte Sergeant Bülle. „Es ist überhaupt eine merkwürdige Erscheinung, daß die Einjährigen es immer nur im Kopf und nie in den Beinen haben. Wenn Sie Ihre Weisheit in beiden zusammen hätten, wäre es mir lieber. Na, bei den schlechten Zeiten muß man zufrieden sein mit dem, was man hat. Und nun sagen Sie mir mal, Einjähriger Köhler, wann dürfen Sie als Posten jemand vorläufig festnehmen?“

Auch der stand gleich Rede und Antwort. „Wenn ich als Posten jemand bei einem Verbrechen oder einem Vergehen ertappe; wenn ich als Posten beschimpft oder beleidigt werde; wenn ich Soldaten bemerke, die sich, ohne Urlaub zu haben, nachts auf den Straßen herumtreiben oder auf verbotenen Wegen die Kaserne verlassen wollen.“

Die Instruktion über den Garnisonwachtdienst klappte, auch die Mannschaften wußten gut Bescheid, und dem theoretischen Unterricht folgte dann der praktische. Auf dem Kasernenhof wurde das Postenstehen geübt. Mit seinem Stiefelabsatz kratzte jeder in den Sand ein Viereck, das ein Schilderhaus darstellte, und mit dem Gewehr unter dem Arm ging er als Posten dort auf und ab, bis der Leutnant, der den Dienst leitete, oder irgend einer der Unteroffiziere, einen höheren Vorgesetzten markierend, vorüberschritt. Dann hieß es nicht nur eine richtige, sondern auch eine gut ausgeführte Ehrenbezeugung zu leisten.

Die Kompanie, die mittags um zwölf Uhr auf Wache zieht, muß schon von zehn Uhr ab dienstfrei sein, um den Wachanzug noch in Ordnung bringen zu können, Mittag zu essen und sich noch einen Augenblick vor dem Dienstantritt auszuruhen.

Fritz und Karl hatten sich ihr Essen schon für elf Uhr in ihrem Kasino bestellt. Dann eilten sie noch einmal schnell nach Haus,

um sich ein paar Sachen mitzunehmen, vor allen Dingen ein gutes Buch, denn die Zeit auf der Wache geht nur sehr langsam dahin. Wenn man zwei Stunden Posten gestanden hat, folgen vier Stunden freie Zeit, und die muß man doch irgendwie ausfüllen.

Frau Krause hatte für ihre beiden Pflegesöhne, wie sie ihre Einjährigen meistens nannte, ordentlich belegte Butterbrote und einen großen Teller voll hart gekochter Eier hingestellt. „Die packen Sie sich ein. Erstens sind sie bei mir viel billiger, als wenn Sie sich welche aus irgendeiner Wirtschaft holen lassen, und zweitens sind sie besser. Und davon, wieviel ein Mensch auf Wache essen kann, haben Sie noch nicht die leiseste Ahnung; das wird Ihnen und Ihrem Magen aber schon noch klar werden.“

Um dreiviertel zwölf Uhr trat die Wachtmannschaft der Kompanie, im ganzen etwa sechzig Mann, die sich auf die verschiedenen Wachen der Garnison verteilten, auf dem Kasernenhof an; mit dem Glockenschlag zwölf Uhr erschien der Offizier vom Ortsdienst, dem die Wachen für die nächsten vierundzwanzig Stunden unterstellt sind, und ließ die Wachen aufziehen. Der Spielmann schlug die Vergatterung und gab damit das Zeichen, daß die Leute der Wache jetzt bis zum nächsten Mittag aus dem Regimentsverband ausgeschieden und nur dem Offizier vom Ortsdienst unterstellt waren.

Dann rückten die Wachen ab. Die Zuchthauswache, zu der Karl gehörte, wurde wegen der weiten Entfernung jeden Mittag auf Kosten der Stadt mit der elektrischen Bahn hinausbefördert, während die anderen ihren Weg zu Fuß zurücklegen mußten.

Nach einem Marsch von einer kleinen Stunde hatte Fritz mit den drei anderen Leuten seiner Wache und dem Unteroffizier die Scheibenstandwache erreicht, eine aus leichtem Mauerwerk aufgeführte Stube, die an einem Ende des großen Schuppens lag, der sämtliche Scheiben und Zielgeräte für die zwölf Kompanien des Regiments barg. Die Aufgabe der Posten war es, darauf achtzuhaben, daß nach Beendigung des Schießens kein Unbefugter, am allerwenigsten ein Zivilist, den Scheibenstand betrat, um dort vielleicht mutwillig irgendwelche Zerstörungen vorzunehmen oder in dem Kugelfang, der beim Schießen die Geschosse auffängt, nach Blei und auf den Ständen nach Patronenhülsen zu suchen, um diese zu verkaufen.

Solange noch geschossen wird, stehen die Posten nicht, und da es ein heller Wintertag war, wurde es beinahe fünf Uhr, ehe Fritz als erste Nummer aufzog. Jetzt genoß er erstmals die Freude, in stiller Nacht auf einsamer Wacht zu stehen. Er erwartete, daß ihm vielleicht doch etwas passiere, wie es ihm geträumt hatte, aber die Nacht verlief — fast wollte er es bedauern — ohne jede Ruhestörung.

Dann nahm das Kompanieexerzieren seinen ruhigen, gleichmäßigen Fortgang. Ein Tag glich dem anderen; anstrengend waren sie alle, und die Anforderungen wurden um so größer, je näher der Tag der Besichtigung heranrückte.

Werden wir wohl alle Gefreite werden?

Das war die große Frage, welche die Gemüter beschäftigte. Von den Knöpfen hing vieles, wenn nicht alles ab. Wer jetzt rechtzeitig avancierte, hatte die Aussicht, im Sommer die Unteroffizierstellen zu erhalten und dadurch die Möglichkeit, wenn auch noch nicht die Gewißheit, später für den Reserveoffizier in Frage zu kommen.

Jeder hoffte natürlich im stillen, zu avancieren, und doch hatte jeder seine Befürchtungen, die er nicht los wurde. Der eine war nach seiner Meinung in diesem Dienstzweig nicht so gut, wie er es sein müßte, der andere in jenem. Seine Bedenken hatte jeder, aber Fritz die allergrößten.

Endlich kam der Tag der Kompanievorstellung heran. Endlose Appelle waren ihm vorangegangen, und mehr als einmal hatten sich die Einjährigen im stillen darüber gefreut, daß sie noch keine Korporalschaftsführer waren, denn diese armen Vorgesetzten hatte man für alles verantwortlich gemacht: für fehlende Sohlennägel, für schlecht sitzende Halsbinden, für lose Knöpfe, für verschobene Patronentaschen, kurz für alles und jedes. Der Sergeant Bülle hatte ganz recht, wenn er nach einem Appell einmal sagte: „Wer vor der Kompaniebesichtigung als Unteroffizier nicht hundert Köpfe und nicht mindestens ebensoviel Hände und Beine hat, der braucht gar nicht auf der Welt zu sein, der wird doch nicht fertig.“

Zur Feier der Besichtigung, die mehrere Tage dauerte (an jedem Tag sollten die Kompanien eines Bataillons besichtigt

werden), erschien der sogenannte „ganze Vorgesetzte“ der Garnison. Am Vorabend des großen Ereignisses kamen der Brigade- und der Divisionskommandeur und zum Schluß Seine Exzellenz der kommandierende General. Jeder erschien mit seinem Adjutanten und den Generalstabsoffizieren, und da die Herren die Besichtigung natürlich zu Pferde vornahmen, traf aus einer benachbarten Kavalleriegarnison unter Führung eines Unteroffiziers ein Husarenkommando ein, das die „Besichtigungspferde“ mit sich führte, die den hohen Herren für diese Zeit dienstlich gestellt wurden.

Die sonst recht ruhige Stadt bekam beinahe ein kriegerisches Gepräge. Vor dem ersten Hotel, in dem die fremden Vorgesetzten wohnten, stand ein Doppelposten, und auf der Straße wimmelte es von Offizieren und Ordonnanzen, die hin und her eilten, um Befehle in Empfang zu nehmen und zu überbringen.

Um acht Uhr am nächsten Morgen nahm die Besichtigung ihren Anfang. Der Reihe nach wurde jede einzelne Kompanie in den verschiedenen Dienstzweigen vorgestellt.

Als letztes Bataillon kam das dritte daran, und als die Kompanie, in der der Dicke stand, vorexerzieren sollte, widerfuhr dem ein Unglück. Die Leute hatten sehr lange Zeit die verschiedensten Gewehrgriffe machen müssen. Als nun der Frontmarsch ausgeführt werden sollte und das Kommando „Marsch!“ erfolgte, stand der Dicke viel fester in der Erde gemauert da als die berühmte Glocke von Schiller.

„Marsch!“ kommandierte der Hauptmann noch einmal, und dieses Kommando galt einzig und allein dem Dicken. Aber der rührte sich auch jetzt nicht. Sein Hintermann marschierte um ihn herum, der Dicke blieb allein stehen.

Hoffentlich sieht das niemand, dachte der. Aber nach einem alten Soldatenwort sehen die Vorgesetzten alles, und gerade das, was sie nicht sehen sollen, zuallererst. So erregte das Stehenbleiben des Dicken denn auch die Aufmerksamkeit der hohen Generäle und Exzellenzen; wenig später ritten sie alle auf ihn zu und machten unmittelbar vor ihm halt.

„Warum marschieren Sie denn nicht mit, Einjähriger?“ fragte der kommandierende General, und halb tadelnd, halb mit dem Versuch zu scherzen, setzte er hinzu: „Sie haben wohl keine Lust dazu?“

„Doch, Exzellenz,“ gab der Dicke zur Antwort.

„Warum stehen Sie dann hier?“

Der Dicke sah die Vorgesetzten so offen an, daß diese sofort wußten, daß er die Wahrheit sprach, als er sagte: „Meine beiden Füße sind mir von dem langen Stehen fest eingeschlafen, Exzellenz.“

„Das also ist es,“ meinte der kommandierende General. „Na, dann lassen Sie Ihre Füße nur erst ruhig ausschlafen und dann kommen Sie nach.“

Damit ritten die Vorgesetzten wieder davon, und der Dicke machte Kniebeuge und Fußrollen, um das Blut wieder in Zirkulation zu bringen. Nach drei Minuten war das Übel überwunden. Als er aber hinter der Kompanie herlief und auf seinen Platz eintreten wollte, hieß es: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Einjähriger — stören Sie das Exerzieren nicht — machen Sie die Front frei!“

So trat er denn zur Seite und sah tief unglücklich zu, wie die Kompanie die Aufmärsche, das Abschwenken und den Übergang von einer Formation in die andere ausführte.

„Kaltgestellt,“ sagte er sich. „Da stehe ich nun hier mit meinen schönsten Kenntnissen in den Beinen und kann nicht zeigen, was ich kann. Na, die Gewißheit habe ich wenigstens, es ist mein militärisches Leichenbegängnis; ich bin einfach fertig!“

Die Ansicht vertrat er auch am Mittag im Kasino, als er dort ausführlich über sein Unglück berichtete. „Aber schuld bin ich selbst,“ schloß er seine Rede; „die Natur verlangt ihr Recht, und ich habe in geradezu unverantwortlicher Weise gegen meine Natur gewütet; ich habe mir den Nachmittagschlaf abgewöhnt. Das rächt sich nun, denn was man der Natur nicht freiwillig gibt, nimmt sie sich mit Gewalt. Weil meine Füße früher nicht die nötige Ruhe fanden, schliefen sie gerade in dem Augenblick ein, als ich sie am nötigsten brauchte. Ich ermahne euch väterlich, stetig an das Wort zu denken, daß sich jede Schuld auf Erden rächt.“

Trotz des Galgenhumors, der aus diesen Worten herausklang, lachte niemand. Ein so großes Pech, wie der Dicke es gehabt hatte, war noch nicht dagewesen. Anstatt zu zeigen, was er konnte, hatte er zusehen müssen; anstatt besichtigt zu werden, hatte er gewissermaßen selbst eine Besichtigung abgehalten.

Dem Dicken waren im letzten Augenblick die Gefreitenknöpfe entgangen, darüber täuschte sich niemand. Das stimmte alle traurig, denn er war nicht nur ein sehr beliebter Kamerad, sondern sie wußten ja auch alle, welche Mühe er sich im Dienst gegeben hatte, obgleich gerade ihm die körperlichen Anstrengungen am allerschwersten geworden waren. Und nun mußte für ihn der Lohn und die Anerkennung ausbleiben.

„Bellmann, setzen Sie sich mal ans Klavier und spielen Sie einen Trauermarsch, aber einen recht lustigen,“ bat der Dicke plötzlich, „den Walzer aus der ‚Lustigen Witwe‘ oder ‚Ich weiß nicht was soll es bedeuten‘ oder sonst was Schönes.“

Der Dicke versuchte mit

aller Gewalt, lustig und fröhlich zu sein, um sich über seinen Kummer hinwegzutäuschen, aber die anderen merkten wohl, daß seine Scherze ihm heute nicht von Herzen kamen.

„Na, laß den Kopf nur nicht hängen,“ versuchte Karl ihn zu trösten. „Wenn es auch jetzt mit den Knöpfen nichts ist; spätestens in sechs Wochen, nach der Bataillonsbesichtigung, bekommst du sie sicher.“

Der Dicke gab ihm die Hand. „Dein Mitleid ehrt mich, aber deine Hoffnung teile ich nicht. Na, laß nur, sprechen wir von etwas anderem.“



Den Soldaten umfahrend, tanzte der Dicke mit ihm im Zimmer umher.

Aber bevor man noch diesen Rat hätte befolgen können, öffnete sich die Tür und eine Ordonnanz erschien auf der Schwelle. „Ich bitte, eintreten zu dürfen.“

„Herein mit Ihnen, wenn Sie was Gutes bringen,“ rief der Studiosus, „aber hinaus mit Ihnen in den Orkus, wenn es was Schlechtes ist! Was haben Sie da in der geheimnisvollen großen Mappe?“

„Einen Brief vom Regimentsbureau.“

Mit einem Male herrschte Totenstille. Die erwarteten Beförderungen konnten vielleicht schon heute erfolgen — sollte in der großen schwarzen Mappe wirklich die Entscheidung ruhen?

Die Ordonnanz holte den Brief heraus. „Das Schreiben ist adressiert: An die hoffentlich sehr vergnügte Mittagsgesellschaft im Einjährigenkasino.“

„Her damit!“ rief Bellmann, aber im letzten Augenblick besann er sich doch eines anderen. „Nein, ich mache den Brief nicht auf; wenn er vielleicht nichts Gutes enthält, dann will ich nicht der Unglücksbote sein.“

„Dann gib ihn mir,“ rief der Dicke; „mir kann er keine Enttäuschungen bereiten, diese Gewißheit habe ich.“

Er nahm das Schreiben, öffnete das Kuvert und überflog den Inhalt der Zeilen. Einen Augenblick stand er starr und unbeweglich da, dann aber fiel er mit einem Freudenschrei der Ordonnanz um den Hals. „Menschenskind, an mein Herz!“ und den Soldaten umfassend, tanzte er mit ihm im Zimmer umher. „Bellmann, spiel einen Walzer, nein, spiel zwei auf einmal; einer genügt nicht.“

„Dicker, was hast du denn, was gibt es denn nur?“

Alle sprachen laut und lebhaft auf den Dicken ein, aber der ließ sich vorläufig nicht stören; er machte erst noch ein paar Freuden-sprünge, dann aber wandte er sich an die Kameraden: „Kinder, setzt euch hin, setzt euch alle hin, so, und nun haltet euch fest, noch viel fester; denkt euch, ich bin Gefreiter geworden, und ihr anderen, wie ihr alle zusammen dasitzt, ihr seid nicht befördert.“

Wäre ein Blitz zur Erde niedergefahren, so hätte er keine größere Wirkung erzielen können, als es jetzt die Worte des Dicken taten. Sehr erschrocken sahen sich seine Kameraden gegenseitig

an. Das war doch gar nicht möglich, daß außer dem Dicken auch nicht ein einziger von ihnen allen die Knöpfe bekommen hatte!

Der Dicke las in den Gesichtern der anderen die große Enttäuschung, und so fuhr er fort: „Ich bin ja selbst traurig, daß ich euch keine bessere Nachricht mitteilen kann, aber hier steht es klar und deutlich geschrieben: ‚Soeben hat der Herr Oberst die Beförderung der sämtlichen Einjährig-Freiwilligen zu Gefreiten unterzeichnet. Sie wird morgen dienstlich bekannt gegeben. Der Herr Oberst hat mich beauftragt, Ihnen allen Ihre Beförderung schon heute mitzuteilen. Herzlichste Glückwünsche!

v.Scholten, Regimentsadjutant.“

Ein donnerndes Hurra war die Antwort. Avanciert — Gefreiter — also war das Ziel doch erreicht worden. Das war ein Händedrücken und ein Gratulieren! Aber der Dicke sollte es büßen, daß er ihnen einen solchen Schrecken eingejagt hatte, und ehe der wußte, wie ihm geschah, war er über den Tisch gelehnt, und lachend schlugen die anderen auf ihn ein.

Der Dicke strampelte mit Händen und Füßen, aber das half ihm alles nichts. Als er dann endlich losgelassen war, sagte er: „So, Kinder, nun will ich euch mal was verraten. Dieser Brief ist gar nicht vom Regimentsbureau, den habe ich selbst geschrieben.“

Aber auf diesen Witz fiel niemand hinein, zumal das Schreiben in einer Ecke den Dienststempel des Regimentsbureaus trug.

„Haben die Herren Einjährig-Freiwilligen Gefreiten sonst noch Befehle für mich?“ fragte die Ordonnanz.

„Ach so, das soll wohl heißen, daß wir Ihnen noch das Trinkgeld für die frohe Botschaft schuldig sind?“ rief der Dicke lustig. „Na, hier, mein Sohn, hier haben Sie einen Taler; den vertrinken Sie auf unser Wohlergehen, aber nicht auf einmal, sonst könnte Ihnen das leicht schlecht bekommen.“

Freudestrahlend zog der Soldat von dannen, und glücklich und lustig blieben die Einjährigen bis spät am Abend beisammen. Alle Befürchtungen hatten sich als unnötig erwiesen. Fritz schämte sich fast, daß er den Vorgesetzten zugetraut hatte, sie könnten seine gewissenhafte Pflichterfüllung nicht anerkennen, und der Dicke war glücklich, daß seine Füße eingeschlafen gewesen waren. In längerer, humoristischer Rede vertrat er jetzt sogar die Ansicht,

daß in der heutigen Zeit der Schlaftänzerinnen auch für die Soldaten das einzig richtige sei, ab und zu einmal schlafende Füße zu bekommen. Alle waren fröhlich und guter Dinge; das erste Ziel war erreicht, sie waren Gefreite. Nun hoffte man auf die Tressen.

Korporalschaftsführer. — Felddienstübung. — Der Herr Studiosus. — Der beste Schütze. — Die Rattenjagd.

Mit den neuen Gefreitenknöpfen am Kragen hatten die Einjährigen einen großen Renommierbummel durch die Straßen gemacht und dann ihren Eltern und Bekannten die frohe Botschaft mitgeteilt. Und jeder Glückwunsch, den sie in den nächsten Tagen erhielten, ließ sie die Freude über die Beförderung aufs neue empfinden.

Nach den anstrengenden Tagen des Kompanieexerzierens folgte zunächst eine Woche, in der die Einjährigen so gut wie gar nichts zu tun hatten, denn es galt, die Besichtigungsanzüge wieder in Ordnung zu bringen und an die Kammer abzugeben. Auch wollte man den Leuten, da die Besichtigung überall sehr gut verlaufen war, zur Belohnung ein paar Tage Ruhe lassen. Dann aber nahm der Dienst wieder seinen Fortgang. Für die Einjährigen fing er damit an, daß die neuen Gefreiten jetzt auch Korporalschaftsführer wurden.

Da gab es alle Hände voll zu tun. Jetzt genügte es nicht mehr, zwanzig Minuten vor dem Dienst in der Kaserne zu sein, um sich schnell umkleiden zu können; nein, jetzt hieß es nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf die fünfzehn Mann der Korporalschaft achtgeben, für die man bis ins kleinste verantwortlich war. Das machte viel Arbeit, und die Ungeschicklichkeit, bisweilen aber auch die Faulheit und der böse Wille der Leute machten den Herren Gefreiten das Leben oft schwer.

Davon konnte der Dicke ein Lied singen.

Als er an Stelle eines alten, sehr strengen Unteroffiziers dessen Korporalschaft übernahm, hatten sich die Leute wirklich gefreut. Sie kannten den Einjährigen als eine vergnügte, immer lustige Seele und dachten, nun würden die guten Tage für sie beginnen; der Herr Einjährig-Gefreite werde nicht nur ein, sondern

beide Augen fest zudrücken und sie nicht, wie der Unteroffizier, stramm unter die Lupe nehmen.

Aber der Dicke dachte nicht daran, die Hoffnungen, welche die Leute in dieser Hinsicht auf ihn setzten, zu erfüllen. Sie merkten sehr bald, daß er es mit dem Dienst recht genau nahm, selbst die kleinste Bummelei nicht durchgehen ließ, in dieser Beziehung keinen Scherz vertrug und vor allen Dingen bewies, daß er seine Sache auch gründlich verstand.

In jeder Kompanie gibt es gute und schlechte Element, und gerade der Dicke hatte in seiner Korporalschaft ein paar Leute, die schon verschiedentlich wegen Urlaubsüberschreitung, wegen Bummelei beim Exerzieren und sonstiger Vergehen im Arrest gesessen hatten, und die ihre Pflicht widerwillig und gerade nur so weit taten, wie sie es mußten, um nicht von neuem in den Kasten zu marschieren.

Sie schalten im stillen nun nicht schlecht, als der Dicke ihnen so auf die Finger sah, und nahmen sich vor, dem neuen Korporalschaftsführer bei der ersten besten Gelegenheit zu zeigen, daß er ihnen nicht imponiere. Sie durften dies nach ihrer Meinung um so leichter wagen, als der Gefreite nur während des Dienstes ihr Vorgesetzter ist. Sie beschlossen, wenn der Dicke im Zimmer war, davon gar keine Notiz zu nehmen, ruhig die Mütze auf dem Kopf zu behalten und sich in ihrer Unterhaltung durch seine Gegenwart nicht im geringsten stören zu lassen. Sie wollten ihm zeigen, daß er außerdienstlich für sie Luft sei. Schließlich wollten sie ihn durch große Nachlässigkeit, die sie absichtlich zur Schau trugen, wenn irgend möglich so reizen, daß er sich an einem von ihnen vergriff. Dann hatten sie gewonnenes Spiel. Er würde dann nicht nur mit Arrest bestraft, sondern vor allen Dingen auch als Korporalschaftsführer abgelöst werden. Dann waren sie ihn für immer los.

Der Dicke merkte sehr wohl, wie seine Leute über ihn dachten. Er war sich genau bewußt, nicht mehr von ihnen verlangt zu haben, als er im Interesse des Dienstes und um selbst seine Pflicht zu tun, von ihnen verlangen mußte, und der Feldwebel, den er um Rat fragte, ob er nicht vielleicht doch etwas falsch mache, hatte ihm zur Antwort gegeben: „Den Brüdern können Sie gar nicht scharf

genug auf die Finger sehen; das ist 'ne Schwefelbande. Na, wenn Sie mich mal brauchen, dann rufen Sie mich nur. Der Herr Hauptmann hat Ihnen absichtlich gerade diese Korporalschaft gegeben; wenn Sie ohne mich fertig werden, ist es natürlich um so besser. Selbst ist der Mann – dieses Wort hat beim Militär noch mehr Gewicht als sonst."

So tat denn der Dicke seine Pflicht weiter. Er bemerkte es anscheinend gar nicht im mindesten, daß die Leute ihn zu reizen versuchten. Als aber eines Nachmittags kurz vor dem Beginn der Putzstunde ein Mann in der Stube an ihm vorüberging, die Mütze auf dem Kopf, die Pfeife im Mund und ihm den Tabakrauch direkt ins Gesicht blies, da riß ihm denn doch die Geduld.

„Musketier Müller, kehren Sie zur Tür zurück, und dann gehen Sie noch einmal an mir vorbei, die Mütze in der Hand und die Pfeife ebenfalls. Was Sie sich da eben geleistet haben, ist eine bodenlose Unverschämtheit."

Der Mann zuckte die Achseln. „Ich kann doch nichts dafür, wenn der Herr Einjährige gerade da stehen, wo ich den Rauch hinblase."

Der Dicke überhörte absichtlich diese freche Antwort.

„Ich habe Ihnen befohlen, nochmals zur Tür zu gehen und dann nochmals an mir vorüberzukommen, ohne die Pfeife im Mund zu haben."

Der Müller machte sein frechtestes Gesicht und zog umständlich seine Uhr aus der Tasche. Um fünf Uhr sollte die Putzstunde beginnen; von da ab war der Dicke erst offiziell der Vorgesetzte. So betrachtete er denn jetzt sehr aufmerksam das Zifferblatt. „Ist es denn schon fünf?"

Das unglückliche Verhältnis, daß die Gefreiten nur zeitweise Vorgesetzte sind, hat schon oft Unheil angerichtet. Für den Mann, der den Ungehorsam begeht, ist es immer eine bequeme Ausrede: „Ich wußte nicht, daß wir uns schon im Dienst befanden," und das Gegenteil ist dann zuweilen schwer zu beweisen.

Auch der Müller schien jetzt eine ähnliche Ausrede gebrauchen zu wollen, aber das war dem Dicken denn doch zu viel. Dröhnend schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß der andere unwillkürlich einen Schritt zurücktrat; dann herrschte er ihn an: „Wenn Sie

einen Befehl bekommen, dann ist es Ihre Pflicht, diesen Befehl zunächst auszuführen. Glauben Sie, daß Ihnen mit dem Befehl unrecht getan ist, dann steht Ihnen am nächsten Tage das Recht zu, sich darüber zu beschweren.“

„Das werde ich auch tun, darüber können der Herr Einjährige vollständig beruhigt sein,“ gab Müller trotzig zur Antwort, aber trotzdem schob sich die breite Gestalt jetzt doch langsam zur Tür zurück.

„Also, die Mütze soll ich abnehmen, und die Pfeife darf ich nicht im Mund behalten? Na, mir soll es recht sein, wenn es dem Herr Einjährigen Spaß macht —“

Auch das war eine bodenlose Frechheit, und wenn der Dicke sich auch beherrschte, so wußte er doch, daß seine Autorität jetzt auf dem Spiel stand. Ehe er sich von den Leuten auslachen und in Zukunft von ihnen auf der Nase herumtanzen ließ, da mußte es biegen oder brechen, entweder — oder. So sagte er denn jetzt mit ganz ruhiger, aber auch fester und bestimmter Stimme: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, Musketier Müller, daß wir uns hier nicht allein befinden, sondern daß die anderen Mannschaften zugegen sind. Wenn Sie nicht sofort den Ihnen erteilten Befehl ausführen und mit Ihren durchaus ungehörigen Redensarten aufhören, dann machen Sie sich des Ungehorsams und der Achtungsverletzung vor versammelter Mannschaft schuldig und die wird, wie Sie wissen, nicht disziplinarisch, sondern kriegsgerichtlich mit Arrest von mehreren Wochen, unter Umständen mit Gefängnis von mehreren Monaten bestraft. Ich habe Sie vor allen Leuten auf die Folgen Ihres Benehmens aufmerksam gemacht. Wenn Sie nun nicht gehorchen, dann werde ich dafür sorgen, daß Sie binnen einer halben Stunde im Untersuchungsarrest sitzen — verstanden?“

Es lag etwas in der Sprache des Dicken, das selbst die Einfältigsten unter den Leuten zwang, ihm ruhig zuzuhören, und auch der Müller mußte einsehen, daß es ihm tatsächlich an den Kragen ging, wenn er sein Benehmen nicht änderte. Daß ihm die Sachen unter Umständen sehr teuer zu stehen kommen konnte, wußte er sehr genau, denn er hatte viel Vorstrafen; auf mildernde Umstände hatte er daher vor dem Kriegsgericht nicht zu zählen.

Die Richter würden ihn für viele Wochen in Arrest schicken, und da mußte er nicht nur manchen Tag bei Wasser und Brot sitzen, sondern wenn die Strafe die Dauer von sechs Wochen überschritt, auch noch im Herbst nachdienen, während die anderen zur Entlassung kamen.

Den Arrest fürchtete Müller, aber auf der anderen Seite hatte er, als der Frechste von der ganzen Stube, den Kameraden gegenüber damit geprahlt, er wolle den Einjährigen schon klein machen und ihm beweisen, daß er ihm trotz der Knöpfe nicht imponieren könne. Er war auch fest davon überzeugt gewesen, daß der sich einschüchtern lasse. Statt dessen stand der Korporalschaftsführer so ruhig und energisch da, als wäre er ein alter Unteroffizier. Wenn der seine Drohung mit dem Untersuchungsarrest wahr machte — er brauchte nur dem Feldwebel ein Wort zu sagen, dann ließ dieser ihn sogleich abführen.

Müllers Stimmung schlug plötzlich um. Wenn er gehorchte, lachten ihn die Kameraden aus, das war sicher, aber wenn die sich die Finger verbrennen wollten, dann konnten sie es seinetwegen ruhig tun, er hatte keine Lust, sich einsperren zu lassen. Und wenn die anderen ihn nachher wegen seiner Schlappeheit necken sollten, dann konnten sie es ja wagen, er würde schon mit ihnen fertig werden.

Der Dicke tat, als bemerke er es gar nicht, wie der Musketier Müller da mit sich im Kampf stand, ob er gehorchen solle oder nicht. Er ließ ihm ruhig Zeit, es sich zu überlegen, endlich aber sagte er im strengen Befehlston: „Sie werden jetzt an mir vorübergehen, die Pfeife und die Mütze in der Hand.“

Und nach nochmaligem kurzen Besinnen führte der Musketier den Befehl tadellos aus.

Aber wenn er geglaubt hatte, nun ein Wort des Lobes oder der Anerkennung zu finden, oder gar aus dem Munde des Korporalschaftsführers zu hören: „Na, Müller, es freut mich für uns beide, daß Sie im letztem Augenblick doch noch Vernunft angenommen haben,“ dann irrte er sich sehr. Der Dicke machte ein Gesicht, als sei es etwas ganz Selbstverständliches, daß er den Gehorsam erzwungen habe, und dadurch imponierte er auch den anderen Leute so, daß sie nicht den Mut fanden, in seiner Gegenwart den Müller

wegen seiner „Schlappheit“ zu uzen. Das behielten sie sich für später vor.

Daß es bei dieser Uzerei nicht ganz harmlos abgelaufen war, bewiesen die großen blauen und braunen Flecke, mit denen am nächsten Morgen verschiedene Leute der Korporalschaft zum Dienst kamen.

Natürlich wollte der Herr Hauptmann erfahren, weshalb es eine Prügelei absetzte, aber wie immer, wenn die Leute sich geschlagen haben, stammten die Flecke auch diesmal davon, daß sie in der Dunkelheit gegen das Bett gefallen waren.

Dann sollte der Dicke darüber Auskunft geben. Der erriet natürlich sofort den Zusammenhang, aber da der Musketier Müller gestern ja schließlich doch noch gehorcht hatte, so wollte er ihn jetzt nicht vielleicht dadurch noch einer Bestrafung aussetzen, daß er den Vorfall erzählte. So bat er denn den Hauptmann in Gegenwart der Leute um die Erlaubnis, den Grund der Schlägerei verschweigen zu dürfen, und da dieser merkte, daß der Dicke für diese Bitte ernste Gründe haben müsse, drang er nicht weiter in ihn.

Und was er selbst nicht für möglich gehalten hatte, geschah. Nach Beendigung des Dienstes kam der Musketier Müller zu ihm und dankte ihm, daß er ihn nicht verpetzt hatte, und auch die anderen Leute waren froh, daß der Grund der Schlägerei nicht bekannt geworden war. Da hätte es vielleicht doch für den einen oder den anderen eine Arreststrafe abgesetzt.

Ohne es eigentlich zu beabsichtigen, hatte der Dicke in der Gesinnung seiner Leute gegen ihn einen vollständigen Umschwung hervorgerufen; er hatte ihnen gezeigt, daß er nicht mit sich spaßen lasse, auf der anderen Seite aber auch, daß sie sich auf ihn verlassen konnten. Das imponierte ihnen, denn jedem, selbst dem faulsten und verbummeltsten Soldaten ist ein Vorgesetzter, der genau weiß, was er will, tausendmal lieber als ein schwacher Charakter, der in seinen Entschlüssen unsicher und unbestimmt ist.

Aber nicht allein der Dicke hatte in seiner Korporalschaft zu kämpfen; jeder von den Einjährigen hatte wenigstens ein Sorgenkind, das ihm das Leben schwer machte.

So hatte Fritz in seiner Korporalschaft einen Mann, einen im Herbst eingestellten Rekruten, namens Hansen, der durchaus nicht

an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Der wusch sich nur dann, wenn der Vorgesetzte neben ihm stand und aufpaßte; aber auch dann noch hatte er vor dem Wasser eine geradezu unbegreifliche Scheu. Wenn er nur die äußersten Fingerspitzen in die Waschschüssel gesteckt hatte, schwur er Stein und Bein, sich wenigstens eine halbe Stunde lang die Hände gewaschen zu haben.

So schmutzig wie er selber war, ebenso unsauber auch erwies er sich mit seinen Sachen.

Bei jedem Appell und bei jedem Antreten zum Dienst fiel Hansen immer wieder von neuem unangenehm auf, und Fritz, als der verantwortliche Korporalschaftsführer, wurde dann natürlich jedesmal getadelt. Zwar wußte der Hauptmann ganz genau, daß Hansen von Haus aus unsauber und unordentlich war; aber es war eben die Aufgabe des Korporalschaftsführers, den Mann zur Reinlichkeit zu erziehen.

Fritz rang sich wirklich manchmal die Hände. Damit wenigstens die Uniform des Mannes sauber sei, ließ er diese schon lange von den anderen Leuten putzen. Aber wenn Hansen dann am nächsten Morgen mit seinen Schmutzfingern den Rock aus dem Spind nahm, da war der ganze Glanz der blitzblanken Knöpfe dahin; die tadellos geschwärzten Patronentaschen zeigten Fingerabdrücke, und der ganze Mann sah aus, als wenn an seiner Uniform überhaupt nichts geputzt worden wäre.

Schließlich riß dem Hauptmann die Geduld. Er drohte damit, demnächst die ganze Korporalschaft mit Urlaubsentziehung zu bestrafen, wenn der Hansen sich nicht bald bessere.

Die Folge war, daß die Kameraden seine Sachen nicht nur weiter putzten, sondern ihn des Morgens auch anzogen. Er selbst durfte seine Sachen gar nicht mehr anfassen. Die anderen machten ihm den Rock zu, wie auch das Lederzeug, schoben ihm das Seitengewehr und die Patronentaschen zurecht. Wenn er einmal doch selbst mit zugreifen wollte, dann hieß es: „Hände weg!“ und befolgte er das nicht sofort, so bekam er einen gehörigen Klaps auf die Finger.

Das ärgerte ihn, und mehr als einmal schwur er, sich dafür zu rächen.

Gerade in diese Zeit fiel der Tag der großen Gewehrrevision,

die von den Offizieren der Waffenkommission und dem Büchsenmacher des Bataillons abgehalten wird. Da müssen sich die Gewehre in einem tadellos reinen und völlig entfetteten Zustand befinden, weil man nur dann sehen kann, ob im Lauf etwaige Schrammen oder kleine Verbeulungen oder von dem vielen Schießen kleine Verbleiungen vorhanden sind, welche die Treffsicherheit des Gewehrs beeinträchtigen.

Da alles, was die Kommission zu tadeln findet, dem Bataillon und unter Umständen auch dem Regiment gemeldet wird, so hatte der Hauptmann es Fritz besonders aufgetragen, dafür zu sorgen, daß an dem Gewehr des Hansen auch nicht der leiseste Makel zu finden sei.

Fritz ließ das Gewehr von den anderen Mannschaften reinigen; weil es ihm aber trotzdem, so sauber es auch schon war, gerade für das Gewehr des Hansen doch noch nicht sauber genug erschien, nahm er selbst eigenhändig den Wischstrick und das Werg zur Hand und zog diese noch ein paarmal durch den Lauf, so daß der nun völlig tadellos war. Dann setzte er den Mündungsdeckel auf, damit auch nicht das geringste Stäubchen wieder hineinfallen könne, und stellte danach selbst das Gewehr draußen auf dem Korridor in die Gewehrstütze.

Am nächsten Morgen erschien die Kommission, und alles nahm einen guten und regelrechten Verlauf, bis die Herren plötzlich ein Gewehr entdeckten, das überhaupt nicht geputzt war.

Das Gewehr trug die Nummer 182 und gehörte dem Musketier Hansen.

Fritz als verantwortlicher Korporalschaftsführer wurde vorgezogen. „Einjährig-Gefreiter,“ herrschte ihn der Offizier an, „wie ist es möglich, daß ein Gewehr in solcher Verfassung zur Revision kommt? Es tut mir leid für Sie, aber die Pflicht erfordert es, daß ich die Sache zur Sprache bringe.“

Fritz starrte den Vorgesetzten ganz fassungslos an. „Verzeihung, Herr Leutnant,“ stotterte er endlich, „aber der Herr Leutnant müssen sich irren. Ich habe das Gewehr gestern selbst noch gereinigt. Es war tadellos sauber, als ich es in die Gewehrstütze stellte; ich habe es vorhin dort selbst fortgenommen und hier auf den Tisch gelegt. Niemand sonst hat das Gewehr inzwischen in Händen gehabt.“

Mit einer raschen Bewegung hielt ihm der Offizier das Gewehr hin. „Wollen Sie sich selbst davon überzeugen – wenn Sie das rein nennen, ich habe davon eine andere Auffassung.“

Fritz erfaßte das Gewehr, aus dem das Schloß herausgenommen war, und hielt es gegen das Licht, um besser in den Lauf hineinschauen zu können. Der war völlig schwarz. Die Züge des Laufes, durch die das Geschoß nach dem Abfeuern seine drehende und bohrende Bewegung erhält, waren überhaupt nicht zu erkennen.

Fritz ließ das Gewehr sinken. „Das begreife ich nicht; ich stehe vor einem Rätsel.“

„Dann wird es Aufgabe der Untersuchung sein, festzustellen, wie die Sache zusammenhängt. Ich setze in Ihre Versicherung nicht den leisesten Zweifel, aber ich muß mit der Tatsache rechnen, daß das Gewehr völlig schmutzig ist. Das weitere wird sich finden.“

Als erster wandte sich Fritz natürlich an den Musketier Hansen, aber dieser schwur Stein und Bein, von nichts zu wissen. „Ich habe doch das Gewehr gar nicht in Händen gehabt, Herr Einjähriger; ich weiß von nichts. Vielleicht hat mir einer einen Streich spielen wollen.“

Das schien Fritz schließlich auch so; da er sich aber mit seinen Leuten ausgezeichnet stand, zerbrach er sich vergebens den Kopf darüber, wer ihm wohl einen solchen Streich habe spielen wollen, und aus welcher Veranlassung.

Wenig später erschien der Hauptmann, dem von der Kommission sofort der Vorfall gemeldet wurde. Fritzens Befürchtung, nun einen ausgiebigen Rüffel zu bekommen, ging aber nicht in Erfüllung. „Wenn Sie mir sagen, Einjähriger, daß das Gewehr rein war, dann ist das für mich eine feststehende Tatsache. Ich kenne Sie und weiß, daß Sie mich nicht belügen. Ein anderer hat das Gewehr absichtlich verdreckt. Den wollen wir schon herauskriegen, und dann kann er was erleben.“

Dann nahm der Hauptmann den Hansen ins Gebet, und einem plötzlichen Einfall folgend sagte er: „Halten Sie mal die Hände hoch – nein, nicht so, zeigen Sie mir mal Ihre Handflächen!“

Das geschah, wenn auch etwas zögernd, und gleich darauf bekam der Mann ein solches Donnerwetter zu hören, daß nicht nur ihm selbst, sondern auch allen anderen, die in der Nähe standen,

angst und bange wurde. „Sie sind ja ein ganz bössartiger Mensch,“ schloß der Hauptmann seine Strafreden. „Da Sie Ferkel sich nie ordentlich waschen, werden Ihre Schmutzhände an Ihnen zum Verräter; daran klebt ja jetzt noch der Kohlenruß aus der Ofenröhre. Sie haben absichtlich den Ruß herausgekratzt und in das Gewehr gestreut, um uns allen Unannehmlichkeiten zu bereiten

und womöglich Ihrem Korporalschaftsführer eine Strafe zu verschaffen, als Dank dafür, daß er sich tagaus, tagein die größte Mühe gibt, aus Ihnen einen reinlichkeitsliebenden Menschen zu machen. Na, warten Sie, das sollen Sie mir büßen. Aber erst geben Sie der Wahrheit die Ehre, und seien Sie wenig-



Ihre Schmutzhände werden an Ihnen zum Verräter.

stens nicht so feige, auch noch zu lügen. Haben Sie es getan, ja oder nein? Ja oder nein?“ Und als der Mann nicht gleich antwortete, fuhr ihn der Vorgesetzte nochmals an: „Die Wahrheit will ich wissen – sind Sie der Täter gewesen, ja oder nein?“

Endlich kam es kleinlaut über Hansens Lippen: „Ich bin es gewesen, Herr Hauptmann.“

„Wo ist der Unteroffizier vom Dienst?“ rief der Vorgesetzte als einzige Antwort auf dieses Geständnis.

„Hier, Herr Hauptmann,“ meldete sich der Unteroffizier und trat aus der Reihe seiner Kameraden vor.

Jeder Soldat weiß, was es bedeutet, wenn plötzlich der Unteroffizier vom Dienst vorgerufen wird; viel Gutes kommt da meistens nicht, und daß auch Hansens Befürchtungen jetzt nur zu wahr gewesen waren, das zeigte sich, als der Hauptmann sich nun von dem Sünder mit den Worten abwendete: „Unteroffizier vom Dienst, führen Sie den Musketier Hansen sogleich in Arrest ab; das weitere wird sich finden.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Der Unteroffizier winkte dem Mann nur mit den Augen. Der trat dann vor, und ein wenig später wurde er über den Kasernenhof nach dem neben der Kaserne gelegenen Arrestlokal geführt. Unter dem Arm trug er sein Kommißbrot, in der Hand seinen Putzkasten, denn das ist das einzige, was ein Arrestant in seine Zelle nehmen darf; wehe dem, der irgendwelche verbotenen Gegenstände einzuführen versucht. Das Auge des Arrestaufsehers ist scharf; so leicht entgeht ihm nichts.

So wurde denn jetzt auch Hansen ganz genau daraufhin untersucht, ob er nicht irgend etwas Verbotenes bei sich führe; aber seine Bestrafung war so schnell und für ihn selbst so überraschend gekommen, daß er gar keine Zeit gefunden hatte, sich irgend etwas einzustecken. Der Arrestant wurde dann gleich in seine Zelle geführt, der ganze Ausstattung aus einer hölzernen Pritsche und einem steinernen Wasserkrug bestand. Dort hatte er nun Zeit, drei Tage lang bei Wasser und Brot darüber nachzudenken, wie dumm und unklug es von ihm gewesen war, sich etwas haben zuschulden kommen zu lassen. Zu spät erkannte er nun die Wahrheit des uralten Wortes: „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Als er sich nach Verbüßung seiner Strafe wieder bei Fritz meldete, merkte dieser sehr bald, daß Hansen anscheinend die feste Absicht hatte, sich zu bessern. Aber es blieb in der Hauptsache beim guten Willen, und das bereitete Fritz noch oft manchen Ärger und Verdruß.

Ein Ersatz war es, daß Fritz an den anderen Leuten seiner Korporalschaft manche Freude erlebte. Die meisten Soldaten sind eben doch von einem guten Geist beseelt; wirklich böartige Elemente sind nur in verschwindend geringer Anzahl vorhanden.

Die Mehrzahl der Leute tut ihre Pflicht nicht nur, weil sie müssen, sondern weil es ihnen selbst Vergnügen macht, stramme, flotte Soldaten zu sein. Allein die Eitelkeit veranlaßte viele, in ihrem ganzen Wesen und in ihrer ganzen Erscheinung recht adrett und sauber zu sein.

So war es für die neu ernannten Korporalschaftsführer oft ein wahres Vergnügen, mit ihren Leuten zum Appell anzutreten, wenn alle Sachen tadellos im Stand und blitzblank und blitzsauber geputzt waren. Da fiel manches Lob für die Einjährig-Gefreiten ab, denn in erster Linie ist und bleibt es immer der Vorgesetzte, der gewissermaßen den Geist angibt, der in der ihm unterstellten Mannschaft herrscht. Wenn er selbst seine Pflicht tut und selbst jederzeit wie aus dem Ei geschält aussieht, wird er sehr bald bei seinen Leuten das ernste Bestreben bemerken, es ihm in dieser Hinsicht gleichzutun. Wer aber selbst unordentlich und unpünktlich ist, darf sich nicht wundern, wenn seine Untergebenen erst recht bummelig werden.

Das war in der letzten Zeit etwas bei dem Studiosus der Fall. Dieser hatte auf der Universität, da ihm das Studium und das Arbeiten sehr leicht fielen, des Abends etwas flott gelebt und war meist recht spät nach Haus gekommen. In den Kreisen, die er mit Vorliebe aufsuchte, galt es nun einmal für falsch, viel im Wirtshaus zu sitzen, und wer da nicht mitmachte, sondern des Abends zu Hause blieb, ein gutes Buch las oder arbeitete, der kam bei den Tischgenossen schnell in den Verdacht, ein Streber oder gar schlapp zu sein. Einen solchen Vorwurf konnte nach ihrer falschen Auffassung doch ein flotter Student nicht auf sich sitzen lassen. Beim Militär hatte der Studiosus, namens Martens, sich zuerst brillant geführt; aber jetzt, nachdem er Gefreiter geworden war und nach seiner Meinung seine militärische Karriere gesichert schien, fing er wieder an zu bummeln. Die Schuld daran trug der Besuch, den der Studiosus vor einiger Zeit von mehreren alten Freunden erhielt. Die hatten ihn wegen seiner Solidität geneckt und geuzt; das ärgerte ihn, und um ihnen zu beweisen, daß er im Grunde seines Herzens doch noch der alte sei, hatte er mit ihnen herumgekneipt. Er war des Abends spät nach Haus und am nächsten Morgen mit müden Augen und schwerem Kopf zum Dienst gekommen.

Als die guten Freunde abgereist waren, setzte er dieses Leben fort.

Wenn Martens des Morgens mit kleinen, verschlafenen Augen den Anzug seiner Leute musterte, so merkten diese natürlich, daß er nur mechanisch auf die Sachen hinsah, aber gar kein Urteil darüber hatte, ob sie gut oder schlecht geputzt waren. Er fand alles sehr gut und sehr schön und konnte dann gewöhnlich gar nicht begreifen, daß die Vorgesetzten anderer Ansicht waren, ihn ausschalten oder zur Rede stellten.

Sein Hauptmann hatte schon zu wiederholten Malen sehr ernsthaft mit ihm gesprochen und ihm sogar damit gedroht, ihm die Korporalschaft wieder abzunehmen, wenn er sich des in ihn gesetzten Vertrauens nicht würdig erweise.

Der Studiosus nahm sich dann regelmäßig vor, sich zu bessern und sich des Abends früh schlafen zu legen; aber wenn dann die Stunde kam, in der ihn seine Freunde, die er in der Stadt unter den Zivilisten gefunden hatte, im Restaurant erwarteten, dann hielten seine besten Vorsätze nicht an, sondern er unterlag doch wieder und beschönigte sein Tun vor sich selbst mit der leeren Ausrede: „Ob ich nun heute anfangen solide zu werden oder morgen, das ist Jacke wie Hose — auf einen Tag kommt es doch wirklich nicht an.“

Aber der Tag, in dem er mit der Solidität anfangen sollte, kam vorläufig überhaupt noch nicht, und wie es mit dem Studiosus bestellt war, sahen natürlich nicht nur seine Vorgesetzten, sondern auch die Kameraden. Diese hatten schon lange beschlossen, ihm ins Gewissen zu reden und es auch getan; aber der hatte lachend erwidert, man könne auch dann ein guter Soldat sein, wenn man nicht nur Selterswasser, sondern hin und wieder auch ein Glas Bier trinke.

„Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen,“ meinten die Kameraden endlich, als sie sahen, daß der Studiosus nicht nur nicht auf sie hörte, sondern sich über sie und ihre angeblich philisterhaften Anschauungen noch lustig machte, obgleich er selbst ganz genau wußte, daß das, was er tat, nicht recht war.

Nun war dem Studiosus eines Tages mit der Urlaubsentziehung gedroht worden, wenn er nicht anfangen, solide zu werden.

Das war im Kameradenkreis bekannt geworden, worauf die Ansicht sich geltend machte, daß es das einzige Mittel sei, ihn endlich zur Vernunft zu bringen.

Aber der Dicke widersprach. „Kinder, dahin dürfen wir es nicht erst kommen lassen. Wenn ihm der Urlaub wirklich entzogen wird, dann wirft das nicht nur ein sehr schlechtes Licht auf ihn, sondern auch auf uns. Dann heißt es gleich, wir leben nicht so, wie wir sollen, denn alles, was der einzelne tut, fällt auf die Gesamtheit zurück. Das dürfen wir uns nicht sagen lassen — aber auf der anderen Seite können wir es auch nicht mit ansehen, daß Martens mit offenen Augen in sein Verderben rennt. Er ist uns allen ein sehr lieber Kamerad — Schwächen und Fehler hat jeder —, da ist es einfach unsere Pflicht, ihn immer wieder zu ermahnen.“

„Aber er hört doch nicht mehr auf uns,“ riefen die anderen.

„Wenn er nicht freiwillig hört, dann müssen wir ihn eben dazu zwingen. Wollt ihr mir erlauben, einmal mit ihm unter vier Augen zu reden, und erklärt ihr euch im voraus mit allem einverstanden, was ich ihm sage? Dann werde ich ihn mir heute noch vornehmen.“

„Gewiß, gewiß,“ stimmten die anderen bei, „tu, was du willst. Du hast recht, es wäre wirklich ein Jammer, wenn er seine Karriere verpfuschte. Aber wie willst du es anfangen, ihn zur Vernunft zu bringen?“

Das wußte der Dicke in diesem Augenblick selber noch nicht; als der Studiosus aber eine halbe Stunde später ins Kasino kam, bat er ihn sogleich, einen Augenblick mit ihm allein sprechen zu dürfen.

Der las in den Mienen der anderen, daß irgend etwas heute hier nicht stimme; gerade aber deshalb versuchte er die Sache ins Lächerliche zu ziehen. „Gewiß, mit dem größten Vergnügen; aber das kann ich dir gleich sagen, mehr als fünf Mark vermag ich dir beim besten Willen nicht zu pumpen.“

Der Dicke ging, um dem anderen den Übergang zu der privaten Aussprache zu erleichtern, absichtlich auf den etwas gewaltsamen Scherz ein. „Nur fünf Mark? Das ist allerdings wenig, denn auf fünf Mark fünfzig hatte ich im stillen wenigstens gerechnet; na, es muß dann eben auch so gehen. Aber gib mir das Geld lieber

nebenan; es brauchen ja nicht alle zu sehen, wie viel oder wie wenig du in deinem Geldbeutel hast. Unter Kameraden ist das ja zwar eigentlich ganz egal, aber besser ist trotzdem besser."

Gleich darauf ging er mit ihm ins Nebenzimmer. Als er die Tür geschlossen und zur Vorsicht auch noch die Portieren vorgezogen hatte, damit kein Dritter seine Worte höre, nahm er sich den Studiosus vor und sagte ihm in einer Art und Weise die Wahrheit, daß dem beinahe die Augen übergingen. Er schloß mit den Worten: „Dein Lebenswandel ist nicht nur schädlich für dich, sondern für uns alle. Du hast im Fahneid geschworen, deine Pflicht treu und gewissenhaft zu erfüllen; die tust du aber nicht, wenn du die halben Nächte hindurch Skat spielst und jeden Morgen müde zum Dienst kommst. Der Tadel, den du erntest, ist nicht nur für dich demütigend, sondern für uns alle. Wenn dein Ehrgefühl in dieser Hinsicht etwas abgestumpft zu sein scheint, so ist das sehr traurig; glaube nur ja nicht, daß wir in diesem Punkte bereits ebenso unempfindlich sind wie du. Daher bin ich auch von den Kameraden beauftragt und bevollmächtigt, dir folgendes zu erklären."

Der Dicke machte ein Pause, anscheinend, um den anderen auf die gewichtigen Worte, die jetzt kommen würden, vorzubereiten, in Wirklichkeit aber schwieg er, weil er nicht wußte, was er sagen sollte. Diese Pause benutzte der andere, um endlich auch einmal ein Wort zu reden, nachdem er sich von seinem grenzenlosen Erstaunen erholt hatte. „Du sprichst in einem Ton zu mir, den ich mir auf das ernsthafteste verbitten muß. Ich bin Student und da verbietet mir meine Ehre —“

„Laß dich nicht auslachen!“ unterbrach ihn der Dick ruhig. „Soviel ich weiß, bist du augenblicklich Einjährig-Freiwilliger, dem es die Soldatenehre verbieten sollte, so zu bummeln, wie du es tust. Alles, was du sagt und sagen willst, ist weiter nichts wie Quatsch. Nimm den Ausdruck ruhig übel, wenn es dir Spaß macht, aber ich finde im Augenblick wirklich kein anderes passendes Wort. Nun aber höre zu: Wir haben dich schon oft gebeten und ermahnt, deinen Verkehr hauptsächlich im Kameradenkreise zu suchen, nicht aber wie jetzt, der Himmel weiß, in welchen Lokalen. Wir ermahnen dich nun heute zum letzten Male, und wenn du

unseren Worten nicht folgst und so weiterlebst, dann trennen sich unsere Wege. Wir sagen uns dann ganz von dir los."

Martens stand da, unfähig zu sprechen; er zitterte vor Erregung, jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen. Endlich aber rief er mit heiserer Stimme: „Und ihr glaubt, daß ich mir von euch Kindsköpfen Vorschriften machen lasse? Ich weiß ganz genau, was ich zu tun und zu lassen habe; ich finde es ebenso unpassend wie lächerlich, mir überhaupt einen Vorhalt machen zu wollen. Ich pfeif' auf euch alle! Das werde ich den anderen da drin auch erklären —“ und mit raschem Griff zog er die Portiere zurück und öffnete die Tür. Aber der Dicke kam ihm doch zuvor und trat als erster in das Zimmer.

„Los, Bellmann!“ rief er. „Setz dich mal rasch ans Klavier und spiel irgend etwas, aber fortissimo, so laut, daß niemand hört, was Martens jetzt sagen wird. Los mit der Musike! Und im übrigen werden wir alle dem Herrn Studiosus bis auf weiteres wieder ‚Sie‘ nennen, und nur dann mit ihm sprechen, wenn es unbedingt sein muß.“

Gleich darauf haute Bellmann derartig auf die Tasten los, daß es einen Höllenlärm gab, und in der Mitte des Zimmers stand Martens, jetzt mit einem dunkelroten Kopf und zornblitzenden Augen, und hielt eine donnernde Rede. Aber je mehr er donnerte, desto mehr donnerte Bellmann auch auf seinem Klavier herum, bis Martens endlich wutentbrannt aus dem Zimmer stürzte und die Tür hinter sich zu schlug.

„So, Bellmann, nun hör um Gottes willen wieder auf!“ rief der Dicke, als Martens gegangen war. „Bei dem Radau, den du machst, denkt man wirklich an die Worte von Wilhelm Busch: ‚Musik wird oft nicht schön empfunden, weil meist sie mit Geräusch verbunden.‘“

Mit einem mächtigen Akkord, daß fast die Saiten sprangen, schloß Bellmann. Dann erzählte der Dicke, was er dem anderen an Liebenswürdigkeiten gesagt hatte.

„Aber bist du da nicht vielleicht doch zu weit gegangen?“ fragte Karl. „Wenn er jetzt noch unsolider wird, dann kann er schließlich immer die Ausrede und die Entschuldigung gebrauchen, wir hätten ihn dazu getrieben, indem wir gewissermaßen jeden Verkehr mit ihm abbrechen.“

Und auch Fritz meinte: „Nach dem Gesicht, mit dem er davonlief, glaube ich nicht, daß er jemals wieder kommt. Dicker, Dicker, was hast du da gemacht?“

Aber der ließ sich nicht beirren. „Was ich tat? Zunächst habe ich meinem Herzen einmal Luft gemacht und zwar gründlich. Außerdem komme ich mir wie ein Arzt vor, der einem sehr schwerkranken Patienten ein Radikalmittel verordnete. Der gute Martens macht jetzt, wenn ich so sagen soll, die Krisis durch. Entweder wird er ganz vernünftig oder er geht zugrunde. Heute nacht wird er in seiner Wohnung wie ein Wahnsinniger auf und ab laufen und uns alle nach dem Pfefferland verwünschen, das übrigens gar nicht so häßlich sein soll, wie immer gesagt wird. Daß er vorhin so sehr lospolterte, gilt mir sogar als ein gutes Zeichen. Hätten meine Worte ihn kalt gelassen, dann würde ich an seiner Genesung zweifeln; so aber hoffe ich noch. Na, vorläufig bin ich nur begierig, mit welchem Gesicht er morgen zu Tisch kommt.“

Aber er erschien überhaupt nicht, kam auch an den beiden folgenden Tagen nicht, sondern ließ sich das Essen durch seinen Putzer in seine Wohnung bringen. Auf dem Kasernenhof schien er die anderen Kameraden nicht zu sehen, und wenn er einem von ihnen auf dem Korridor begegnete, ging er an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen.

Fast eine ganze Woche blieb der Studiosus fort, dann betrat er am Sonntag zum ersten Male wieder das Kasino.

Niemand nahm von ihm Notiz.

„Ich möchte dich gern einen Augenblick sprechen, Dicker.“

Der machte seine tadelloseste Verbeugung. „Ich heiße Schmidt, Julius Schmidt — für Sie ‚Herr Schmidt‘.“

Dem anderen stieg das Blut in die Wangen, aber er wußte sich zu beherrschen. „Wenn ich Sie also einen Augenblick sprechen dürfte —“

„Wenn Sie glauben, daß die Aussprache irgendwelchen praktischen Nutzen hat, gewiß, sehr gerne.“

Er ging mit dem anderen ins Nebenzimmer, und nach kaum zehn Minuten kam er freudestrahlend zurück. „Kinder, es ist gekommen, wie ich sagte. Er hat es eingesehen, daß die Kameradschaft doch mehr wert ist als das Pilsener Bier; er hat sich zu der

Überzeugung durchgerungen, daß wir es wirklich gut mit ihm meinen, besser als die anderen Leute, die ihn jeden Abend im Restaurant zum Sitzenbleiben und Trinken auffordern. Er hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er ein anderer wird, und das genügt uns allen natürlich als Sicherheit dafür, daß er es ernst meint. Denn wer das Wort eines anständigen Menschen in Zweifel zieht, handelt beinahe ebenso ehrlos wie ein Mann, der sein Ehrenwort bricht. Ich habe Martens erklärt, daß ich euch von dem Inhalt unserer kurzen Unterredung Mitteilung machen werde, und das ist hiermit geschehen. Wenn er nachher kommt, ist es wohl selbstverständlich, daß über die ganze Geschichte nicht mehr gesprochen wird. Natürlich dürfen wir ihn auch nicht begrüßen und nicht so tun, als hätten wir ihn lange nicht gesehen, sondern wir müssen uns genau so verhalten, als wären wir immer zusammen gewesen.“

So geschah es auch. Als der Studiosus, doch etwas verlegen und verwirrt, ins Zimmer trat, tat man, als bemerke man ihn gar nicht. Man plauderte ruhig weiter und gab ihm dadurch Gelegenheit, sich ganz unauffällig an dem Gespräch zu beteiligen, und ohne daß er wußte, wie es eigentlich gekommen war, befand er sich in jeder Hinsicht mit einem Male wieder im Kreise seiner Kameraden, als hätte er sie gestern mit einem frohen „Auf Wiedersehen“ verlassen.

Der Studiosus hielt, was er versprochen hatte, und wurde wieder, was er zu Anfang seiner militärischen Dienstzeit gewesen war, ein braver, solider Mensch, ein guter Soldat und ein treuer Kamerad.

Selbstverständlich fiel der Umschwung, der mit ihm vorgegangen war, auch sehr bald seinen Vorgesetzten auf, und als die durch einen Zufall erfuhren, daß der Dicke eigentlich derjenige war, der den Kameraden zur Vernunft gebracht hatte, da sahen sie ihn mit noch anderen Augen an, als sie es in der letzten Zeit sowieso schon taten.

Überhaupt hatte der Dicke bereits seit geraumer Zeit aufgehört, eine komische Figur zu sein. Am Anfang hatte man über ihn gelacht und wohl auch über ihn lachen sollen, denn wenn man es nicht freiwillig tat, hatte er durch seine Scherze selbst nachgeholfen.

Aber als er dann sah, daß auch die Mannschaften sich über ihn amüsierten, und zwar selbst dann, wenn sie es nicht sollten, hatte er sich vorgenommen, ihnen bald jede Gelegenheit, sich über ihn lustig zu machen, zu nehmen. Er wurde ein tadelloser Soldat, ein strammer Korporalschaftsführer, und damit auch seine äußere Erscheinung keine Veranlassung mehr zu faulen Witzen bot, machte er die reine Entfettungskur durch. Er aß sich nur einmal am Tage satt, beschränkte das Trinken auf ein Minimum und machte reichlich Freiübungen.. Er wollte schlank werden, und er wurde es auch, weil er danach lebte.

Allerdings betrieb er seine Kur in einer Dienstperiode, wie sie idealer für seine Zwecke nicht gedacht werden konnte. Es war jetzt die Zeit des Bataillonsexerzierens und der Felddienstübungen, die teils innerhalb der Kompanie, teils in größeren Verbänden stattfanden. Da gab es stundenlange Anmärsche, bis man den Rendezvousplatz erreicht hatte, und wenn man sich auch erst im Monat Mai befand, so brannte die Sonne doch oftmals schon ganz gehörig, so daß mancher Schweißtropfen zur Erde niederfloß. Die Mannschaften stärkten sich dann unterwegs mit dem Frühstück, das sie aus der Kaserne mitgenommen hatten, und mit dem kalten Kaffee, den sie in ihren Feldflaschen trugen. Der einzige, der unterwegs nicht einen Bissen aß und nicht einen Schluck zu sich nahm, war der Dicke. Er litt dabei, besonders anfänglich, große Qualen, aber er sagte sich: Ich will nicht! und er blieb auch stets im Kampf mit sich der Sieger. Um sich diese Entbehrungen zu erleichtern, log er sich am Anfang selbst vor, er frühstücke nur deshalb unterwegs nichts, weil er sich seinen schönen Appetit auf das Mittagessen nicht verderben wolle. Er versuchte auch die anderen Kameraden zu gewinnen, sich zu dieser Theorie zu bekennen, aber diese hatten es nicht erst nötig, schlank zu werden, und gingen daher nicht darauf ein. Im Gegenteil, sie behaupteten scherzend, das Frühstück unterwegs sei das Schönste an der ganzen Felddienstübung. Namentlich die belegten Butterbrote, die Mutter Krause für Fritz und Karl zu machen pflegte, erfreuten sich bald solcher Beliebtheit, daß Fritz und Karl oft so viel davon an die Kameraden fortgeben mußten, daß für sie selbst kaum noch etwas übrigblieb. Wenn sie das dann der Mutter Krause erzählten,

dann schalt sie wohl: „Selbst ist der Mann, und selber essen macht dick und gesund,“ aber bei dem nächsten Male strich und belegte sie dann noch ein paar Schnitten mehr, denn es schmeichelte ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit, daß die Krauseschnitten, wie Fritz sie getauft hatte, sich eines solchen Rufes erfreuten.

Auch heute hatte sie einen großen Teller voll Butterbrot und hartgekochter Eier für ihre Zöglinge zurechtgestellt und stopfte nun Fritz und Karl damit die Taschen voll. „Das packen Sie in der Kaserne nur Ihrem Putzkameraden in den Tornister; er trägt es Ihnen gerne, wenn er die freudige Gewißheit hat, unterwegs etwas davon abzubekommen. Und dieses Mal ist es so reichlich, daß es für Sie alle ausreicht.“

Mutter Krause hatte alle Ursache, heute für das leibliche Wohl ihrer Kinder zu sorgen, wie sie Fritz und Karl zuweilen auch nannte. Es war eine große Felddienstübung im Bataillon angesetzt. Um sechs Uhr war bereits der Abmarsch der neunten und zehnten Kompanie erfolgt, die den Feind darstellten; um halb sieben sollten die beiden anderen Kompanien abrücken.

Die Zeit des Abmarsches war auf die Minute geregelt, aber wann man zurückkommen würde — das war die Frage. „Nichts Genaueres weiß man nicht,“ meinte ein alter Unteroffizier, als er sich mit einigen Kameraden über diesen Punkt unterhielt. „Wenn ich mal so taxieren soll, dann wird es nach meiner Taxe so ungefähr —“ Er dachte anscheinend sehr ernsthaft nach, als ob er die Anzahl der Kilometer, die Länge der Marschdauer und des Gefechtes berechne, dann meinte er: „Ich wette mit euch um ein Glas Bier, kurz nach halb wird es sicher.“

Die anderen lachten laut auf. „Kurz nach halb ist gut, aber nach welchem Halb? Halb zwölf, halb eins, halb zwei?“

Aber darauf ließ sich der andere nicht ein. „Ich bin doch kein Prophet aus dem Morgenlande, sondern Unteroffizier der preussischen Armee. Denkt an das, was ich euch gesagt habe: kurz nach halb wird es sicher, ehe wir die Heimat wiedersehen.“

Vorläufig aber war an eine Heimkehr überhaupt noch nicht zu denken. Man marschierte erst dem Rendezvousplatz entgegen; es dauerte sicherlich zwei Stunden, ehe man den erreichte, denn je größer der Truppenverband ist, in dem man übt, desto weiter

muß man sich, schon mit Rücksicht auf das Vermeiden von etwaigen Flurschäden, aus der nächsten Umgebung der Stadt entfernen. Und vor allen Dingen muß der Soldat nach Möglichkeit öfters ein neues Gelände kennen lernen, um sich auch dort orientieren und zurechtfinden zu können.

Auch heute hieß es natürlich feldmarschmäßig ausrücken. Alle aber hatten sich an den gepackten Affen schon so gewöhnt, daß er sie gar nicht mehr drückte; sie hatten längst auch schon eingesehen, daß es tatsächlich sehr gut ist, selbst bei einem solchen größeren Marsch dies oder jenes im Tornister mit sich zu führen.

Als man endlich auf dem Rendezvousplatz angekommen war, wurde eine kurze Rast gemacht. Unterdessen versammelte der Herr Major die Offiziere um sich, um diesen die der heutigen Übung zugrunde liegende Idee mitzuteilen, und diese gaben sie dann an die Kompanien weiter.

Man nahm an, daß man als rechte Seitendeckung einer größeren Abteilung nach Adorf vormarschiere, um diese Abteilung vor einem plötzlichen Angriff in der rechten Flanke zu schützen. Man wollte den Vormarsch auf Adorf in dem Augenblick antreten, als die Meldung eintraf, daß sich in und bei Adorf feindliche Kräfte gezeigt hätten. Wie stark die seien und ob sie wirklich bei Adorf selbst ständen oder ob es sich dort nur um einzelne feindliche Patrouillen handle, wußte man noch nicht; das sollte alles erst während des Vormarsches aufgeklärt werden.

Stieß man bei Adorf auf den Feind, und sollte es dort zu einem Gefecht kommen, dann mußte man unbedingt versuchen, den Gegner nach rechts abzudrängen, damit er sich nicht nach links auf die befreundete eigene Abteilung werfen konnte.

Das war die Gefechtslage. Die Unteroffiziere, die Einjährig-Gefreiten und die Patrouillenführer, die auf Grund ihrer besonderen Fähigkeiten, sich rasch im Gelände zu orientieren, ein für allemal zu diesem Posten erwählt waren, nahmen jetzt, während die Hauptleute ihnen die Situation auseinandersetzten, die Karten zur Hand, indes den Mannschaften die Sache dadurch klargemacht wurde, daß man mit der Hand auf die vor ihnen liegenden Ortschaften hinwies. „Hier sind wir. Dort hinter dem Wald — immer geradeaus — da liegt Adorf. Links, da in der Gegend,

wo ihr die große Ziegelei rauchen seht, immer links davon, da marschirt unsere eigene Abteilung, die wir schützen sollen."

Es wurde den Leuten so klargemacht, daß es nach einem uralten Witz die „reine Klara“ war, aber ein Soldatenschädel ist zuweilen sehr dick; manche behaupten sogar, er sie zuweilen noch dicker.

Als die Hauptleute sich nun durch einige Fragen davon zu überzeugen versuchten, ob die Leute auch wüßten, um was es sich handle, damit sie „als denkende Menschen und nicht nur wie blökende Schafe im Weltall herumliegen“, da kam zuerst ein solcher Unsinn zutage, daß nicht nur die Herren Hauptleute, sondern auch deren Pferde verwundert den Kopf schüttelten.

Als gar ein Mann die Gefechtslage dahin schilderte: „Wir stehen hier bei Adorf, und da hinten bei der Ziegelei, hinter dem Walde, da steht der Feind, und mehr wissen wir nicht —“, als der weise Jüngling also sprach, da quiekte das Kompaniepferd plötzlich laut auf. War es vor Entsetzen, daß es eine solche Dummheit zu hören bekam, oder geschah es, weil sein Herr und Reiter es ärgerlich mit den Sporen in der Seite kitzelte?

So ganz klar war die Sache den Allerdümmsten also doch nicht geworden, als der älteste Hauptmann, der den Oberbefehl über die beiden Kompanien führte, während der Herr Major nur als Kritiker und Schiedsrichter fungierte, jetzt den Befehl zum Antreten gab. Aber eine kleine Ahnung hatten doch selbst die Törichtesten; sie wußten jetzt nämlich wenigstens so viel, daß etwas los war. Was es war, blieb ihnen ziemlich dunkel. Auf alle Fälle aber war es etwas, das genügte ihnen vorläufig vollständig. Das weitere würden sie schon im Laufe des Vormittags zu sehen und zu hören bekommen.

Dann trat die Abteilung an, allen voran mit umgehängtem Gewehr einige Radfahrer, die als Patrouille auf der Straße vorfuhren. Dann die Spitze, aus einer Sektion bestehend, unter Anführung eines Offiziers, in weiteren Gliederungen der Rest der Truppe.

Die Patrouillen waren als erste ausgeschickt worden. Fritz wurde mit fünf Mann als verstärkte Seitenpatrouille nach rechts abgesandt, um festzustellen, wo sich etwa bei Adorf der feindliche

linke Flügel befinde. Er sollte es nach Möglichkeit zu verhindern suchen, daß sich feindliche Patrouillen der vormarschierenden Abteilung näherten, zugleich einen Einblick in ihre Stärke und in ihr Marschziel gewinnen.

„Machen Sie Ihre Sache gut, Einjährig-Gefreiter,“ ermahnte ihn sein Hauptmann, und so behutsam wie nur möglich schlich Fritz jetzt mit seinen Leuten durch das Gelände, das sich rechts der großen Landstraße ausdehnte. Die kleine Abteilung ging nicht geschlossen, sondern als Schützenlinie auseinandergesogen mit dem Gewehr unter dem Arm. Fritz allen drei Schritte voran, neben sich einen besonders geschickten Mann der Kompanie. Je nachdem das Gelände Deckung bot oder nicht, ging es teils im Schritt, teils im Marsch-Marsch vorwärts. Auf ein Zeichen von Fritz warfen sich von Zeit zu Zeit alle nieder. Fritz suchte dann mit seinem Fernglas das Vorgelände ab, und erst, wenn er nirgends etwas Verdächtiges gesehen oder gehört hatte, gab er das Zeichen zum weiteren Vorgehen.

Jetzt hatten sich alle wieder niedergelegt und mit einem Male sah Fritz, wie sich in einer Entfernung von etwa siebenhundert Meter hinter der kleinen niedrigen Tannenschonung etwas bewegte. Er selbst war noch nicht bemerkt worden, sonst hätten die Leute da drüben sich auch wohl hingeworfen, statt sich in ganzer Figur zu zeigen.

Mit seinem Glas erkannte Fritz nun deutlich eine Patrouille von vier Mann, und jetzt konnte er sogar die Gestalt des Dicken erkennen, der abgeschickt sein mußte, um das Vordringen etwaiger Patrouillen im Vorgelände zu verhindern.

Unter Beobachtung derselben Vorsichtsmaßregeln, wie Fritz sie befolgte, schlich auch der Dicke vorwärts. Jetzt stand er hinter einen großen Baum gelehnt und hielt Umschau; aber er mußte nichts gesehen haben, denn er gab seinen Leuten einen Wink, weiter vorzugehen.

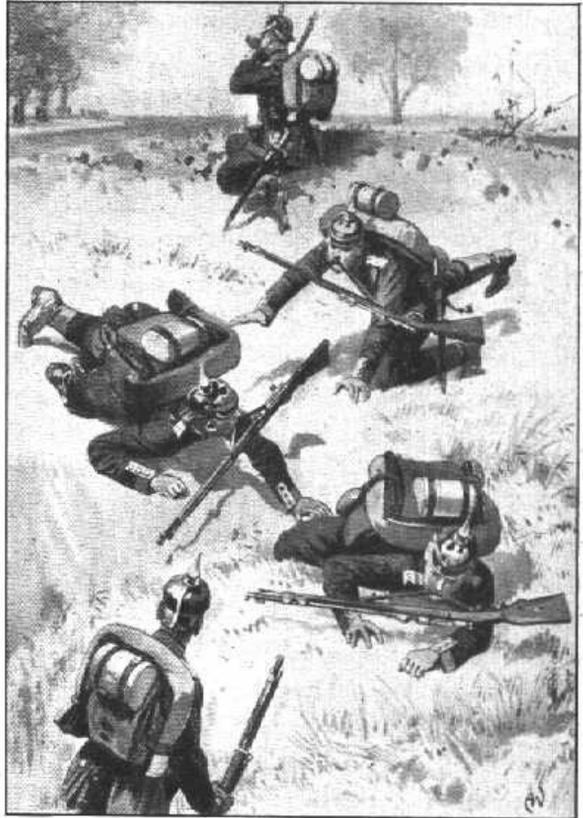
Patrouillen haben gewöhnlich nicht die Aufgabe, sich in ein Gefecht einzulassen. Schießen sollen sie nur dann, wenn sie dadurch ihre eigene Abteilung auf eine ihr unmittelbar drohende Gefahr aufmerksam machen wollen.

An diese Instruktion dachte Fritz jetzt, als er den Dicken mit

seinen Leuten, wenn auch noch in weiter Entfernung, auf sich zukommen sah.

Als die andere Patrouille vorging, gab er seinen Leuten das Zeichen, sich zurückzuziehen. Mit dem Gewehrriemen im Mund kroch sie auf allen vieren davon, bis sie, in einem tiefen Graben, vollständige Dekkung fanden.

Dann erteilte Fritz seine Befehle. „Sie, Kristens, gehen zur Kompanie zurück und melden das Auftreten der Patrouille dort vorne, die Sie ja selbst gesehen haben. Dann kommen Sie uns wieder nach. Ich gehe mit den anderen hier den Graben entlang, dann dort rechts, bei der Sandkuhle vorbei, hierauf geradeaus bis zum Bahnwärterhaus. Melden Sie dem Herrn Hauptmann, ich würde versuchen,



Auf allen vieren krochen sie davon.

mich unbemerkt an der Patrouille vorbeizuschleichen, um, wenn irgend möglich, bis Adorf vorzudringen. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Einjähriger.“

„Mensch, schreien Sie doch nicht so!“ schalt Fritz. „Wenn Sie gar nichts gesagt hätten, wäre es besser gewesen. Nun wiederholen Sie mir noch einmal Ihre Meldung, aber ganz leise.“

Das geschah, und nachdem Fritz sich davon überzeugt hatte,

daß der Mann seinen Auftrag richtig ausführen würde, schickte er ihn fort. Er selbst kroch vorsichtig mit seinen anderen Leuten aus der Deckung heraus und schlängelte sich unter äußerst geschickter Benutzung des Geländes immer weiter vorwärts. In der Sandkuhle machte er zum ersten Male wieder halt. Ganz dicht an die hohe Wand gelehnt stand er da, um nach dem schnellen Laufen von vorhin jetzt wieder Atem zu holen.

Aber so leise seine Leute auch waren, plötzlich gab er ihnen doch ein Zeichen, noch leiser zu sein, denn gerade über sich, in allernächster Nähe, hörte er jetzt, wie der Dicke zu seinen Mannschaften sagte: „Kinder, das verstehe ich nicht — irgendwo muß hier doch wenigstens eine Patrouille herumstreichen. Das wäre doch gegen jede Felddienstordnung, wenn die Abteilung auf der Landstraße ohne jede Sicherung vormarschierte! Das sage ich euch, wenn ihr die Augen nicht aufmacht, dann sollt ihr mich kennen lernen; dann regnet's euch in die Bude, aber feste.“

„Wir wollen schon aufpassen,“ antwortete eine Stimme.

Alsdann wurde es still. Man schien dort oben nochmals Umschau zu halten, ehe man weiterging; aber man hatte wohl nichts Verdächtiges bemerkt, denn der Dicke kommandierte: „Los, vorwärts, aber die Augen auf und vorsichtig!“

Fritz war mit seinen Leuten vor jeder Entdeckung sicher gewesen. Selbst wenn die andere Patrouille sich auf den Bauch gelegt und in die Kiesgrube hineingesehen hätte, wären sie nicht bemerkt worden, weil sie sich fest an die Wand anschmiegen. Aber Fritz hatte trotzdem Angst ausgestanden. Nun war die Gefahr glücklich beseitigt; er wartete noch einige Minuten, bis die andere Patrouille sich weiter entfernt hatte, dann gab er wieder das Zeichen zum Vorwärtsgehen. Gesprochen wurde überhaupt nichts.

Bei dem Bahnwärterhaus machte man von neuem halt, und von dort aus erkannte Fritz deutlich einen Unteroffizierposten mit sechs Mann, der etwas westlich vom linken Ausgang des Dorfes stand. Das schien ein selbständiger Unteroffizierposten zu sein, denn von der übrigen Abteilung des Feindes war nichts zu entdecken.

Nach einem kurzen Augenblick der Überlegung hatte Fritz seinen Entschluß gefaßt. Er schickte einen Mann zur Kompanie

zurück, nachdem er auf einer Meldekarte eine kurze Skizze dessen entworfen hatte, was er vom Feind dort sah, und näherte sich dann mit den übrigen dem feindlichen Posten etwa bis auf dreihundert-fünfzig Meter. Das Gelände bot ihnen ausgezeichnete Deckung. Als sie dann, immer auf allen vieren kriechend, ihre Stellung erreicht hatten, gab jeder Mann, der ihm erteilten Instruktion gemäß, fünf Schüsse ab, so schnell er es nur konnte. Das hörte sich an, als wenn eine viel größere Abteilung feuere, und Fritz erreichte mit dieser beabsichtigten Täuschung auch vollständig seinen Zweck.

Der Unteroffizier wurde völlig überrascht. Er ließ seine Leute ausschwärmen und das Feuer erwidern, während er gleichzeitig einen Mann im Laufschrift nach hinten schickte, dort Meldung zu erstatten.

Deutlich hörte Fritz die Stimme des Unteroffiziers: „Zum Kuckuck, wo stecken diese Schlaumeier denn? Man sieht rein nichts von ihnen!“

Noch einmal ließ Fritz jeden Mann fünf Schuß abgeben, dann kroch er unbemerkt wieder zurück. Einer seiner Leute mußte sich dabei doch irgendwie gezeigt haben, denn plötzlich hieß es drüben: „Da sind sie, geradeaus bei der Schonung.“ Als aber nun auf der anderen Seite geschossen wurde, war Fritz mit seiner Patrouille bereits verschwunden.

Noch mehr als durch sein schnelles Schießen hatte Fritz den Unteroffizier dadurch getäuscht, daß er seine Leute so weit auseinanderzog, daß es den Eindruck machte, als handle es sich um eine ganze Schützenlinie. In diesem Sinne mußte der Unteroffizier auch Meldung gemacht haben, denn er bekam Verstärkung. Aber gleichzeitig erhielt auch Fritz Unterstützung. Der erste Mann, den er zur Kompanie zurückgeschickt hatte, kam wieder und brachte eine weitere Patrouille mit, die sich von Fritz nähere Instruktionen geben lassen sollte. Das waren im ganzen vier Mann, und da jeder für die heutige Übung fünfundzwanzig Platzpatronen erhalten hatte, die auch verfeuert werden sollten, so waren das hundert Schuß. Jeder von seinen anderen Leuten besaß noch fünfzehn Patronen. Er selbst hatte seine Munition noch gar nicht angerührt, und so konnte er, wenn er seine Mannschaft geschickt verteilte und

instruierte, ein Feuergefecht führen, das den Gegner unbedingt täuschen mußte.

Er sah sich von neuem im Gelände um und gab dann seine Anweisungen. Die Leute wurden von seinem Eifer angesteckt; es machte auch ihnen Spaß, daß sie die anderen da drüben so schön hineinlegen konnten; also nicht nur aus Gehorsam, sondern in freudiger Gefechtsstimmung gingen sie auf seine Befehle ein.

Die Verstärkung, die der Unteroffizier erhalten hatte, schickte sich, weil sie nichts Verdächtiges im Gelände sah, gerade an, wieder zurückzugehen, als sie im Rücken sehr lebhaft beschossen wurde. Sofort erfolgte wieder der Befehl: „Halt, hinlegen!“

Das Feuer, das Fritz jetzt unterhielt, rief drüben nicht nur eine neue Unterstützung herbei, sondern auch die gesamten Offiziere, die auf gegnerischer Seite kommandierten. Man glaubte, daß der Angriff von dieser Seite er erfolgen werde, und war offenbar der Meinung, daß der Angreifer, wenn er auch vorläufig noch ziemlich schwach sei, bedeutende Verstärkungen in seiner nächsten Nähe haben müsse. Das mochte auch wohl der Grund sein, weshalb er sich darauf beschränkte, in der Verteidigung zu bleiben, anstatt einen energischen Vorstoß zu machen, der ja allerdings von vornherein ganz aussichtslos war, wenn wirklich größere Abteilungen heranrückten.

Auf dem rechten feindlichen Flügel war noch alles still, aber mit einem Male knatterten auch dort die Gewehre, und ein lautes dreimaliges Hurra erfolgte. Der Gegner war im Sturmangriff über den Haufen gerannt worden. Man hatte es dort wohl etwas an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, weil man die Gefahr von der anderen Seite her vermutete.

Nun drängte der Feind nach links ab, an der kleinen Abteilung vorbei, die Fritz führte, und dieser verfeuerte seine letzten Patronen auf den abziehenden Gegner.

Bald darauf wurde das Signal „Halt!“ geblasen. Der Herr Major versammelte nicht nur die Offiziere, sondern auch die Unteroffiziere und die Patrouillenfürher, um mit ihnen den Verlauf der Übung zu besprechen. Die angreifende Partei hatte gesiegt. Es war ihr gelungen, sich in den Besitz von Adorf zu setzen und den Gegner so abzudrängen, daß dieser der befreundeten größeren Abteilung nicht mehr gefährlich werden konnte.

Daß dies geglückt war, hatte seine Ursache zum großen Teil darin, daß sich auf dem feindlichen linken Flügel das Gefecht zuerst entwickelt und der Gegner infolgedessen seine ganze Aufmerksamkeit nur auf einen Angriff von dort gerichtet hatte.

Der Held des Tages war Fritz. Er hatte es nicht nur verstanden, mit seinen Leuten unter äußerst geschickter Benutzung des Geländes vorzugehen, sondern auch den Gegner über seine Stärke zu täuschen, die, wie der Major es scherzend benannte, nur in seiner Schwäche bestand.

Der Unteroffizier und der Leutnant, denen Fritz im Feuergefecht gegenübergelegen hatte, machten ein mehr als erstauntes Gesicht, als sie erfuhren, wie Fritz sie täuschte. Aber das törichteste Gesicht von allen machte doch der Dicke, als er jetzt endlich schweißtriefend von seinem erfolglosen Patrouillengang zurückkam und eifrig meldete: „Auf meinem Patrouillengang vom Feinde nichts gesehen.“

Denn wie sich nun herausstellte, war der Gegner doch da gewesen, ja noch mehr, er hatte sogar die Worte gehört, die der Dicke selbst mit seinen Leuten wechselte.

Auf dem Heimmarsch wandte sich Schmidt an Fritz: „Nun tu mir nur den einzigen Gefallen und sag mir, wie du es angefangen hast, nicht gesehen zu werden?“

Fritz warf sich anscheinend sehr stolz in die Brust. „Kennst du die schöne Geschichte, wie ein kleiner Junge lange bewundernd zusah, während ein Orgeldreher seinem Instrument die herrlichsten Lieder entlockte? Endlich faßte der Junge sich ein Herz und trat näher. ‚Herr Orgeldreher, wie machen Sie das? Das möchte ich auch gern lernen.‘ Der aber sah den Jungen nur verächtlich an und sagte: ‚Mein Sohn, entweder kann man so was oder man kann es nicht; erlernen läßt sich das nicht.‘“

„Das heißt also mit anderen Worten,“ entgegnete der Dicke, halb belustigt, halb ärgerlich, „daß man entweder als guter Patrouillenführer auf die Welt gekommen sein muß oder es sonst nie und nimmer werden kann. Mag sein, daß du recht hast, möglich aber auch, daß du dich irrst.“

Gerade weil der Dicke es mit seinem Dienst so gewissenhaft nahm, und weil er sehr ehrgeizig war, ohne deswegen im schlechten

Sinne ein Streber zu sein, gerade deshalb ärgerte er sich wirklich, daß er auf seinem Patrouillengang nichts bemerkt hatte, und es dauerte dieses Mal länger als sonst, bis er seine gute Laune wiederfand. Dann aber lachte er lustig mit, daß er so übertölpelt wurde, und schwur bei Mars und allen anderen Kriegsgöttern, bei der nächsten Gelegenheit ausgiebige Rache für diesen Reifall zu nehmen.

Der Felddienst und das Gefechtsexerzieren im Gelände nahmen in dieser Zeit den größten Teil des Dienstes in Anspruch, aber natürlich wurde auch die Hauptsache, das Schießen, nicht vernachlässigt. In diesem Punkte waren sich die Einjährigen mit ihren Leistungen so ziemlich gleich; nur einer stand himmelhoch über ihnen, das war Bellmann.

„Das machen Ihre langen, schmalen Musikantenfinger,“ erklärte Sergeant Bülle, und es lag etwas Wahres in seinen Worten, wenn er hinzusetzte: „Mit denen umsaugen Sie Ihren Kolbenhals derartig, daß das Gewehr stillstehen muß, ob es will oder nicht. Und da Sie als Musikant noch nicht so berühmt sind, daß Sie deshalb schon nervös zu sein brauchen, weil das Mode ist, so sind Sie es, gottlob, auch wirklich noch nicht, und ich will Ihnen wünschen, daß Sie es auch nie werden, obgleich ich Ihnen natürlich eine Ruhm für später wünsche, der ganz unendlich ist.“

Nicht nur die Mannschaften, sondern auch die Offiziere des Regiments mußten den Schießdienst praktisch üben. An einem Nachmittag jeder Woche versammelten sie sich unter Aufsicht ihres Majors bataillonsweise auf dem Scheibenstand, um sich auf das alljährliche Prüfungsschießen vorzubereiten, bei dem als Preis für den besten Schützen eines jeden Armeekorps ein von Seiner Majestät dem Kaiser gestifteter Ehrendegen winkt.

Dort war eines Tages auch von den glänzenden Schießleistungen des Einjährigen Bellmann gesprochen worden. Sein Hauptmann und sein Leutnant hatten sein Lob gesungen und ihn dabei nach der Meinung der anderen Herren gar zu viel herausgestrichen. Man hatte nicht recht geglaubt, was diese erzählten; das wollten die aber natürlich nicht auf sich sitzen lassen, und so war für heute nachmittag zu dem Offiziersschießen laut Bataillonsbefehl auch der Einjährig-Freiwillige Gefreiter Bellmann kommandiert

worden und hatte sich nun bei seinen Vorgesetzten zur Stelle gemeldet.

„Das also ist der Schießknabe?“ fragte ein Leutnant, ihn betrachtend. „Für ein Wunderkind ist er etwas sehr lang geraten.“

„Machen Sie keine Witze, ja!“ sagte der Hauptmann, seinen Einjährigen in Schutz nehmend. „Das Witzemachen wird Ihnen nachher schon vergehen!“ und auch der Major mahnte die Herren, den Schützen nicht zu beunruhigen.

„Der läßt sich nicht beirren,“ erwiderte der Hauptmann, dann wandte er sich an Bellmann: „Nun zeigen Sie mal, was Sie können. Blamieren Sie sich heute nicht, denn sonst blamieren Sie auch mich, und ich verliere außerdem noch eine Wette in Gestalt einer Bowle. Na, und den Schmerz werden Sie mir doch nicht antun!“

„Nein, Herr Hauptmann, ich werde schon was treffen.“

Dann nahm er mit dem Gewehr in der Hand die Schießstellung ein, während zugleich aus der Anzeigerdeckung die große Scheibe hervorgeschoben wurde. Diese ist mit vierundzwanzig Ringen versehen, die im Abstand von fünf Zentimeter gezogen sind und unten mit der Nummer eins anfangend bis zum Zentrum, also bis zu vierundzwanzig, aufsteigend, numeriert werden, um dann von da ab nach oben hin wieder mit der Zahl abzunehmen. Die höchste Ringzahl ist natürlich der beste Schuß.

Bellmann sollte, auf eine Entfernung von hundertfünfzig Meter, stehend freihändig schießen, das Gewehr also nicht auf den Zielbock auflegen. Schon hatte er den Zeigefinger gekrümmt, um abzurücken, als er das Gewehr nochmals absetzte.

„Aha, der Kunstschütze muckt!“ neckte ein anderer Kompaniechef Bellmanns Hauptmann, und auch dieser wurde unwillkürlich etwas ängstlich, denn daß sein Einjähriger, weil er seines Schusses nicht sicher zu sein glaubte, noch einmal absetzte, war noch nie dagewesen. So fragte er denn: „Jungchen, was haben Sie denn nur?“

„Mir ist noch nicht gesagt worden, was ich treffen soll.“

Das klang so selbstverständlich, aber zugleich so siegesgewiß, daß die Offiziere sich erstaunt ansahen; der Herr Einjährige schien nach ihrer Meinung etwas an Größenwahnsinn zu leiden.

„Na, erst treffen Sie überhaupt mal etwas,“ sagte der Major. „Das weitere findet sich dann später.“

„Zu Befehl, Herr Major.“

Bellmann nahm das Gewehr von neuem an die Wange und gleich darauf krachte der Schuß.

„Spiegel,“ meldete er ruhig, und daß er seinen Schuß richtig angegeben hatte, bestätigten gleich darauf die Anzeiger, welche die Scheibe für einen Augenblick in die Deckung hineinzogen, um den Treffer festzustellen, und dann die Anzeigezahl heraus-schoben. Es war wirklich Spiegel, das beste Treffresultat.

„Bravo! Nochmal!“ lobte der Major.

Und Schuß auf Schuß folgte, jedesmal wurde der Treffer richtig angesagt, und als Bellmann die ersten beiden Patronen-rahmen verfeuert hatte, da hatte er mit zehn Schüssen auch zehn Spiegel erreicht.

„Na, meine Herren,“ rief Bellmanns Hauptmann freude-strahlend, „was sagen Sie nun? So schießt man in meiner Kom-panie! Da sieht man mal wieder deutlich, wie viel eine glänzende Ausbildung der Leute im Schießdienst vermag.“

Natürlich wollte der Hauptmann mit diesen übermütigen Worten die anderen Offiziere nur necken, denn er wußte sehr wohl, daß die Ausbildung ganz allein auch nicht alles erreichen kann.

Die Offiziere waren über die Kaltblütigkeit, die Bellmann beim Schießen zeigte, höchlich erstaunt, und er selbst war es eigentlich heute, wie auch sonst jedesmal, am allermeisten. Er war gar nicht so frei von Nervosität, wie Sergeant Bülle glaubte. Aber in dem Augenblick, da er das Gewehr zur Hand nahm, kannte er sich selbst nicht wieder. Da stand er so fest und ruhig da, daß nicht die leiseste Wimper an ihm zuckte; da rührte und regte sich nichts an ihm. Er zweifelte niemals, daß er einen guten Schuß abgeben würde, ja noch mehr, er war von vornherein seiner Sache sicher, und dementsprechend war dann auch stets der Erfolg.

„Wenn der Herr Major gestatten, daß der Einjährige auch sonst noch seine Künste zeigt,“ meinte der Hauptmann, „könnten wir ihm vielleicht jetzt einmal den Ring angeben, den er treffen soll.“

Der Major erhob drohend den Finger. „Na, na, prahlen Sie nur nicht zu sehr mit Ihrem Schützling!“ Dann aber sagte

er: „Versuchen können wir es ja spaßeshalber einmal. Also, Einjähriger, wenn Sie Mut haben, dann schießen Sie einmal Vierzehn rechts, das heißt also, den Ring mit der Zahl vierzehn auf der rechten Seite der Scheibe.“

Gleich darauf drückte Bellmann das Gewehr ab.

„Nun,“ fragte der Major, „was ist es geworden?“

„Was es werden sollte, Vierzehn rechts.“

Und gleich darauf zeigten die Anzeiger auch wirklich Vierzehn rechts an.

„Schießen Sie mal vorbei, wenn Sie das auch können,“ rief ein Leutnant übermütig.

Bellmann schoß; die Kugel flog über den rechten äußeren Scheibenrand hinweg, und deutlich sahen alle, wie das Geschoß einen Teil des Holzrahmens mit forttrieb, auf dem die Scheibe aufgeklebt war.

„Mann, warum sind Sie nicht Kunstschütze geworden?“ fragte ihn ein Hauptmann, und der Adjutant meinte: „Wie Raffael bekanntlich auch ohne Arme ein großer Maler geworden wäre, so würde der Einjährige wohl auch dann mit jedem Schuß etwas treffen, wenn er gar kein Gewehr hätte.“

„Versuchen Sie das mal, Einjähriger,“ neckte ihn ein Leutnant.

Alle lachten. Das Kunststück, ohne Gewehr etwas zu treffen, brachte natürlich selbst Bellmann nicht fertig, aber was er treffen sollte, traf er auch mit fast erschreckender Sicherheit, und der Hauptmann gewann seine Bowle.

„Daß Sie da mittrinken, ist selbstverständlich, Einjähriger. Wir essen mittags um halb zwei im Kasino. Ich erwarte Sie also morgen zu Tisch.“

Das war das erste Mal, daß ein Einjähriger in das Offizierskasinokasino geladen wurde; daher fühlte er sich zuerst etwas verlegen, als er am nächsten Mittag das Kasino betrat und dort allen Offizieren und Fähnrichen vorgestellt wurde. Natürlich durfte er da den Herren keine Verbeugung machen, sondern mußte immer von neuem eine stramme Haltung einnehmen. Aber seine Scheu wich sehr schnell, denn jeder der Offiziere hatte ein liebenswürdiges Wort für ihn. Als er dann bei Tisch neben seinem Hauptmann und dem Leutnant von Dohlen saß und sich besonders mit dem

letzteren unterhielt, schwand seine Befangenheit sehr schnell dahin.

Allerdings, etwas anders, als wenn er sich im Einjährigkasino mit seinen Kameraden unterhielt, war es ja doch. Er mußte sich in der Hauptsache darauf beschränken, die an ihn gestellten Fragen zu beantworten; er mußte mehr Zuhörer als Erzähler sein, und es wäre ja auch, von dem dienstlichen Verhältnis ganz abgesehen, unpassend gewesen, wenn er als Jüngerer die Unterhaltung an sich gerissen hätte. Aber trotzdem verwickelten ihn alle ins Gespräch, und fast jeder trank ihm zu. Da hieß es denn immer von neuem aufspringen und das Glas leeren. Sein Hauptmann goß ihm dann wieder ein, schenkte aber immer nur so weit voll, daß er das Glas auch mit einem Zug austrinken konnte, ohne die Wirkung des Weines zu verspüren. Denn wenn er jetzt auch Gast war, so mußte er natürlich trotzdem nachher den Nachmittagsdienst mitmachen, und da hieß es frisch bleiben.

Als der Kaffee und die Zigarren herumgereicht worden waren, zeigte der Hauptmann ihm alle Räume, die frei von jedem Luxus, aber doch so behaglich eingerichtet waren, daß man sich dort wohlfühlen mußte. Es gab ein Musik- und ein Lesezimmer, dann noch einen großen Saal, in dem die Bälle und die anderen Festlichkeiten abgehalten wurden, ein Billardzimmer und schließlich auch noch eine Fremdenstube, in der Kameraden, die von auswärts zu Besuch kamen, wohnen konnten, so daß sie nicht gezwungen waren, ein Hotel aufzusuchen.

Aber kaum war Bellmann durch die Räume geführt, da bekamen ihn auch schon die Leutnants zu fassen. „Nun 'ran mit ihm ans Klavier!“

Auch die Offiziere hatten ihren „Klavierknaben“, wie sie den Kameraden nannten, der unermüdlich, ob er wollte oder nicht, sich für sie an das Klavier setzen mußte, um die anderen zu erfreuen. Aber heute trat dieser zurück, einmal, weil er wohl wußte, daß er gegen Bellmanns Leistungen doch nicht aufkam, dann aber auch, weil es ihm ein wirkliches Vergnügen bereitete, einmal zuhören zu können.

So setzte sich Bellmann denn ans Klavier, und sein Spiel zog allmählich auch die anderen Herren herbei, die noch im Eß-

zimmer bei der Zigarre sitzen geblieben waren, um miteinander zu plaudern. Einer nach dem anderen trat näher, und schließlich war in dem großen Musikzimmer auch nicht ein einziger Stuhl mehr frei.

Bellmann hatte selbst die Empfindung, als sei er heute besonders gut disponiert. Er saht, mit welchem Interesse ihm alle lauschten. Es freute ihn, daß man an seinem Spiel großes Gefallen fand, und so übertraf er sich denn heute sozusagen selber.

Er spielte unaufhörlich, man ließ ihm gar keine Zeit, sich auszuruhen. Wenn er den Vortrag eines Stückes beendet hatte, hieß es gleich: „Ah, bitte, spielen Sie doch dies oder jenes,“ und wenn zwischen-



Bellmann freute sich, als er gewahrte, daß die Herren Offiziere seinem Spiele mit Interesse lauschten.

durch auch einmal eine lustige Melodie erbeten wurde, so war es in der Hauptsache doch ernste Musik, die man zu hören wünschte.

Endlich wurde es Zeit, daß er aufhörte. Ein Blick auf die Uhr, die über dem Klavier hing, belehrte ihn, daß er sich beeilen müsse, wenn er noch pünktlich zum Dienst kommen wolle.

Erschrocken sprang er in die Höhe. „Entschuldigen Sie, ich muß fort; der Dienst ruft!“

Alle lachten und zogen ihn mit Gewalt wieder auf den Stuhl zurück; dann redeten sie auf seinen Hauptmann ein, dem Einjährigen heute nachmittag freizugeben.

„Herrschaften, ich täte euch ja gerne den Gefallen,“ erwiderte der Hauptmann, „aber ich bin doch für das Leben meines Einjährigen verantwortlich. Wenn ich ihn jetzt nicht fortschicke, dann laßt ihr ihn nicht eher wieder los, bevor er sich nicht die Seele aus dem Leib gespielt hat. Jetzt ist es drei Uhr — wie lange wollt ihr ihn denn noch hier behalten?“

Zufälligerweise waren gerade heute nachmittag viele Offiziere dienstfrei; das konnte man ja gar nicht besser feiern, als wenn man möglichst lange hier im Kasino dem schönen Klavierspiel zuhörte. So riefen sie denn übermütig: „Na, sagen wir vorläufig mal bis um acht Uhr!“

„Aber Kinder!“ rief der Hauptmann erschrocken. „Das hält ja der stärkste Mann nicht aus, fünf Stunden lang zu spielen. Bellmann, was sagen Sie dazu?“

Dieser freute sich, daß man ihm so lange zuzuhören wünschte, dann sagte er: „Nach fünf Stunden, das ist allerdings etwas sehr reichlich, und ich weiß auch nicht, ob mein Repertoire so lange vorhält. Ich spiele zwar das meiste auswendig, aber trotzdem —“

„Dann fangen Sie einfach, wenn Sie fertig sind, wieder von vorne an,“ rief ein Leutnant. „Wir sind nicht so verwöhnt; wir hören das Gute lieber zweimal als gar nichts.“

Die anderen stimmten ihm lustig bei, und der Hauptmann sah ein, jeder weitere Widerspruch war nutzlos, wenn er nicht geradezu dienstlich werden wollte, was er natürlich zu vermeiden wünschte. So wurde Bellmann denn von dem Nachmittagsdienst freigegeben und mußte immer weiterspielen, bis man ihm endlich gegen fünf Uhr erlaubte, vom Klavier aufzustehen.

Aber auch dann mußte er ungefähr noch eine Stunde mit den Herren bei einem Glas Bier im Kasino zusammen sitzen und ihnen von seinem Studium und seinem anstrengenden täglichen Üben erzählen. Es war den meisten ganz neu, was sie da zu hören bekamen; daher zeigten sie für den Werdegang eines Künstlers das größte Interesse.

Als er endlich gegangen war, hatten alle den Wunsch, ihn

bald im Kasino wiederzusehen; aber sie fanden doch kein Möglichkeit, dies zu erreichen. Natürlich stand es jedem von ihnen jederzeit frei, sich Bellmann zu Gast zu bitten, aber sie waren gerecht genug, einzusehen, daß das für diesen eine Bevorzugung den anderen Einjährigen gegenüber sein würde, die sehr leicht böses Blut machen konnte. Und schließlich wollten sie in Bellmann doch auch nicht das Bewußtsein wach werden lassen, daß sie ihn nur einluden, um seinem Spiel zuhören zu können.

Bellmann häufiger im Kasino zu sehen, wäre nur dann möglich gewesen, wenn man auch die anderen Einjährigen des öfteren zu Gast hätte bitten können. Das aber ging nicht. Als regelmäßige tägliche Gäste erschienen die Einjährigen erst später bei den weiteren Übungen, wenn sie den Offizierssäbel trugen; da mußten sie sogar täglich an dem Mittagstisch teilnehmen, schon damit die Offiziere auch ihre gesellschaftlichen Formen kennen lernten, denn auch die spielen bei einem späteren Leutnant der Reserve eine große Rolle.

Die Einjährigen schon jetzt als Gäste im Kasino zu sehen, verbot auch das Interesse des Dienstes. Bei einem täglichen persönlichen Verkehr leidet die Disziplin und die Subordination nur zu leicht, und von so jungen Soldaten, wie die Einjährigen es doch noch immer waren, konnte man unmöglich verlangen, daß sie die Schranken niemals überschreiten würden.

Es war keine Unfreundlichkeit, daß man sie nicht einlud und nicht einladen konnte, sondern es lag zum großen Teil in dem eigensten Interesse der Einjährigen, daß man sie noch nicht in einen Kreis aufnahm, in den sie vorläufig noch nicht hineingehörten.

Das sahen sie auch ganz von selbst ein, ohne daß einer der Offiziere deswegen mit ihnen darüber sprach; nicht ein einziger von ihnen erwartete es, daß nun auch er zuweilen ins Kasino geladen würde, nachdem man mit Bellmann dort den Anfang gemacht hatte. Sie kannten ja auch alle die besondere Veranlassung, der dieser seine Einladung verdankte. So regte sich denn in ihnen allen nicht die leiseste Spur von Neid oder Mißgunst, sondern bei dem innigen Gefühl der Kameradschaft, das sie alle verband, freuten sie sich mit ihm, daß er Gelegenheit gefunden hatte, sich so auszuzeichnen.

Im Schießen kam ihm keiner gleich; den Versuch, ihn da einzuholen, hatten schon lange alle als ganz aussichtslos aufgegeben, und selbst Sergeant Bülle hatte bewundernd das Wort gesprochen: „So'n Schütze fällt nur alle Jahre einmal vom Himmel, und unter tausend Fällen ist es dann neunhundertneunundneunzigmal kein Einjähriger.“ Aber sonst herrschte zwischen ihnen allen ein edler Wettstreit; jeder wollte der beste sein.

Unentwegt nahm der Dienst seinen Fortgang. Auch auf Wache zogen die Einjährigen bisweilen, wenn auch nicht mehr als Posten, so doch als Gefreite, welche die Postenablösung aufzuführen hatten. Nachdem sie auch das zur Zufriedenheit der Vorgesetzten erledigt hatten, sollte nun heute zum ersten Male einer von ihnen als Wachhabender aufziehen, und zwar der Dicke. Er sollte die Pulverhauswache beziehen, die reichlich eine Stunde außerhalb der Stadt an einer ziemlich einsamen Straße lag, während das Pulverhaus selbst, ein paar hundert Meter davon entfernt, mitten auf einem freien Felde sich befand.

Die Wache war nur drei Mann stark. Sie bildete eine sogenannte Gefreitenwache und erfreute sich keiner besonderen Beliebtheit, denn sie lag draußen einsam und verlassen; der Verkehr in der Umgebung war nur ganz gering. Auch sollte die Wachtstube nicht frei von allerlei Ungeziefer sein, doch der Dicke lachte darüber. „Was die Leute alles zusammenreden! In Wirklichkeit wird es hier wohl nicht so schlimm sein.“

So marschierte er denn mittags wohlgenut mit seinen Leuten ab und richtete sich dann auf seiner Wache so behaglich wie nur möglich ein. Aber allzuviel konnte in dieser Hinsicht nicht in Betracht kommen. Das ganze Meublement bestand aus zwei hölzernen Pritschen, einer schmalen für den Wachhabenden und einer breiten für die Mannschaften, aus einigen Schemeln, einem Wandbord, einem Stuhl und einem Tisch, an dem der Gefreite das Wachtbuch und den Rapport schreiben konnte.

Sonstige Luxusgegenstände waren in dem Wachtlokal nicht vorhanden. Da aber der Dicke hier „der Höchstkommmandierende in den Marken“ war, kam es ihm trotzdem tausendmal schöner vor als die anderen Wachtlokale, die er bisher kennen gelernt hatte. Die Zeit allerdings schien hier nicht vorwärts, sondern

rückwärts zu gehen. Hier kamen keine Vorgesetzten vorüber, vor denen die Wache ins *Gewehr* treten und ihre Ehrenbezeugung erweisen mußte, hier gab es kein Leben und Treiben auf der Straße zu beobachten, hier erschienen keine *Ordonnanzen* oder *Zivilisten* mit Wünschen und Anfragen; kurz, hier herrschte die größte Einsamkeit.

Alle zwei Stunden ließ der Dicke seine Wache antreten und den Posten ablösen. Der kam dann nach kurzer Zeit mit der Meldung zurück: „Auf Posten nichts Neues,“ und eigentlich war die Meldung ganz überflüssig, denn von seinem Platz am Fenster aus konnte der Dicke die draußen auf und ab patrouillierende Schildwache, solange es noch hell war, ganz genau beobachten und wußte ebenso genau wie diese, daß sich nichts ereignet hatte.

Die Mannschaften der Wache spielten Skat. Trotz seines Widerwillens gegen alles, was Karten hieß, hätte der Dicke sich dieses Mal vielleicht doch an dem Spiel beteiligt, wenn die Disziplin und die Subordination, die immer aufrecht erhalten werden müssen, dies nicht verboten hätten. Dazu kam noch eins: der Zustand der Karten. Solche Wachtkarten vererben sich, wenn auch nicht gerade von *Generation* zu *Generation*, so doch von einem Jahrgang zum anderen, und da sie täglich stundenlang benutzt und dann nicht gerade mit sehr saubereren Händen angefaßt werden, kann die Phantasie sich ungefähr, aber auch nur ungefähr ausmalen, wie die Karten tatsächlich aussehen.

Die Leute spielten also Karten, der Dicke aber las und döste oder döste und las.

Für acht Uhr abends hatte er sich seinen Putzer bestellt, der ihm aus dem Kasino in einem Speisekorb das Essen bringen sollte.

Trotzdem der Dicke sich und seinen Magen sehr in der Gewalt hatte, fühlte er doch einen großen Hunger, als die Uhr acht schlug und sein Putzer noch nicht da war. Die Mannschaften aßen bereits; von ihrem mitgebrachten Kommißbrot schnitten sie sich dicke Scheiben ab, bestrichen sie mit Butter oder Margarine, belegten sie mit Speck und bissen mit einem Vergnügen hinein, daß es eine Lust war, es mitanzusehen.

Da mußte man schon hungrig werden, wenn man es gar nicht war, und der Dicke war es sehr.

Endlich, kurz nach halb neun, erschien der Putzer. „Ich habe so lange im Kasino warten müssen, Herr Einjähriger. Das Beefsteak wurde erst ganz frisch gebraten, und ehe das dann alles eingepackt und auf die verschlossenen Pötte mit warmem Wasser gesetzt war, damit mir die ganze Herrlichkeit unterwegs nicht wieder kalt werde, verging eben wieder viel Zeit.“

Er hatte während des Sprechens schon den Korb geöffnet und die Teller und Schüsseln auf den Tisch gestellt. „Sogar ganz frische Bratkartoffeln haben sie für den Herrn Einjährigen gemacht, und die Spiegeleier sind hier noch extra, und die anderen Herren Einjährigen lassen den Herrn Einjährigen auch vielmals grüßen, und der Herr Einjährige möchte auf das Wohl der Herren Einjährigen einmal trinken, und die Herren Einjährigen schicken dem Herrn Einjährigen hier eine feine Flasche Rotwein.“

Es war wirklich ein lukullisches Mahl, das dem Dicken da vorgesetzt wurde, und mit wahren Heißhunger setzte er sich an den Tisch.

„Hier ist die Serviette, Herr Einjähriger! Wir haben an alles gedacht, es fehlt nicht das geringste; hier ist sogar Pfeffer und Salz. Es ist alles da, und nun guten Appetit, Herr Einjähriger.“

„Danke,“ rief der Dicke, „um aber damit beginnen zu können, geben Sie mir, bitte, doch erst mal Messer und Gabel.“

Der Putzer, der sich auf einen Schemel gesetzt hatte, fuhr wie der Blitz in die Höhe. „Ich hol's sofort aus dem Korb, Herr Einjähriger.“

„Aber etwas flink,“ ermahnte der Dicke, „sonst wird ja das gute Essen kalt.“

„Einen Augenblick, Herr Einjähriger, nur einen Augenblick, es muß doch hier sein; ich habe es ganz genau gesehen, wie die Ordonnanz ein Besteck herausgenommen hat, und wir haben doch alles zusammen eingepackt; ich habe auch selbst noch mit dabei geholfen.“

Aber trotz alledem war es nicht zu finden.

„Sie sind mir ein schöner Nachtwächter!“ schalt der Dicke. „Alles packt ihr ein, sogar die überflüssigsten Sachen, wie ein Tischtuch und sogar den Zahnstocher! Alles ist da, nur die Hauptsache fehlt, Messer und Gabel — womit soll ich denn nun essen?“

Das war eine schwierige Frage und der Putzer mußte sich die Antwort erst lange überlegen, dann aber meinte er: „Mit den Fingern und mit dem Taschenmesser geht es schließlich auch.“

Der Dicke sah ein, es blieb ihm nichts anderes übrig. So hielt er denn mit den Fingern der linken Hand das Fleisch fest, während er mit seinem stumpfen Taschenmesser kleine Stücke abschchnitt, und diese führte er dann mit dem Zahnstocher, den er als Gabel benutzte, zum Mund.

„Ich komme mir vor wie ein Siouxindianer, der irgendein Wild erlegt hat und es nun mit Haut und Haar verschlingt,“ schalt er. „Bis ich auf diese Art und Weise das Essen verzehrt habe, ist alles eiskalt, und womöglich verderbe ich mir dann noch den Magen. Nur ein wahres Glück, daß ich hinterher wenigstens ein anständiges Glas Rotwein zu trinken habe.“

Aber als er sich das erste Glas vollgeschenkt und es auf einen Zug geleert hatte, schnitt er gleich darauf ein so entsetztes Gesicht und führte unwillkürlich einen solchen Tanz auf, daß seine Leute zum ersten Male seit langer Zeit doch wieder über ihn lachten.

„Zum Donnerwetter,“ schalt er seinen Putzer, „was haben Sie mir denn da anstatt des Weins mitgebracht? Das ist wohl Essig oder sonst irgend ein Gift? Das kann ja kein Mensch trinken.“

„Ich trinke alles, Herr Einjähriger,“ rief ein Mann der Wache, der bei dieser Gelegenheit billig zu einem Glas Wein zu kommen hoffte. Aber als er dann wirklich eins bekam und es zur Vorsicht vorher doch einmal an seine Nase führte, da setzte selbst der das Glas wieder auf den Tisch. „Nein, Herr Einjähriger, das ist mehr als Gift; das können wir nachher unseren Mitbewohnern vorsezen, aber für vernunftbegabte Lebewesen ist es nichts.“

Der Wein war derartig verdorben und gegoren, daß es keine Möglichkeit gab, ihn zu genießen.

„Ein ausgezeichnetes Abendessen,“ schalt der Dicke, der sich wirklich ärgerte. „Nichts zu essen und nichts zu trinken und dabei die angenehme Aussicht, vor morgen nachmittag auch nichts halbwegs Vernünftiges zu bekommen. Tun Sie mir den einzigen Gefallen, Michel, packen Sie die traurigen Überreste des Mahles zusammen und verschwinden Sie damit so schnell wie möglich.“

Und wenn Sie die Kameraden sehen, dann melden Sie ihnen, Sie hätten mich hier hungern sehen."

Michel packte alles wieder in den Korb. „Wenn man das alles so bedenkt, Herr Einjähriger, ist es doch wirklich sehr schade. Es hätte alles ganz anders sein können, denn wenn man ordentlich in ein schönes Beefsteak hineinbeißen kann — ich habe vorigen Sonntag mal eins gegessen, Herr Einjähriger — ich sage Ihnen, das hat geschmeckt! Ich werde wieder hungrig, wenn ich nur daran denke."

„Denken Sie gefälligst nicht daran!" rief der Dicke. „Wie kann man meinem hungrigen Magen von Genüssen erzählen, die er hätte haben können, wenn ihr nicht alle so dämlich gewesen wäret. So, nun marsch; fort mit Ihnen zur Kaserne, sonst kommen Sie noch zu spät."

Der Putzer trabte von dannen, nachdem er seinem Einjährigen noch eine angenehme Nachtruhe gewünscht hatte, und dieser nahm wieder sein Buch zur Hand und las, bis es elf Uhr war. Der Posten wurde abgelöst, dann legten sich alle auf die Pritsche, aber einer von ihnen mußte wach bleiben, denn niemals darf die ganze Wache schlafen.

Der Mann, der bis ein Uhr wachen sollte, wurde ausgelöst. Dann machten es sich die anderen auf der Pritsche bequem. An der Uniform durften sie sich indessen keine Erleichterungen gestatten; sie mußten umgeschnallt behalten und auch den Helm in nächster Nähe liegen haben, um ihn jederzeit, falls etwa der Offizier vom Ortsdienst kam, sofort aufsetzen zu können.

„Na, dann gute Nacht, Kinder," meinte der Dicke, „schlaf wohl, aber schlaft nicht zu fest, damit ihr gleich wach werdet, wenn jemand kommt."

Der Dicke wußte selbst nicht, wovon er so müde und schläfrig war. Nach kaum zehn Minuten schlief er schon ganz fest.

Aber mit einem Male war er wieder wach. Er hatte es ganz deutlich empfunden, daß jemand sein Gesicht berührte.

Er fuhr in die Höhe und sah sich erstaunt um. Der eine Mann der Wache saß am Tisch und las in seinem Buch, die anderen wälzten sich auf der Pritsche hin und her; es war also klar, daß die ihn nicht berührt haben konnten. Aber war das Ganze wirklich nur Einbildung gewesen?

Er knüllte von neuem sein Taschentuch, das ihm als Kopfkissen diente, zurecht und schob es sich unter den Hinterkopf. Dann legte er sich der Länge nach auf den Rücken, und wenig später war er wieder fest eingeschlafen.

Gleich darauf aber fuhr er von neuem in die Höhe. Irgend etwas Langes, Weiches hatte sein Gesicht berührt.

„Wetter nochmal, was ist denn das?“ schalt er.

Der Mann am Tisch drehte sich um und sah den Dicken freudestrahlend an. „Haben der Herr Einjährige es nun auch gemerkt?“

„Was soll ich gemerkt haben?“

„Daß das hier nicht ganz richtig ist — es spukt,“ meint er grinsend.

„Sie sind von Sinnen!“ schalt der Dicke. „Es gibt doch gar keinen Spuk!“

Der andere machte ein sehr pfiffiges Gesicht. „Das weiß ich auch, Herr Einjähriger, und dieser Spuk ist ja auch gar kein Spuk, das sind bloß Ratten.“

Mit einem Satz war der Dicke von seiner Pritsche herunter. „Was ist das hier?“

Der andere ließ sich nicht beirren. „Rattenviecher, Herr Einjähriger; das wimmelt hier ja davon. Bei Tage wagen sie sich nicht heraus, aber bei Nacht, wenn es still ist, dann kommen sie zu Dutzenden. Deswegen soll ja hier auch nächstens ein neues Wachthaus gebaut werden, denn alles, was man bisher gegen die Ratten unternommen hat, war vergebens.“

Der Dicke war nicht die Spur bange; was Angst war, wußte er gar nicht. Aber der Gedanke, daß ihm die Ratten, während er schlief, beständig über den Körper oder wie vorhin gar über das Gesicht laufen sollten, war ihm doch mehr als unsympathisch.

„Da wollen wir doch gleich mal eine Rattenjagd veranstalten,“ befahl er. „Ihr habt ja noch Speck in eurem Tornister; das haben die Tiere natürlich gewittert und sind deshalb jetzt so frech. Ich kaufe einem von euch seinen Vorrat ab; den legen wir hier offen hin, und jede Ratte, die sich nähert, wird mit dem Seitengewehr totgeschlagen oder einfach totgetreten.“

Aber die Leute widersprachen. „Das hat keinen Zweck, Herr Einjähriger; hier sind schon genug Jagden abgehalten worden.“

Die Tiere sind schlau; wenn sie merken, daß wir auf sie warten, dann kommen sie nicht zum Vorschein. Und ob wir wirklich ein halbes Dutzend totschiagen oder nicht, das hilft nicht viel."

Doch der Dicke bestand auf seinem Vorsatz. Hatte die Sache auch vielleicht keinen großen praktischen Nutzen, dann vertrieb er sich doch damit wenigstens etwas die Zeit, denn an ein Schlafen war für ihn nicht mehr zu denken. Die Mannschaften waren, wie sie sagten, schon daran gewöhnt, daß die Ratten kamen. Wurden sie zu frech, dann machten sie mit der Hand einfach eine abwehrende Bewegung, als wenn sie eine lästige Fliege verscheuchen wollten, aber weiter ließen sie sich dadurch nicht beirren.

„Wenn Sie nicht mitmachen wollen, dann gehe ich allein auf die Jagd," sagte der Dicke zu seinen Leuten. „Ich kann Ihnen natürlich nicht befehlen, Ihren Schlaf dem Sport zu opfern, denn Sie müssen ja nachher Posten stehen. Ich aber will mein Glück versuchen."

Er kaufte einem Mann die Hälfte seines Specks für ein paar Pfennige ab, legte ihn mitten in die Stube und mit dem Seitengewehr in der Hand setzte er sich auf den Rand seiner Pritsche.

Die Ratten konnten nun kommen — aber sie kamen nicht.

Der Kalfaktor, der vierte Mann der Wache, der nicht mit Posten steht, sondern die Wachtstube in Ordnung hält und die Botengänge besorgt, hatte sich dem Dicken angeschlossen. Er zog jetzt ebenfalls blank und saß dem Herrn Einjährigen auf einem Schemel erwartungsvoll gegenüber.

„Das Viehzeug ist vorsichtig," meinte der Kalfaktor, als das Warten ihm zu lange dauerte, „das hat oft mehr Verstand als unsereins. Na, vielleicht haben wir doch noch Glück."

„Vor allen Dingen wollen wir nun mal ganz still sein, denn wenn wir so laut sprechen, trauen sich die Tiere natürlich nicht hervor."

Zwischen ihnen auf der Diele lag ein großes Stück Speck, und voller Spannung blickten beide immer nur auf diese Lockspeise. Das müßte doch mehr als merkwürdig zugehen, wenn nicht wenigstens eine Ratte den Versuch machen sollte, den Köder zu erschnappen. Und plötzlich raschelte es wirklich. Aus einem Versteck heraus kam eine große fette Ratte; sie schlich sich langsam

heran, sah sich scheu um, schielte dann auf den Speck und lief schnell auf ihn zu.

Jetzt hatte sie die Lockspeise erreicht. Mit ihren scharfen Zähnen biß sie fest hinein und ließ es sich anscheinend gut schmecken.

Bis zu diesem Augenblick hatten der Dicke und der Kalfaktor unbeweglich da-

gesessen. Mit angehaltenem Atem hatten sie, das Seitengewehr in der Hand, jede Bewegung des Tieres verfolgt — nun war der Augenblick zum Handeln gekommen. Leise und vorsichtig erhoben beide den Arm, um das Tier nicht durch eine ungeschickte Bewegung zu verscheuchen — dann aber gaben sie sich mit einem Blick ge-



Sie ließen gleichzeitig das Seitengewehr niedersausen.

genseitig ein Zeichen, und a tempo ließen beide gleichzeitig das Seitengewehr niedersausen.

„Schwerenot noch einmal!“ Mit einem Schmerzensschrei sprang der Dicke in die Höhe. Das Seitengewehr des Kalfaktors hatte nicht die Ratte, sondern seine rechte Hand derartig getroffen, daß er sein Seitengewehr fallen ließ. Mit dem Speck zwischen den Zähnen lief das Tier jetzt davon.

Der einzige Verwundete in dem Rattenkrieg war der Dicke, der sich jetzt auf die Lippen biß, um seinen Schmerz nicht allzusehr

zu zeigen; aber er fuchtelte dabei doch wie wild mit der Hand in der Luft herum.

Der Kalfaktor war nicht minder außer Fassung geraten. Er hatte in seinem Jagdeifer so stark zugeschlagen, wie er nur irgend konnte. „Es tut mir wirklich leid, Herr Einjähriger,“ sagte er und versicherte, daß das seine Absicht nicht gewesen sei.

Aber so leicht war der Dicke trotz seiner sonstigen Gutmütigkeit jetzt denn doch nicht zu beruhigen. „Können Sie Unglücksmensch denn nicht zusehen, wo Sie hinschlagen? Da haut er mir fast die halbe Hand ab! Wenn Sie wenigstens auch noch die Ratte getroffen hätten, dann wäre das wenigstens doch noch ein Trost. Aber so — nun sitzt das Tier quietschvergnügt in seinem Loch und frißt hohnlachend meinen teuer bezahlten Speck auf.“

Daraus, daß der Dicke schon wieder scherzte, schloß der andere, daß der Schlag doch wohl nicht ganz so schlimm gewesen sein müsse. Als er aber dann die Hand des Dicken besah, der jetzt an den Tisch herantrat, auf dem die Lampe stand, bekam er doch einige Angst. Der ganze Handrücken war dick blutunterlaufen; es schien ein wahres Wunder, daß es keine ernste Verletzung gegeben hatte. Der Schlag mußte zum Glück vollständig flach getroffen haben.

Immerhin schwoll die Hand sehr rasch an, und mit einem Handtuch, das der Dicke in seinem Tornister bei sich hatte, machte er sich sofort kalte Umschläge.

Das stillte wenigstens nach und nach den Schmerz, wenn es auch eine weitere Anschwellung nicht verhindern konnte. Als der Dicke in das verzweifelte Gesicht des Kalfaktors sah, tat ihm der arme Mensch doch leid. „Na, weinen Sie nur nicht; schließlich habe ich selbst ja ebensoviel Schuld wie Sie. Wenn wir beide gleichzeitig darauf losschlagen, ist es ja eigentlich selbstverständlich, daß wir uns treffen müssen. Die Sache war recht schlau ausgedacht, aber leider sehr dumm ausgeführt.“

Der Kalfaktor bekam nun wieder Mut. „Es tut mir wirklich sehr leid, Herr Einjähriger, und wenn wir nun weiter jagen wollen —“ Aber der Dicke winkte ab. „Nein, ich danke; ich habe von der Geschichte wirklich mehr als genug, glaube auch kaum, daß ich das Seitengewehr noch halten könnte.“

Am nächsten Morgen zeigte sich die Hand so stark angeschwollen, daß er den Wachtrapport nicht schreiben konnte, sondern ihn von einem anderen Mann ausfüllen lassen mußte. Nicht einmal seinen Namen konnte er darunter setzen.

Das war eine sehr dumme Geschichte. Für einen Augenblick dachte er daran, sich auf dem Rapport krank zu melden; dann würden seine Vorgesetzten gleich wissen, warum er nicht selbst die Papiere ausfülle. Aber so stark die Hand auch schmerzte, seinen Dienst wollte er doch erst noch zu Ende tun.

Er gab daher dem Kalfaktor, der die Rapporte zur Kaserne trug, den Befehl, dort zu melden, daß er sich eine Verletzung der Hand zugezogen habe, die ihn am Schreiben hindere. Das Nähere wollte er dann später auf Befragen selbst erzählen; aber er hoffte, daß man ihn nicht fragen werde. Unter Umständen konnte man ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sich bis zu einem gewissen Grade selbst leichtsinnig in Gefahr begeben und sich durch eigene Schuld dienstuntauglich gemacht hatte, denn daß er mit der geschwollenen Hand wenigstens für die nächsten vierund-zwanzig Stunden keinen Dienst tun könne, das mußte er am Mittag einsehen, als die neue Wache kam, um ihn abzulösen. Es war ihm ganz unmöglich, einen Griff zu machen; vor dem Abmarsch mußte ihm das Gewehr auf die linke Schulter gelegt werden.

Als er mit seinen Leuten abrückte, sah er sich noch einmal nach dem Wachtlokal um. „An diese Wache,“ sagte er sich, „will ich denken, so lange ich Soldat bin, und wahrscheinlich auch noch viel länger. Hoffentlich sehe ich diesen trauten Winkel nie wieder, aber wenn doch, dann will ich mich lieber von den Ratten anagen lassen, als daß ich mich nochmals auf die Jagd gebe.“

Am Nachmittag war der Dicke dienstfrei, da seine Kompanie schoß und er die Bedingung, die erledigt werden sollte, bereits beim vorigen Male erfüllt hatte.

So ging er denn gleich auf die Revierstube, in der die Leichtkranken des Regiments behandelt werden, und ließ sich von dem dort anwesenden Lazarettgehilfen Umschläge verordnen; aber diese allein halfen auch nichts, und der Dicke mußte sich doch am nächsten Morgen, so schwer es ihm auch wurde, mit den anderen Kranken aus der Revierstube dem Assistenzarzt vorführen lassen.

In der Revierstube gibt es immer eine Menge Leute, die teils wirklich krank sind, teils es zu sein glauben. Die letzteren sind in der Mehrzahl, denn die Mannschaften sind oft wie die kleinen Kinder. Gerade weil sie durch den Dienst so gesund bleiben, fangen sie an zu klagen und zu jammern, wenn ihnen nur das mindeste wehtut, und fürchten dann immer sofort das Schlimmste.

Hin und wieder befinden sich unter den angeblich Kranken auch die sogenannten „Drückeberger“, die sich ein paar Tage vom Dienst freimachen wollen. Die haben dann nach alter Überlieferung stets Stiche in der Brust, denn die lassen sich nicht leicht feststellen und machen es notwendig, daß der Mann ein paar Tage beobachtet wird. Dann sitzen und liegen die faulen Brüder eine Zeitlang in der Revierstube herum und schlucken auch recht gehorsam die ihnen verordnete Medizin, denn wenn diese auch noch so schrecklich schmecken mag, behagt sie ihnen immer noch viel besser als der Dienst. Aber nur in den seltensten Fällen gelingt die beabsichtigte Täuschung; meistens wird der Schwindel sehr schnell entdeckt. Die Leute werden dann in der zartesten Weise entlassen und zur Kompanie zurückgeschickt, wo der Feldwebel noch ein kleines Extravergnügen für sie bereit hat, weil sie es wagten, sich ihrer Pflicht entziehen zu wollen.

Der Assistenzarzt machte anfangs ein sehr bedenkliches Gesicht, als er die Hand des Dicken sah; aber nachdem er sie erst genau untersucht und festgestellt hatte, daß alle Adern heil geblieben waren, vertröstete er ihn damit, daß bei richtiger Behandlung die Anschwellung in vier bis fünf Tagen behoben sein werde.

Zu seiner Freude brauchte der Dicke sich nicht krank zu melden, sondern er bekam nur „Schonung“ verordnet, das heißt er war für einige Tage von jedem Dienst befreit, brauchte sich aber trotzdem nicht im Revier und noch weniger im Lazarett aufzuhalten. Aber langweilig war die Zeit doch, denn da der Dicke mit seiner kranken Hand keine Ehrenbezeugungen erweisen konnte, durfte er natürlich auch nicht auf die Straße gehen, sondern mußte zu Hause sitzen. Selbstverständlich leisteten die Kameraden ihm Gesellschaft, soviel sie es nur konnten. Die beiden kleinen Zimmer, die der Dicke bewohnte, waren während dieser Zeit zumeist so voll von Besuchern, daß die Stühle nicht reichten und ein Teil

der Gäste auf dem Bett sitzen und liegen mußte. Ja, Bellmann hatte sich sogar einmal, weil er sonst keinen Platz mehr fand, mit einem Kopfkissen bewaffnet, unter das Bett gelegt und sich von dort aus an der Unterhaltung beteiligt; aber schließlich war er doch wieder hervorgekrochen, weil für ihn als Musiker, wie er sagte, die Akustik da unten zu schlecht sei.

Der Dicke war froh, als er sich nach Verlauf von fünf Tagen wieder zum Dienst melden konnte. Da erst erfuhr sein Hauptmann, der auf Jagdurlaub gewesen war, was seinem Einjährigen gefehlt hatte, und wie er zu seiner Verwundung gekommen war. Er lachte herzlich über die Rattenjagd und gab dem Dicken den Beinamen „der Rattenkönig“. Aber dieser Name blieb nicht haften. Der Dicke war und blieb nun einmal der „Dicke“, obgleich er sein Körpergewicht schon seit geraumer Zeit auf eine durchaus normale Grenze heruntergehungert und heruntergeschwitzt hatte.

Im Barackenlager. — Verkehr mit anderen Waffengattungen. — Scharfschießen. — Zu Uneroffizieren befördert. — Auf Kammer. 

Man stand am Vorabend großer Ereignisse. In der nächsten Woche sollte das Regiment nach dem großen Truppenübungsplatz, dem sogenannten Barackenlager, ausrücken, um dort das Gefechtsschießen mit den scharfen Patronen abzuhalten. Da gab es alle Hände voll zu tun, und wie Sergeant Bülle sehr richtig sagte, „vor lauter Dienst kam man eigentlich gar nicht dazu, Dienst zu tun“. Aus dem Exerzieren und dem Felddienst wurde in dieser Zeit sehr wenig, es gab nur Appelle, immer und immer wieder Appelle.

Die Korporalschaftsführer wußten kaum noch, wo ihnen der Kopf stand, und kamen gar nicht mehr aus der Kaserne heraus, die Einjährigen am allerwenigsten, denn für sie stand viel, wenn nicht alles auf dem Spiel. Nach der Rückkehr aus dem Lager sollte es sich entscheiden, wer von ihnen die Unteroffizierstressen erhielt. Den Ehrgeiz, Unteroffizier zu werden, hatte natürlich jeder, denn wer jetzt nicht befördert wurde, durfte nicht hoffen, Reserveoffizier zu werden. Da galt es jetzt, als Korporalschaftsführer, beim Ausrücken in das Lager doppelt und dreifach seine

Pflicht zu tun, damit man sich nicht irgendwie einen Tadel zuzog und dadurch vielleicht noch im letzten Augenblick von der Beförderung ausgeschlossen wurde.

Und doch hatten die Einjährigen im stillen sogar die Hoffnung gehegt, sie könnten vor dem Ausrücken vielleicht noch ein paar Tage auf Urlaub fahren!

„Sie kennen wohl das p.p.c.“ (pour prendre congé, um Abschied zu nehmen), neckte Sergeant Bülle sie, als sie ihm einmal ihre geheimen Wünsche mitteilten. „Was das eigentlich bedeutet, weiß ich nicht, aber ich kann es mir so ungefähr denken, und daher sage ich Ihnen gleich, daß es mit den p.p.c.-en jetzt essigsaurer Tonerde ist. Sie haben übrigens schon so viel Urlaub gehabt, daß Sie eigentlich mehr bei Muttern als auf dem Kasernenhof waren.“

Das letztere war nun wieder einmal eine jener Übertreibungen, in denen Sergeant Bülle groß war, aber immerhin mußten die Einjährigen zugeben, daß sie wirklich reichlich Urlaub erhalten hatten. Nicht nur zu Weihnachten, sondern auch zu Ostern und Pfingsten waren sie fort gewesen, und wenn zwischendurch einer von ihnen aus irgendeiner besonderen Veranlassung den Wunsch geäußert hatte, für ein paar Tage nach Hause zu fahren, so war ihm das, wenn der Dienst es erlaubte, stets gestattet worden, denn da die Vorgesetzten sahen, daß alle Einjährigen sich dienstlich die größte Mühe gaben, waren sie gern bereit, sie dafür auch zu belohnen. Fritz und Karl hatten in der Zwischenzeit auch einmal die Freude gehabt, ihre Eltern bei sich zu sehen. Sie waren gemeinsam über Sonnabend und Sonntag hergekommen, hatten sich von ihren Söhnen alles zeigen, sich sogar in die Kaserne hinein-führen lassen, und nur zu schnell waren die wenigen Stunden des frohen Zusammenseins verflossen. Und wie wurden Fritz und Karl von allen Kameraden um diesen Besuch beneidet! Hätte doch ein jeder gern einmal seine Eltern hier gehabt, um ihnen zeigen zu können: hier wohne ich, so lebe ich, dies hier ist nun meine Welt. Denn wenn sie auch fleißig nach Haus schrieben und alles ausführlich zu schildern versuchten, ein ganz getreues Bild erhielten ihre Angehörigen dadurch doch nicht.

Aber so gern die Einjährigen auch jetzt auf Urlaub gegangen wären, sie mußten es einsehen, daß es unmöglich sein konnte;

die Vorgesetzten würden sie überhaupt nicht verstanden haben, wie sie nur auf den Gedanken kommen könnten, jetzt so etwas zu erbitten. So vergruben sie denn ihre Wünsche, stürzten sich mit dem größten Diensteifer auf die sechsten Hosen und Röcke ihrer Mannschaften und sorgten dafür, daß diese, soweit es ging, tadellos in Ordnung waren. Auch sonst gab es viel zu tun, denn dieses Mal wurde nicht nur der Tornister gepackt. Von den Kompaniekammern wurden Sachen über Sachen ausgegeben und in große Kisten verschlossen, denn wenn ein Regiment von etwa tausend Mann für drei Wochen ausrückt, dann gibt es viel mitzunehmen, da es sonst leicht geschehen kann, daß der eine oder der andere keinen Rock oder keine Hose anzuziehen hat, oder womöglich mit bloßem Kopf umherrennt.

Die Einjährigen mußten packen. Sie hatten die Erlaubnis erhalten, einen Koffer mitzunehmen, wurden aber zugleich ermahnt, nur das Allernotwendigste mit sich zu führen.

Aber schon das Allernotwendigste war nach ihrer Meinung doch schon eine ansehnliche Menge. Es gab ja viele Dinge, die man unbedingt brauchte, und noch mehr Sachen, die man gerne bei sich hatte.

Als nun aber eines Nachmittags die Koffer abgeholt wurden, um bereits am Abend verladen zu werden, da am anderen Morgen in aller Frühe das Regiment abrücken sollte, gab es auf seiten der Feldweibel eine beinahe ausgelassene Heiterkeit.

„Sie denken wohl, Einjähriger Köhler,“ neckte ihn dessen Kompaniemutter, „daß Sie die Primaballerina oder die Prima-donna von der Hofoper sind, oder einer von den neuen berühmten Tenören mit dem Hohen C in der Kehle, die immer in Begleitung von mehreren Personen reisen, damit die alle aufpassen, daß dem hohen C nichts passiert? Wenn solche Leute mit einem derartigen amerikanischen Riesenkoffer ankommen, der ja beinahe so groß wie ein Wolkenkratzer ist, dann will ich mir das gefallen lassen, aber auch nur deshalb, weil mich das nichts angeht. Aber wenn ein Einjährig-Freiwilliger mit solchem Riesengepäck erscheint —“

„Aber, Herr Feldweibel,“ verteidigte Fritz sich, „ich bitte Sie, der Koffer ist doch sehr klein, nur ein Handkoffer.“

„Was man so einen Handkoffer nennt,“ meinte der andere gelassen. „Es gibt bekanntlich auch sogenannte Taschenlexika, die so heißen und doch so groß sind, daß sie in keine Westentasche gehen. So, und nun machen Sie mal Ihren Koffer auf und zeigen Sie, was Sie alles drin haben.“

Fritz gehorchte, und die Inspektion begann.

„Sieh mal an,“ sagte der Feldwebel, „viermal Unterzeug! Unsinn — zwei Unterzeuge sind reichlich genug. Dreißig Taschentücher — ist die Möglichkeit! — nehmen Sie zehn mit und lassen Sie nach Bedarf draußen waschen. Sechs Hemden? Die Hälfte ist auch genug.“

So ging das weiter und weiter; das Gepäck schrumpfte immer mehr zusammen, bis schließlich fast nichts übrig blieb. Das Ergebnis der strengen Prüfung war, daß die Sachen von Fritz und Karl nicht mehr zwei Koffer füllten, sondern in einem zusammengepackt wurden. Der Feldwebel strahlte, daß ihm das Kunststück gelungen war, denn er wußte, daß die höheren Vorgesetzten schelten würden, wenn die Kompanien zu viel Gepäck mitnahmen.

Weniger erfreut waren Fritz und Karl, aber sie trösteten sich, als die Kameraden ihnen am Abend im Kasino erzählten, daß es ihnen ebenso gegangen sei. Als Bellmann mit seinem Koffer erschienen war, hatte ihn sein Feldwebel gefragt: „Ach so, da haben Sie wohl gleich Ihr Klavier drin eingepackt?“ Und doch war der Koffer nach Bellmanns Behauptung auch nur eine große Handtasche gewesen.

Man nahm Abschied vom Kasino, das man für einige Wochen nicht wiedersehen würde. Dann ging man früh schlafen, denn am nächsten Morgen sollte der Extrazug, der das Regiment in das Barackenlager führte, um sechs Uhr abfahren. Mittags um zwölf Uhr sollte die Ankunft erfolgen.

Wenn ein Zivilist auf Reisen geht, richtet er sich mit dem Aufstehen so ein, daß er vielleicht eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges da ist, um sich einen guten Platz belegen zu können. Beim Militär ist es aber ganz anders.

Um sechs Uhr sollte der Zug abfahren. Um halb sechs mußten die Truppen auf dem Bahnhof bereitstehen, um verladen zu werden, um fünf Uhr sollte der Abmarsch vom Kasernenhof er-

folgen, um halb fünf traten die Kompanien an; da hieß es also um halb vier aufstehen.

Trotz des Sommertages war es beinahe noch dunkel, als Mutter Krause am nächsten Morgen Fritz und Karl weckte. Sie sprangen sofort aus dem Bett, denn wie vieles andere hatten sie beim Militär auch das schnelle Aufstehen gelernt. Das Herumliegen im Bett mit offenen Augen, die berühmten fünf Minuten, die man sich noch gönnt, ehe man die Decken von sich wirft, hatten sie sich schon längst abgewöhnt, denn man schläft nur zu leicht wieder ein.

So machten sie denn schnell Toilette, und als sie dann in das Zimmer nebenan traten, stand dort schon das Frühstück bereit. Mutter Krause setzte sich zu ihnen und hielt ihnen eine Abschiedsrede. „Ich müßte mir ja eigentlich wünschen, daß es Ihnen recht schlecht gehe, damit Sie einsehen, wie gut Sie es bei mir haben. Aber ich will nicht so sein und wünsche Ihnen das Beste. Und wenn Sie Zeit und Lust haben, so schreiben Sie mir mal 'ne Ansichtskarte, obgleich ich die Karten, die es dort gibt, natürlich schon alle habe, denn ich bekomme ja alle Jahre welche. Na, schön ist die Gegend gerade nicht. Aber die Hauptsache ist ja auch, daß Sie da Platz für Ihr Gefechtschießen haben, und den haben Sie da. Mein seliger Mann pflegte immer zu sagen: ‚Wenn man einen Begriff davon bekommen will, wie groß Deutschland ist, dann braucht man nur mal auf den Übungsplatz zu gehen.‘“

„Da können wir uns also ordentlich auslaufen,“ meinte Karl, „und brauchen nicht wie auf dem Exerzierplatz alle halbe Stunde kehrt zu machen, weil wir am Ende der Welt angelangt sind.“

„Das brauchen Sie da nicht zu fürchten; nach dem, was ich mir habe sagen lassen, hat der Platz überhaupt kein Ende. Ich meine natürlich, was man so kein Ende nennt,“ setzte sie hinzu, als Fritz und Karl über ihren unbeabsichtigten Scherz lachten, „und anstatt zu lachen, sollten Sie lieber noch schnell eine Tasse Kaffee trinken und ordentlich was essen; das ist viel gesünder.“

Mit herzlichen Händedruck nahmen sie von Mutter Krause Abschied. Die war wirklich beinahe gerührt. „So geht es mir nun jedes Jahr. Heimlich freue ich mich immer auf die Zeit, da meine Einjährigen fortgehen, denn dann kann ich alte Frau auch mal

ausruhen und habe etwas Zeit, mich zu erholen. Aber wenn es endlich so weit ist, dann tut es mir doch immer wieder leid."

„Na, weinen Sie nur nicht, Mutter Krause," sagte Karl und legte seine Hand auf ihre Schulter, „wir kommen ja bald wieder."

„Dann bleiben Sie ein paar Wochen hier, gehen wieder weg, ins Manöver, und dann gehen Sie ganz fort."

Mutter Krause zerdrückte in ihren Augen wirklich eine richtige Träne.

„Na, so weit sind wir ja noch lange nicht," beruhigte Fritz sie, „und wenn es erst so weit ist, dann sind Sie vielleicht sehr froh, daß Sie uns los sind," versuchte er zu scherzen. „Wer weiß, was für brave Knaben im nächsten Jahr zu Ihnen kommen. Aber es kann nichts helfen. Geben Sie uns noch mal die Hand; es ist die höchste Zeit, wir müssen fort. Auf Wiedersehen, Mutter Krause!"

Die beiden Einjährigen eilten schnell zur Kaserne. Dort fanden sie die meisten Leute schon feldmarschmäßig angezogen in der Stube vor, so daß das Ausrücken sofort erfolgen konnte, als es befohlen wurde.

Mit dem Glockenschlag wurde abmarschiert, die Musik voran. Unter den Klängen des Liedes: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus" ging es durch die Straßen der Stadt.

Nicht auf dem Personen-, sondern auf dem Güterbahnhof stand der endlos lange, mit zwei Lokomotiven bespannte Extrazug bereit. Die Leute waren schon auf dem Kasernenhof waggonweise eingeteilt worden. Flink stellte sich immer eine Sektion von zehn Mann neben eine der offenen Türen. Auf das Kommando: „Einsteigen!" nahmen je fünf Mann auf jeder Bank Platz, den Helm auf dem Kopf, das Gewehr zwischen den Knien, den Tornister unter die Bank geschoben.

Die Einjährigen fuhren nicht zusammen in einem Abteil, sondern kompanieweise mit ihren Unteroffizieren.

Schon lange vor Abgang des Zuges hatten alle ihre Plätze eingenommen, aber trotzdem konnte die Abfahrt nicht pünktlich erfolgen. Das lag daran, daß die beiden Pferde des einen Majors sich dagegen sträubten, verladen zu werden. Die Gäule schlugen vorn und hinten aus und waren weder mit Güte noch mit Strenge zu bewegen, den Viehwagen zu betreten.

„Wir müssen abfahren, Herr Oberst,“ mahnte der Bahnbeamte. „Bleiben wir noch lange hier, dann ist die Strecke nachher nicht mehr frei. Es könnte dann geschehen, daß der Extrazug unterwegs vielleicht eine Stunde oder noch länger auf offenem Felde liegen bleiben muß.“

„Das wäre eine schöne Geschichte,“ schalt der Kommandeur. Dann wandte er sich an den Major: „Sorgen Sie doch endlich dafür, daß die Gäule in den Wagen kommen.“

Der rang beinahe die Hände. „Ich weiß nicht, was über Nacht in die Tiere hineingefahren ist; sie gehen sonst ohne das geringste Sträuben in den Waggon.“

„Na, ich werde mal selbst die Sache in die Hand nehmen.“ Mit schnellen Schritten näherte sich der Oberst dem Viehwagen und rief dort dem Burschen energisch zu: „Zum Donnerwetter, jetzt aber mal vorwärts!“

Diese Worte machten nicht nur auf die Soldaten, sondern anscheinend auch auf die Pferde Eindruck, denn ebenso plötzlich, wie die Tiere ihre Mucken bekommen hatten, gaben sie sie jetzt wieder auf und liefen schnell in den Wagen.

„Selbst die Pferde gehorchen Ihnen aufs Wort,“ rief der Major, und der Oberst lachte lustig auf. „Wenigstens



„Na, weinen Sie nur nicht, Mutter Krause!“

sah es so aus. Aber nun wollen wir machen, daß wir weiterkommen."

Langsam setzte der Zug sich in Bewegung, und ebenso langsam fuhr er seinem Ziel entgegen. Militärzüge sind keine Schnellzüge; der Personen- und Güterverkehr darf durch sie im Frieden nicht gehindert werden. Daher müssen sie sehr langsam fahren und auch oft halt machen, daß das Geleise für die anderen Züge frei bleibt.

Stunde auf Stunde verrann in tödlichster Langeweile. Die Unterhaltung war schon längst verstummt. So gut es jeder konnte, lehnte er sich gegen die Wand und versuchte zu schlafen, aber es blieb immer bei dem Vorsatz. Denn irgendeiner fing im letzten Augenblick doch wieder an zu sprechen, und wenn er auch nur darüber klagte, daß er nicht schlafen konnte.

Unwillkürlich mußten die Einjährigen während der langen Fahrt daran denken, wie ihr Truppenteil im letzten Feldzug an die Grenze befördert worden war. In der Regimentsgeschichte hatten sie davon gelesen und in der Instruktionsstunde noch näheres darüber erfahren. Da hatte die Truppe sechs Tage und fünf Nächte in der Bahn gesessen und durch den Mangel an Bewegung und von dem langen Stillsitzen hatten die meisten Leute geschwollene Füße und Beine bekommen. Die ganze Blutzirkulation hatte gestockt, und als sie endlich am Ziele ankamen, waren sie so steif und matt, daß sie nicht gehen noch stehen konnten. Man hatte geglaubt, man würde tagelang Ruhe brauchen, um wieder marschfähig zu werden. Aber als sie den Zug verließen, erwartete sie auch bereits ein Befehl. In der Entfernung von etwa fünfzehn Kilometer war ein Gefecht im Gange; das Regiment sollte im Geschwindigkeitsschritt heranrücken, um sofort in den Kampf einzugreifen.

Fünfzehn Kilometer Geschwindmarsch — jetzt, wo man kaum die Füße aufsetzen konnte.

Unmöglich, hatten alle gedacht; in jedem Gesicht war es zu lesen gewesen.

Da hatte der Oberst sich an seine Leute gewandt und mit klarer und deutlicher Stimme gerufen: „Leute, es muß gehen, es muß!“

Und es war gegangen, trotz alledem! Waren auch viele als

marode und krank unterwegs liegen geblieben, der größte Teil des Regiments war gerade noch rechtzeitig genug auf dem Kampfplatz eingetroffen, um den Sieg an unsere Fahnen zu heften.

Man kann eben viel, wenn man will und muß; das haben unsere braven deutschen Truppen damals und auch später aller Welt bewiesen.

Im Gedanken daran schalten sich die Einjährigen, daß sie wegen der langsamen Fahrt jetzt unzufrieden waren. Wie gut hatten sie es doch im Vergleich zu den anderen; wenn sie am Ziele anlangten, würde alles zu ihrem Empfang bereit sein.

Allerdings ganz so, wie sie ihn sich dachten, war er doch nicht. Denn als man endlich mit anderthalb Stunden Verspätung auf dem Bahnhof eintraf, waren die Quartiermacher nicht gleich zur Stelle, da die Ankunft des Zuges für noch später gemeldet war, und als sie endlich eintrafen, dauerte es noch geraume Weile, bis jeder wußte, in welcher Baracke er unterkam.

Ein solches Lager gleicht beinahe einer kleinen Stadt, denn zwischen den einzelnen Baracken gibt es sogar Straßen, die bestimmte Namen führen, und selbst kleine freie Plätze und Anlagen sind vorhanden. Jede Baracke trägt eine Nummer, und diese Zahl ist das einzige, wodurch sie sich von den anderen unterscheidet; sonst gleichen sie sich aufs Haar.

Fritz und Karl lagen zusammen in Baracke 78, und für diese Zeit wohnten sie auch wieder mit den Mannschaften zusammen. In früheren Jahren hatten die Einjährigen die Erlaubnis gehabt, in dem Hotel zur Heerstraße, in dem sie auch essen würden, sich ein Zimmer zu mieten. Aber da waren Ausschreitungen und Unpünktlichkeiten vorgekommen, die von seiten des Generalkommandos den Befehl zur Folge hatten, daß die Einjährigen ein für allemal mit in die Baracke zögen.

In dienstlicher Hinsicht war das sehr gut; sie hatten so ihre Korporalschaft beständig unter den Augen. Aber wie sah die Stube aus! Der ohnedies kleine Raum war aufs höchste ausgenutzt und mit den schönen, hellen, großen Kasernenstuben nicht zu vergleichen. Einer stieß sich immer gegen den anderen, die wenigen Möbel und die Waschoiletten waren mehr als abgenutzt; alles machte einen äußerst primitiven Eindruck.

Aber was die Mannschaften ertrugen, würden auch die Einjährigen ertragen können. So hatten sie sehr schnell den Kopf wieder oben.

Wenig später trafen sich die Einjährigen zum Mittagessen. Wenn das nun auch nicht annähernd so gut war wie in ihrem eigenen Kasino, so fühlten sie sich in den hübschen Räumen doch bald sehr wohl, und das Gefühl der Kameradschaft ließ sie alles mit sorglosen Augen sehen.

In dienstlicher Hinsicht war das Leben hier lange nicht so anstrengend, wie sie es geglaubt hatten. Ein Teil des Regiments war beständig zum Schießen draußen, der andere Teil exerzierte oder hatte Felddienst.

Und Mutter Krause hatte recht. Groß war der Platz, viele behaupteten sogar, er wäre noch größer. Er hatte eine Ausdehnung von vielen Kilometern, und selbst wenn mehrere Truppenteile gleichzeitig auf dem Platz exerzierten, kamen sie sich gegenseitig gar nichts in Gehege.

Das interessanteste war natürlich das Schießen mit der scharfen Munition. Es wurde selbstverständlich auch hier gegen Scheiben gefeuert, aber es war doch etwas ganz anderes als auf dem Scheibenstand,

Zuerst wurde in Gruppen geschossen, dann in Zügen und schließlich in Kompanien.

Die Offiziere erhielten einen Auftrag genau wie bei der Felddienstübung. Es galt dann, entweder eine Stellung zu verteidigen oder einen bestimmten Geländeabschnitt in Besitz zu nehmen.

Die Kompanie von Fritz und Karl hatte heute einen Angriffsbefehl. Mit Sicherheitsmaßregeln ging's im Gelände vor. Die Spitze machte die Augen weit auf, denn jeden Augenblick konnten die Scheiben, die den Gegner darstellten, hochgeklappt werden.

Und mit einem Male hieß es: „Achtung! Geradeaus liegen die Schützen.“

In einer Entfernung von etwa achthundert Meter vor ihnen tauchten plötzlich zahlreiche Kopfscheiben auf, die im Gelände kaum sichtbar waren.

Sofort erfolgte der Befehl zum Aufmarsch. Die Züge

schwärmten aus, und das Feuergefecht wurde eröffnet. Da galt es für die Truppenführer, streng darauf zu achten, daß die Leute ihre Munition nicht verschwendeten und nicht blindlings darauf los knallten, sondern genau zielten.

„Langsamer feuern!“ hieß es auch jetzt wieder. Plötzlich tauchten hinter den Kopfscheiben ganze Figuren auf, die auf Schlitten vorwärts gezogen wurden. Kaum waren sie sichtbar, wurden auch sie beschossen. Ein Zug feuerte wie zuvor auf die Kopfscheiben, die beiden anderen eröffneten ein Schnellfeuer gegen die ganzen Figuren, bis diese nach wenigen Minuten wieder verschwanden.

„Geradeaus, auf das alte Ziel weiterfeuern!“ kam das Kommando. Aber kaum hatten die Leute dieses wieder aufs Korn genommen, da ertönte plötzlich der Ruf: „Achtung, rechts Kavallerie!“

Hinter einer Waldparzelle hervor tauchten plötzlich Kavalleriescheiben auf, und nun mußten diese von zwei Zügen unter Feuer genommen werden.

Endlich verschwand das letzte Ziel. Die Munition, welche die Kompanie zur Verfügung gehabt hatte, war erschöpft. Nun hieß es, die Anzahl der Treffer festzustellen.

Man sagt, in einem Feldzug werde auf jeden Mann, bevor man ihn treffe, im Durchschnitt so viel Blei verfeuert, als der Mann an Körpergewicht habe. Man erzählt sich das zum Beispiel noch vom Kriege 1866, aber das Jahr 1870 brachte schon andere Trefferfolge, und unser neues Repetiergewehr wird, falls es einmal wieder zum Kriege kommen sollte, zeigen, daß die obige Behauptung nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, wenn gleich im Ernstfall die Anzahl der Treffer natürlich nicht halb so groß sein kann, wie beim Übungsschießen. da hier die Hauptsache, daß man den Schuß abgibt, während man selbst beschossen wird, natürlich wegfällt.

Von der Wirkung unserer modernen Geschosse, von ihrer Durchschlagskraft und Geschwindigkeit bekamen die Einjährigen einen Begriff, als sie zum ersten Male in der Anzeigerdeckung saßen, um von dort aus auf ein gegebenes Zeichen die Scheiben aufzurichten, wieder verschwinden zu lassen und dann hinterher die Treffer festzustellen.

Sie waren tief in die Erde eingegraben, so tief, daß jede Möglichkeit, getroffen zu werden, ausgeschlossen war. Durch eine Spiegelvorrichtung konnten sie genau das Vorgehen der feuernden Schützen beobachten und zugleich erkennen, wann das Zeichen für das Erscheinen ihres Zieles, das sie bedienten, gegeben wurde.

War das aber hochgeklappt, dann wurde nicht nur den Mannschaften, sondern auch den Einjährigen zuerst sonderbar zumute. Rechts und links von ihnen und über sie hinweg sausten und piffen die Geschosse: hui — hui! Es hörte sich an, als wenn man mit einer dünnen Gerte sausend die Luft durchschneidet: hui — hui — huiiiiiiii! Manchmal war es auch, als schwärme eine Unmenge von Brummern in ihrer nächsten Nähe herum.

Wenn man, in der Scheibengrube liegend, die Geschosse über sich brausen hört, die Tod und Verderben bringen, dachte man unwillkürlich an den Krieg.

Denn wo die Kugeln hintreffen, da wächst kein Gras mehr. Das sahen die Einjährigen, wenn sie dann später aus der Versenkung krochen und die Treffer zählten. Auf den Scheiben war Loch an Loch. Wo zwei oder drei Kugeln gleichzeitig eingeschlagen hatten, war die Scheibe zerrissen, das Holz zersplittert; große Fetzen Leinwand hingen an ihr herunter.

Da lernten sie die Schrecken des Krieges kennen, zugleich aber auch von neuem das stolze Gefühl der Auszeichnung, Angehörige einer Armee zu sein, deren Kriegsbereitschaft dem Vaterland den Frieden sichert.

Gleichzeitig mit dem Infanterieregiment lag auch ein Artillerieregiment im Barackenlager. In Anwesenheit höherer Vorgesetzter fand eines Morgens eine Übung mit gemischten Waffen, Infanterie und Artillerie zusammen, statt.

Vollständig wie im Kriege bewegte sich die lange Marschkolonne auf der Landstraße vorwärts, bis dann die Scheiben auftauchten.

Die Infanterie schwärmte aus, die Artillerie erhielt den Befehl zum Auffahren. Der Regimentskommandeur jagte mit seinem Trompeter voran, die Geschütze hinterher. Von sechs kräftigen Pferden gezogen, ging es im Galopp über Stock und Stein, hinein in den Graben, hinüber über den hohen Wall, auf

der anderen Seite wieder hinein in den Graben und wieder heraus. Und dann geradeaus in Karriere vorwärts.

„Batterie — halt! — Abprotzen!“

Die Geschütze wurden von den Protzkasten losgehakt und von den Artilleristen in die Stellung geschoben.

„Erstes Geschütz — Feuer!“

Über die Köpfe der Infanterie hinweg, die vorne den Gegner bereits unter Feuer genommen hatte, sausten die Granaten, um dann am Ziel zu explodieren. Die Granatsplitter flogen in der Luft herum, die Scheiben zertrümmernd und zerfetzend; die Schrapnellkugeln ergossen sich wie ein Hagelwetter über die sichtbar werdenden Kavalleriescheiben, und zwischendurch zischten und fauchten die Geschosse der Infanterie.

Das war wirklich grausig schön, aber mitten in die gehobene Stimmung, die dadurch hervorgerufen wurde, ertönte das Signal: „Avancieren!“

Die Artillerie protzte auf und jagte in Karriere vorwärts, um in eine neue Stellung einzurücken. Die Signalhörner schmetterten, die Pferde stampften, die Kommandos ertönten. Vorwärts ging es, immer näher an die Scheiben.

Plötzlich wurde wieder halt gemacht.

Von neuem dröhnten die Kanonen, die Granaten krachten und knatterten, die Kugeln pfffen durch die Luft — eine wahre Kriegsstimmung war über die schießenden Abteilungen gekommen.

Dann machte das Signal „Halt!“ der Übung ein Ende — die Enttäuschung war auf allen Gesichtern zu lesen; sie hätten noch stundenlang so kämpfen mögen.

Dann ging es dem Barackenlager wieder entgegen, und nun sahen und merkten sie erst, wie weit sie sich im Laufe des Vormittags davon entfernt hatten. Der Sinn für Zeit und Raum war ihnen ganz entschwunden; das wurde ihnen erst jetzt klar, als sich ihnen hinten in weiter Ferne die äußeren Umrisse des Lagers zeigten.

In langer Marschkolonne ging es zurück, die Truppen jetzt wieder einzeln für sich, die Artillerie im leichten Trab, die Infanterie langsam Schritt für Schritt, sich den Weg durch den teils sehr tiefen Sand bahnend. Erleichtert atmeten die Leute auf,

wenn sie zwischendurch einmal eine Stelle erreichten, die mit einer dünnen Grasschicht bedeckt war.

Endlos dehnte sich vor ihnen der Platz, aber das Gespräch über die soeben beendete Übung, über die Eindrücke, die sie gewonnen hatten, das stolze Gefühl, gute Resultate erschossen zu haben, kürzte ihnen allen Zeit und Weg.

Am Ziel harrete ihrer eine Überraschung. Zu Ehren der hohen Vorgesetzten spielte am Nachmittag die Regimentsmusik im Freien — die Stunde war dienstfrei. Alle drängten sie heran, um dem Konzert zu lauschen; ja, viele von den Leuten umfaßten sich gegenseitig und drehten sich im Tanze.

So bot das Leben im Barackenlager doch Zerstreungen und Abwechslung genug.

Am ersten Sonntag war großer Festgottesdienst. In der Garnison wurden die Kompanien wenigstens alle drei Wochen in die Kirche geführt. Damit sie auch hier im Lager das Wort Gottes nicht entbehrten, war der Militäroberpfarrer aus seiner Garnison gekommen.

Draußen am Eingang zu dem großen Schießplatz war der Altar errichtet, um ihn herum militärische Emblem gruppiert, die Instrumente der Spielleute und Gewehrpyramden.

In einem offenen Viereck nahmen die Leute Aufstellung. Über den weiten Platz hin ertönte der Gesang des Chorals, von der Musikkapelle begleitet, dann sprach der Geistliche zu ihnen allen in einfachen, schlichten Worten, und ein gemeinsamer Gesang beendete die erhebende Feier.

Der Sonntagnachmittag brachte Besuch. Aus den umliegenden Ortschaften kamen viele Leute herbeigeströmt, jung und alt, zu Wagen und zu Pferde, zu Fuß und zu Rad. Die Regimentsmusik spielte in den Anlagen, es wurde getanzt und manche Bekanntschaften zwischen den Mannschaften und den Zivilisten geschlossen. Man sang und lachte und scherzte, bis beim Eintritt der Dunkelheit die Besucher das Lager verlassen mußten. Es war nicht leicht, die Leute fortzubringen. Patrouillen gingen auf und ab und drängten alle zurück, die doch noch zwischen den Baracken herumstanden. Für heute war es genug; am nächsten Sonntag durften sie wiederkommen, eher nicht, denn die Wochentage gehörten dem Dienst.

Über Sonnabend und Sonntag konnten die Leute auch Urlaub bekommen, ebenso wie die Offiziere, die meistens für diese Zeit in die Garnison zurückfahren, denn dieselbe Strecke, die sie neulich in vielstündiger Bummelfahrt zurückgelegt hatten, durcheilte der Schnellzug in reichlich zwei Stunden.

Auch den Einjährigen wurde gesagt, daß sie Urlaub erhalten könnten, und so beschlossen sie, am nächsten Sonntag davon Gebrauch zu machen. Aber sie wollten nicht in die Garnison fahren, sondern die Gelegenheit benutzen, um mit der Bahn einen gemeinsamen Ausflug in eine benachbarte Stadt zu machen, die allen fremd war, und die sich einmal anzusehen sehr lohnend sein sollte.

„Hoffentlich macht uns das Wetter keinen Strich durch unsere Rechnung,“ sagte der Dicke am Mittwochmittag, als dieser Plan gefaßt wurde. „Hoffentlich bekommen wir keinen Regen.“

„I, wo werden wir denn!“ riefen die anderen. „Haben wir bisher Dusel gehabt, wird's auch fernerhin so bleiben.“

Wirklich hatte das Wetter sie bisher sehr begünstigt, aber mit einem Male schlug es nun um. Schon am Mittwochabend fing es leise an zu tröpfeln.

„Nanu? Es wird doch nicht?“ fragten sich die meisten. Manche suchten sich zu trösten und zu beruhigen. Aber in der Nacht wurde der Regen stärker, und am Donnerstag morgen goß es. Was nur vom Himmel herunter konnte, das pladderte zur Erde; der Himmel war schwarz, es goß und goß.

Aber der Dienst durfte darunter nicht leiden. Es war sogar sehr interessant und lehrreich, festzustellen, wie sich die Treffresultate bei diesem Wetter und bei dieser schlechten Beleuchtung gestalten würden.

So traten denn die Kompanien an. Die Appellplätze glichen einem See; bis zum Knöchel standen alle im Wasser, und schon nach wenigen Minuten waren die Leute bis auf die Haut durchnäßt. Aber es ist eine alte Erfahrung, daß der Regen den Mannschaften niemals die Laune verdirbt. Hitze und Kälte machen sie leicht unlustig und unmutig, aber der Regen stimmt sie heiter und gibt ihnen Gelegenheit zu mehr oder weniger schlechten Witzen.

Wohlgemut zogen alle von dannen. Aber wer da geglaubt hatte, daß der Himmel bald ein Einsehen haben würde, irrte sich. Es goß und goß, und als die Leute endlich nach Hause kamen, da waren sie, wie der Chinese es nennt, aufgeweicht bis in die Eingeweide.

Sie standen jetzt in der Stube und schüttelten sich. Aber nur vom Gesicht und von den Haaren floß das Wasser herunter; die Kleider waren so naß, daß sie viele Pfunde schwerer waren. Als der eine und der andere sich nun den Scherz machten, den Rock, nachdem er ihn ausgezogen hatte, auf den Tisch zu stellen, da blieb der stehen, als wäre er aus Pappe.

Natürlich galt es, die Sachen schnell zu trocknen. So wurden denn Kohlen ausgegeben. Wenig später brannte das Feuer in den eisernen Öfen, eine wahrhaft tropische Glut herrschte in den niedrigen Stuben; die Luft war zum Durchschneiden.

Fritz und Karl saßen auf dem Rand ihrer Betten und versuchten schon seit einer Ewigkeit, die Stiefel von den Füßen zu bekommen. Sie selbst brachten das Kunststück nicht fertig, und auch die Putzer quälten sich vergebens damit ab; namentlich bei Fritz hatten sich die ohnehin etwas engen Schäfte wie Schraubstöcke festgespannt und wollten nicht nachgeben.

„Ziehen, immer ziehen!“ ermahnte Fritz seinen Putzer.

Dem stand bereits der Schweiß auf der Stirn, und die Augen traten ihm fast aus dem Kopf heraus. „Ich ziehe mir ja schon die Arme aus dem Leib, noch mehr ziehen kann ich nicht,“ stöhnte Blasebalg. Allzuviel Kräfte hatte der schwächliche Schneider ja auch nicht.

„Aber ich kann doch nicht den ganzen Tag in diesen nassen Stiefeln herumlaufen,“ schalt Fritz. „Kälter als die Füße schon sind, können sie allerdings nicht mehr werden; aber schön wär's, ein paar trockene Strümpfe anzuziehen.“

„Wenn es weiter nichts ist, das Vergnügen wollen wir Ihnen schon verschaffen,“ meinte der Musketier Hinrichsen, ein großer, breiter, stämmiger Mensch, und winkte ein paar muskulöse Kameraden zu sich heran. „So, nun wollen wir dem Herrn Einjährigen mal seine Wasserbotten ausziehen. Nun greift mal mit an. Ich fasse zu, zähle bis drei, und dann geht es los!“

Die anderen nickten verständnisinnig Beifall, und Hinrichsen traf seine Vorbereitungen. Er spuckte sich in die Hände und stellte sich, als gelte es, irgendeine zentnerschwere Last zu heben.

„Es muß allens seine Ordnung haben, Herr Einjähriger,“ erklärte er, zu Fritz gewandt. „Ich bin aus Hamburg von die Waterkant, das wird man das so gewohnt. Zuerst man so 'ne gehörige Präparation mit so 'nem lütten Köhm (kleiner Schnaps), dann geht es los, und dann geht es auch. Na, und wenn es denn nicht anders geht, dann muß es ja auch schließlich so gehen. Nun wollen wir mal loslegen.“

Zwei Musketiere umklammerten Fritz von hinten, um ihn festzuhalten, Hinrichsen ergriff Fritzens linkes



„Laßt mich mal los! Ich kann es nicht mehr aushalten!“

Bein und versuchte den Stiefel auszuziehen. Er zog und zog, und je mehr er zog, um so mehr zogen auf der anderen Seite die beiden Leute, damit Hinrichsen ihnen den Einjährigen nicht fortziehe, denn der hatte Kräfte für zwei.

Fritz kam sich vor wie ein Verbrecher, der zu der grausamen Strafe des Mittelalters verurteilt war, gevierteilt zu werden. Er hatte die Empfindung, als rissen und knackten ihm alle seine Sehnen; ihm war, als würde er bei diesem Ziehen immer länger und länger, als ob er zu einem Riesen auseinandergezogen werden solle.

Und die Leute zogen und zogen, der eine auf der einen, die anderen auf der anderen Seite.

„Laßt mal los — ich kann es nicht mehr aushalten,“ bat Fritz.

Aber der Musketier Hinrichsen widersprach. „Das gibt es nicht, Herr Einjähriger; wenn ich mal so was in die Hand nehme, dann halte ich das auch fest. da gibt es nichts zu wollen. So, nun noch mal, all was es geht.“

Die Leute umklammerten Fritz noch fester mit ihren Riesen Händen, und Hinrichsen zog — die linke Hand hielt er auf Fritzens linkem Knie, so daß der jeden Augenblick dachte, das würde mit einem lauten Krach brechen.

Mit der rechten Hand zog Hinrichsen, und wie zog er! Das Gesicht war dunkelrot, der Schweiß lief ihm von der Stirn herunter, der Atem keuchte.

Jetzt knirschte er vor Wut mit den Zähnen. „Und wenn ich das Bein mit ausreißen soll, herunter kommt der Stiefel!“

Für eine Sekunde holte er Atem, dann spannte er seine letzten Kräfte an. Seine Sehnen spannten sich, als wenn sie springen sollten — der Fuß fing an, sich in dem Stiefel zu bewegen.

Noch einmal zog Hinrichsen — dann flog Fritz plötzlich hintenüber, beide Beine hoch in die Luft streckend, und Hinrichsen flog mit dem Stiefel in der Hand gegen ein hinter ihm stehendes Mannschaftsspind. Das kam ins Wanken, fiel zuerst rückwärts, neigte sich dann vornüber, und von oben herab fiel ein vollgepackter Affe dem Hinrichsen auf den Kopf.

Der wußte nicht, ob er lachen oder schelten sollte, aber schließlich machte er doch ein vergnügtes Gesicht; er hatte den Kameraden von neuem eine Probe seiner Kraft gegeben. Triumphierend schwang er den Stiefel in der Luft; das sollte ihm erst einer nachmachen.

„Ja, so weit wären wir nun,“ sagte Fritz, „einen hätten wir, aber leider habe ich doch zwei Beine.“

Hinrichsen verstand den Wink. „Das ist ja alles sehr schön, Herr Einjähriger, aber nach so 'ner Anstrengung muß der Mensch doch erst mal wieder seine Erholung haben. Das ist ja noch schlimmer als 'ne richtiggehende Akkordarbeit. Ich sag' Ihnen, wenn ich am Hamburger Hafen arbeite, da rackere ich mich in acht

Tagen zusammen nicht halb so viel ab, als ich es hier soeben in wenigen Minuten getan habe. Na, nachher können wir der Sache ja mal wieder etwas näher treten, aber nun muß ich mich erst mal was verpusten," und dröhnend schlug er sich mit der Hand vor seinen mächtigen Brustkasten.

So saß Fritz denn da, einen Fuß im Strumpf und den anderen im Stiefel, und wartete, bis Hinrichsen wieder Mut faßte. Und als das dann der Fall war, wurde er endlich auch den zweiten Stiefel los.

Nach einer Viertelstunde war Fritz von oben bis unten umgezogen. Es wurde auch Zeit, zum Essen zu gehen, aber es goß immer noch in Strömen.

„Was machen wir nur," wandte er sich an Karl; „wenn wir auch die Mäntel umhängen, haben wir ja doch wieder ganz nasse Füße, ehe wir im Kasino sind.“

Der Angeredete sah nicht minder mißmutig zum Fenster hinaus. „Aber was hilft das alles? Wir müssen doch essen. Wenn wir darauf warten wollen, bis es wieder trocken ist, dann können wir hier noch ein paar Tage sitzen.“

So liefen sie denn im „Marsch-Marsch“ davon. Unterwegs begegneten ihnen die Offiziere, die ebenfalls in ihr Kasino eilten; einer lief immer schneller als der andere. Jetzt erschien auch der Herr Oberst, begleitet von seinem Adjutanten, ebenfalls im Laufschrift dahineilend. Fritz und Karl wollten stehen bleiben und Front machen, aber der Kommandeur rief ihnen zu: „Machen Sie, daß Sie weiterkommen.“

Jeder, der, von Regen triefend, an dem Mittagstisch erschien, wurde mit lautem Hallo begrüßt. Auch im Restaurant war eingheizt, und so waren alle bald wieder lustig und guter Dinge, zumal als der Befehl überbracht wurde, daß am Nachmittag des schlechten Wetters wegen der Dienst ausfalle.

„Kinder, was machen wir nur, wenn es am Sonntag auch so regnet?“ fragte ein Kamerad. „Wir können doch nicht den ganzen Tag hier sitzen und zum Fenster hinaussehen.“

„Es darf einfach nicht regnen," protestierten die anderen. „Es muß sogar schon morgen wieder schönes Wetter sein, denn was sollen wir sonst anziehen? Unsere Röcke sind bis morgen noch

nicht trocken, in die Stiefel kommen wir ganz sicher nicht hinein, und was dann, wenn uns nun auch noch die anderen Sachen verregnen?"

Aber was nützte alles Klagen. Man mußte einsehen, daß der Himmel genau so lange regnen läßt, wie er es für gut befindet. Es goß in der Nacht, es goß am nächsten Morgen, es goß weiter bis zum Abend; es wurde nicht besser.

Die Leute fingen nun doch an, ihre gute Laune zu verlieren. Die Offiziere schalten auch nicht schlecht, denn ihre Uniformen waren alle verregnet und die teuren Aufschläge vernichtet. Das kostete viel Geld, bis die Uniformen wieder in Ordnung waren. Die Sachen der Mannschaften bezahlt ja der Staat; der Leutnant aber muß in die eigene Tasche greifen, einerlei, ob die groß oder klein ist; er muß stets tadellos aussehen.

Zudem holten sich bei dem Wetter sehr viele Leute eine Erkältung. Von den Einjährigen war es Bellmann, der so heiser wurde, daß er keinen Ton mehr aus der Kehle bekam.

„Das hast du ja auch gar nicht nötig,“ tröstete ihn der Dicke. „Die Hauptsache ist, daß du die Töne auf diesem vollständig verstimmt Klavier noch finden kannst. Danke deinem Schöpfer auf den Knien, daß du nicht als hohes C auf die Welt gekommen bist. Wenn du heute abend den Leuten etwas vorsingen müßtest, dann hätten sie wenig Freude an dir, aber zum Klavierspielen reicht deine Stimme ja wohl noch aus.“

Bellmann widersprach. Er redete lebhaft auf den Dicken ein; seine Lippen bewegten sich fortwährend, aber er brachte keine laute Silbe hervor. Nur von Zeit zu Zeit gab er einen Ton von sich, als ob er Rabe krächze.

„Sehr hübsch,“ meinte der Dicke endlich. „Aber alles, was du eben sagtest, ist weidlich Unsinn. Daß ich nichts davon verstanden habe, ist mir kein Beweis für das Gegenteil. In meiner Brust regt sich aber trotzdem ein menschliches Mitleid mit dir; ich will dich sofort unter heiße Milch und Selterwasser setzen. Du sollst mal sehen, das wird dir gut tun. Wenn ich ein Aquarium hätte, würde ich das vollaufen lassen und dich da hineinstecken.“

Aber aus irgendeinem Grunde mußte Bellmann gegen dieses Medikament eine unüberwindliche Abneigung haben. Bei

dem Versuch, zu widersprechen, gab er wahrhaft grausige Töne von sich und gestikulierte dazu mit beiden Armen in der Luft herum.

„Mache hier nur keine Flugversuche,“ sagte der Dicke. „Seitdem wir den lenkbaren Luftballon haben, ist das ganz zwecklos, und deine warme Milch bekommst du doch.“

Ängstlich umfaßte Bellmann den Arm des Kameraden und redete auf ihn ein. Er sprach ganz langsam, er betonte jede Silbe, aber es war auch nicht ein Wort zu verstehen; ein gelegentliches „Ha — ha —“, das war alles.

Aber desto deutlicher sprachen dafür seine Augen, und in denen las der Dicke eine stumme Bitte.

So gab er Bellmann denn ein Stück Papier und eine Bleifeder. „Aus dem Kauderwelsch, das du da redest, kann ja kein Mensch klug werden. Schreib mal auf, was du eigentlich willst.“

Und Bellmann schrieb: „Nur keine warme Milch mehr; ich werde seekrank. Ich habe heute schon eine Kuh leergetrunken.“

„Da stecken wir eine neue an,“ erklärte der Dicke, aber der Scherz hatte eine völlig unbeabsichtigte Wirkung. Bellmann bekam nämlich eine ganz spitze Nase, wurde grün im Gesicht und stürzte plötzlich hinaus.

Ein schallendes Gelächter begleitete ihn; doch als er nach einiger Zeit zurückkehrte und sich mit einem Kognak gestärkt hatte, lachte er selbst mit. Und da stellte es sich dann bei der teils mündlich, teil schriftlich geführten Unterhaltung heraus, daß er im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden fast ebensoviel Gläser heiße Milch getrunken hatte.

„Aber Kind, da mußt du ja auch krank werden,“ meinte der Studiosus, „da hast du ganz einfach eine Milchvergiftung!“ Dann aber schickten die anderen Bellmann in seine Baracke. „Leg dich zu Bett und laß dir noch ein paar wollene Decken geben, sonst bist du auch morgen noch nicht in Ordnung, und das mußt du sein, denn wenn es regnet, kommst du den ganzen Tag nicht vom Klavier fort.“

Aber der Himmel hatte ein Einsehen. Am nächsten Tag schien die Sonne so schön und warm, als wäre sie gar nicht verschwunden gewesen. Mit einem Schlag hatten alle ihre gute

Laune wiedergefunden; singend, lachend und froher Dinge zogen die Leute im Lager umher, und die Einjährigen unternahmen den geplanten Ausflug. Bellmann allerdings konnte nicht mit, der lag im Bett und schwitzte; es wäre einfach ein Unrecht gewesen, ihn zu der Partie verleiten zu wollen.

Aber zum Zeichen, daß er ihnen gefehlt und daß sie an ihn gedacht hatten, brachten sie ihm ein Geschenk mit, das sie ihm am nächsten Mittag, als er ganz gesund wieder in ihrer Mitte erschien, feierlichst überreichten: eine schöne, braun und weiß gestreifte Kuh aus Papiermasse mit einer kleinen Glocke um den Hals. Und damit er sich bei der nächsten Erkältung selbst bedienen könne und nicht erst nötig habe, zur Stadt zu schicken, erhielt er auch noch einen kleinen Melkeimer.

Zum ersten Male in ihrer Dienstzeit kamen die Einjährigen jetzt mit Kameraden einer anderen Waffengattung zusammen. Wenn sie auch nicht mit den Artilleristen in demselben Zimmer zusammen speisten, so aßen sie doch in demselben Hotel, und da die Kameradschaft nicht nur von den Offizieren, sondern von allen Angehörigen der Armee gepflegt werden soll und muß, so entwickelte sich bald ein, wenn auch nicht enger, so doch sehr freundschaftlicher Verkehr; bald gingen die Infanteristen nach Beendigung des Essens zu der Artillerie hinüber oder diese kamen zu ihnen.

Auch das waren alle sehr nette junge Menschen, mit sehr guten Manieren und bescheiden in ihrem Auftreten. Das mäßige Leben, das sie führten, war um so mehr anzuerkennen, als sie fast alle aus wohlhabenden, teilweise sogar aus sehr reichen Familien stammten, denn das Einjährigjahr bei der Feldartillerie ist nicht billig.

Die Artillerie ist eine beliebte Waffe. Der Andrang der Einjährigen ist bei ihr daher so groß, daß die Regimenter nicht die Hälfte annehmen können. Wem es aber glückt, dort anzukommen, der gibt sich dann doppelt und dreifach Mühe, damit er später Reserveoffizier wird und nicht zu einem anderen Truppenteil kommt.

Natürlich ist ein Regiment genau so gut wie das andere, ob man nun bei der Garde steht oder bei der Linie mit einer hohen Hausnummer, wie man es nennt, wenn die Regimentsnummer

dreistellig ist; ob Infanterist oder Kavallerist, ob Artillerist oder Pionier — alle Truppenteile sind sich gleich. Nicht die Uniform bestimmt den Wert eines Regiments, nicht die blitzenden Schnüre und die hohen Lackstiefel, nicht die Höhe der Zulage, die man braucht, nicht die enganliegenden Beinkleider und die silbernen Sporen, sondern einzig und allein der Geist, der die Truppe be-

seelt, und die Kriegsbereitschaft, in der sie sich befindet. Gewiß kommt es trotzdem vor, daß ein Kavallerist mehr oder vornehmer zu sein glaubt als der Infanterist, aber das entspringt nur der persönlichen Eitelkeit. Von den

Vorgesetzten wird übrigens streng darauf gehalten, daß solche Gedanken sich nicht zu fest einnisten.



Zum Zeichen, daß sie an Bellmann gedacht hatten, brachten sie ihm ein Geschenk mit.

Die Truppengattungen sind auch schon deshalb alle gleichwertig, weil sie im Ernstfall alle aufeinander angewiesen sind. Die Infanterie ist noch am leichtesten imstande, ein Gefecht selbständig durchzuführen, trotzdem auch sie der Kavallerie für die Aufklärung bedarf und die Artillerie ihr Bresche schießen muß, um den Sturm vorzubereiten. Die anderen Waffen sind umgekehrt wieder auf den Schutz der Infanterie angewiesen. Nur gemeinsam kann der Sieg erfochten werden, und deshalb ist es ein wirkliches „Schulter-an-Schulter-kämpfen“.

Es machte den Einjährigen viel Vergnügen, von den neuen Kameraden zu hören, wie deren Ausbildung vor sich ging. Sie erkannten bald, daß diese noch mehr Dienst gehabt hatten als sie selbst, denn zum Reitunterricht kam die Ausbildung am Geschütz, das Fußexerzieren und die sehr umfangreiche Instruktion, die sich auf weit schwierigere Themata erstreckt als bei der Infanterie.

Und das Reiten war auch nicht immer so bequem, wie sie geglaubt hatten. Die langen Märsche, bei denen oft stundenlang Schritt geritten werden mußte, um die Pferde zu schonen, waren sehr anstrengend; die machten so müde und so steif, daß die Reiter manches Mal den Wunsch hatten, abzusteigen und den Gaul zu führen, nur um sich die Beine wieder etwas gelenkig machen zu können. Nein, leicht war der Dienst der Artillerie auch nicht, aber trotzdem — man war ja jung und hatte Kraft und Energie. Da hatte man doch den Ehrgeiz, zu zeigen, was man konnte; man wollte seine Zeit nicht mit Nichtstun verbringen oder von seinen Vorgesetzten so zart behandelt werden, als wäre man eine Zierpuppe, die in Scherben geht, wenn man sie nur anfaßt.

All diese Schilderungen gaben unseren Einjährigen einen Einblick in ganz neue Verhältnisse, und sie hörten gespannt zu, wenn die Artilleristen ihnen erzählten.

So ging mit dem abwechslungsreichen Dienst und dem kameradschaftlichen Verkehr die Zeit im Barackenlager wie im Fluge dahin. Man wollte es kaum glauben, daß die drei Wochen schon herum waren, als es hieß: „Morgen geht's in die Garnison zurück!“

Eigentlich war es schade, daß es schon vorüber war. Als sie zum Bahnhof marschierten, warfen sie fast einen traurigen Blick nach dem großen Platz zurück, auf dem sie so oft herummarschiert waren, und der nun heute still und einsam dalag. Sie wußten, schon am Nachmittag würden neue Regimenter eintreffen, um das Gefechtsschießen hier abzuhalten.

Am Nachmittag waren sie wieder daheim, und Mutter Krause schloß Fritz und Karl in ihre Arme, als wären sie von einer gefährlichen Weltreise zurückgekommen. Für jeden hatte sie einen kleinen Blumenstrauß hergestellt, und die Zimmer waren so blitzblank und sauber, daß es eine wahre Freude war, sie anzusehen.

„Na schön, daß Sie heil wieder zurückgekommen sind,“ sagte Mutter Krause, sie zärtlich auf die Schulter klopfend. „Passieren konnte Ihnen da draußen ja nichts, aber ich habe oft an Sie gedacht, ob Sie auch alles hätten, was Sie brauchten, und wer Ihnen wohl die Strümpfe stopfe, und ob die Waschfrau auch mit Ihren Sachen ordentlich umgehe. Und als es ein paar Tage lang so ein gräßliches Wetter gab, da wurde mir wirklich etwas bange. Sie sind wohl gehörig naß geworden?“

„Na, danke, für bescheidene Ansprüche genügte es,“ antworteten Fritz und Karl, dann setzten sie, um ihrer Wirtin eine Freude zu machen, hinzu: „Draußen im Lager war es ja recht schön, aber hier bei Ihnen ist es doch tausendmal schöner.“

In Mutter Krauses Augen leuchtete es freudig auf.

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie das sagen; ich werde es Ihnen nicht vergessen. Nun will ich mich aber an die Arbeit machen, Ihre Koffer auszupacken und alles wieder an den richtigen Fleck zu legen, denn die Putzer machen das doch nicht ordentlich. Die werfen einfach alles in den Schrank hinein und sagen sich: Was liegt, das liegt. Und die Hauptsache ist doch, wie es liegt.“

Am Abend gab es zur Feier der Heimkehr ein kleines Fest im Kasino. Eine schöne Girlande mit einem Transparent: „Herzlich willkommen!“ begrüßte sie, und als sie dann in den alten, gewohnten Räumen behaglich wieder zusammen saßen, da fühlten sie sich hier noch wohler und glücklicher als sonst.

„Aber Kinder, wir wollen nicht undankbar sein,“ sagte einer von ihnen. „Draußen im Lager war es auch sehr nett, und wenn ich noch mal hin könnte, ich ginge gleich.“

„Ich auch — ich auch —“ stimmten die anderen ihm bei.

Der Wirt brachte eine Karte, die mit der Post für sie eingelaufen war. „Den heimgekehrten Kameraden der Infanterie senden wir herzliche Grüße und gedenken mit Freuden der gemeinsam verlebten Stunden.“

Sämtliche Einjährige der Artillerie hatten ihren Namen unterschrieben. Das war eine Aufmerksamkeit, die niemand erwartet hatte, die aber alle froh stimmte, denn sie zeigte ihnen deutlich, daß sie ihren neuen Kameraden wirklich gefallen hatten.

Natürlich wurde gleich ein Dankesgruß abgesandt und ein

volles Glas auf das Wachsen, Blühen und Gedeihen der Kameradschaft geleert.

„Und morgen fällt nun die Entscheidung.“

Damit hatte der Dicke ganz unvermittelt das gesagt, was sie alle am liebsten beschäftigte. Gewiß, sie hatten zuvor aufmerksam zugehört, wenn ein Kamerad ein lustiges kleines Abenteuer erzählte, aber im stillen hatten sie doch nur den einen Gedanken: Erhalten wir morgen die Tressen? Werden wir Unteroffiziere?

Niemand wußte es. Keiner der Offiziere, so freundlich sie sonst immer waren, hatte auch nur die leiseste Andeutung gemacht; selbst Leutnant von Dohlen war nicht zu bewegen gewesen, etwas zu verraten. Und Genaues hätte er ja auch nicht angeben können, denn die Entscheidung lag allein beim Oberst.

Die Aufregung, die sich aller bemächtigt hatte, war heute noch viel größer als damals, als es sich nur um die Knöpfe handelte. Bekamen sie jetzt die Tressen, dann hatten sie die Gewißheit, es später zum Vizefeldwebel zu bringen, und sie konnten mit einiger Sicherheit auf den Reserveoffizier hoffen.

„Kinder,“ rief der Dicke endlich, „was nützt es, daß wir uns fortwährend mit derselben Frage quälen und peinigen! Ich habe das Ja oder Nein schon so oft an meinen Knöpfen abgezählt, daß sie bereits ziemlich locker sind. Um ganz genau zu erfahren, ob wir morgen befördert werden oder nicht, gibt es nur ein einziges Mittel.“

„Und das ist?“ riefen alle, auf das äußerste gespannt.

„Wir müssen es abwarten.“

Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der Dicke wieder über dem Tisch gelegen und seine Prügel bekommen.

Schließlich sahen aber auch die anderen ein; es blieb ihnen wirklich nichts weiter übrig, als zu warten.

Der nächste Mittag mußte ja die Entscheidung bringen — und er brachte sie. Alle hatten die Tressen erhalten.

Das war ein Jubel!

Der erste Gedanke war, den Eltern zu telegraphieren. Aber unmöglich konnten sie doch jetzt, da sie Unteroffiziere waren, mit den Gefreitenknöpfen über die Straße gehen. Das war doch undenkbar.

So stürmten sie die Treppe zu dem Regimentschneider empor; einer suchte den anderen zu überholen, jeder wollte der erste sein. Gleichzeitig zogen sie alle ihre Röcke aus; jeder wollte die Tressen zuerst aufgenäht haben.

Der Regimentschneider hatte diesen Sturm auf seine Handwerksstätte vorausgesehen und seine Vorkehrungen getroffen. Schon nach einer Stunde hatten sich alle Gefreiten auch äußerlich in Unteroffiziere verwandelt. Nun galt es, sich bei den Vorgesetzten zu melden und dann einen Spaziergang durch die Stadt zu unternehmen.

Der Soldat, der einen neu beförderten Unteroffizier zum ersten Male auf der Straße begrüßt, bekommt nach altem Brauch in der Armee ein Fünzigpfennigstück. Der brave Musketier, der ihnen nun begegnete, vom Trottoir herunterbog und die Hand an die Kopfbedeckung legte, traute seinen Augen kaum, als er ein Geldstück nach dem anderen ausbezahlt erhielt.

Der arme Bursche freute sich nicht schlecht, aber die Herren Unteroffiziere freuten sich noch viel mehr. Sie waren zum ersten Male als Vorgesetzte offiziell begrüßt worden!

Den Augenblick muß man selbst erlebt haben, um zu wissen, wie schön er ist.

Die nächsten Tage wurden damit verbracht, die Sachen wieder an die Kammer abzugeben, wobei es für die Korporalschaftsführer viel zu tun gab.

Nachdem die vor dem Ausrücken empfangenen Sachen gründlich gereinigt und gesäubert, geklopft und gebürstet waren, rückten die Korporalschaftsführer einzeln mit ihren Leuten die vielen Treppen zu der Kompaniekammer hinauf, in der ein Unteroffizier seines Dienstes waltete. Damit niemand es wagte, das Heiligtum ohne ausdrückliche Erlaubnis zu betreten, war in der geöffneten Tür ein großer schwerer Tisch aufgestellt, den niemand unbemerkt beiseite schieben konnte. Der schützte auch zugleich gegen Unerlaubtheiten, denn wenn die Leute selbst in die Kammer hineinkamen, dann tauschten sie wohl auch einmal einen schlechten Gegenstand für einen besseren aus. Der eine klaute sich eine neue Säbeltroddel, weil seine schmutzig war, der andere benutzte die Gelegenheit, sich eine bessere Feldmütze zu verschaffen. Sie taten

das eigentlich nicht einmal in böser Absicht und hatten auch gar nicht die Empfindung, daß sie sich vergingen, denn was sie hier heimlich tauschten, trugen sie gleich darauf im Dienst und auf der Straße ganz offen zur Schau. Sie wollten nun einmal sauber und adrett aussehen. Wenn sie aber mit der alten Sache zum Kammerunteroffizier kamen, um diesen zu bitten, das eine oder das andere umzutauschen, so wußten sie im voraus, daß sie da kein Glück haben würden.

Der Gefürchtetste in dieser Beziehung war von allen der Sergeant Schindler; der pflegte zu sagen: „Nur über meine Leiche geht der Weg zu meinen Sachen.“ Wenn der etwas ausgeben mußte, fing sein Herz an zu bluten. Er konnte einem neuen Rock wirkliche Tränen nachweinen; er gab nie ein Stück von der Kammer ohne den Seufzer fort: „Wer weiß, wie ich dich wiedersehe!“

Als Kammerunteroffizier erlebte man Wunder, ach, manchmal noch viel mehr als das.

Sergeant Schindler hatte einmal einen Fähnrich zur Kriegsschule ausgerüstet; der hatte die neuesten und schönsten Röcke bekommen, mit blitzenden Tressen und tadellosen roten Aufschlägen.

Dann war von diesen Röcken eines Tages einer von der Kriegsschule zurückgekommen mit dem Auftrag, ihn gegen einen anderen umzutauschen, da ein Tintenfaß umgefallen und die Tinte über den Rock gelaufen sei. Mit zitternder Hand hatte Sergeant Schindler den Rock ausgepackt und ihn dann gemustert. Der war dahin für alle Zeiten; das Tuch, die Aufschläge, die Tressen, alles war verdorben und von der ätzenden Tinte zerfressen.

Er hatte nicht gescholten und getobt. Ein gebrochener Mann, hatte er diesem Unglück gegenübergestanden, und selbst sein Hauptmann vermochte ihn nicht zu trösten. „Das ist der Nagel zu meinem Sarge, Herr Hauptmann; das überlebe ich nicht.“

Aber so schlimm war es denn doch nicht geworden; er war noch am Leben und erfreute sich sogar der denkbar besten Gesundheit. Nur von dem Fähnrichsrock durfte man ihm nicht sprechen; das gab ihm jedesmal von neuem einen Stich ins Herz.

Ein jeder der anderen Unteroffiziere begriff auch den Sergeanten Schindler vollständig; keiner neckte ihn, keiner machte über ihn irgendwelche Scherze. Er war ja für den Zustand der ihm anvertrauten Sachen verantwortlich, und vor allen Dingen vertrat er die Interessen seines Hauptmanns. Je billiger und sparsamer er wirtschaftete, desto mehr wurde die Kompanie belobt. Ihm persönlich konnte es ja gleich sein, ob ein Rock zugrunde ging oder nicht, aber er dachte an seinen Hauptmann, an die Berichte für die höheren Vorgesetzten, und das ließ ihn das Unglück so schwer empfinden.

Ein solcher alter Unteroffizier, der ganz in den Interessen des Dienstes aufgeht und die Ehre der Kompanie vollständig als die seinige betrachtet, hat beinahe etwas Rührendes.

Auch jetzt stand Sergeant Schindler hinter dem großen Tisch und hielt genaue Musterung.

„Vierzehn Röcke zurück, Herr Sergeant,“ meldete Bellmann. „Sie brauchen nicht weiter nachzusehen; sie sind rein.“

Der Sergeant sah den jungen Einjährigen-Unteroffizier mitleidig lächelnd an. „Junger Freund, etwas absolut und positiv Reines gibt es überhaupt nicht. Selbst das Reinste ist noch schmutzig. Mir muß es jetzt darauf ankommen, festzustellen, wie schmutzig diese Röcke noch sind.“

Er nahm jeden einzelnen Rock zur Hand, faltete ihn auseinander und klopfte das Tuch mit der Hand oder knipste mit den Fingern dagegen. Wenn er auf diese Art doch noch irgendwie ein klein wenig Staub entdeckte, dann flog ein triumphierendes Lächeln über seine Züge, und sofort gab er den Rock an den Mann zurück. „Wenn ein Automobil auf einer trockenen Landstraße dahintrast, kann es bei dem besten Willen nicht annähernd so viel Staub aufwirbeln, als ich es hier eben durch eine fast unmerkliche Handbewegung getan habe. Den Rock möchte ich nachher noch einmal sehen.“

Jeden Rock, den der Sergeant abgenommen hatte, warf er seinen Kammerarbeitern zu. Die hatten die Aufgabe, alles vorschriftsmäßig zusammenzulegen und dann wieder an seinen Platz zu bringen. Die Sachen liegen nicht nur nach den Garnituren, sondern auch nach den Weiten und Größen genau geordnet.

Manche Stunde am Tag standen die neuen Unteroffiziere da oben auf der Kammer, bis alle Sachen wieder abgegeben waren. Sie waren schließlich sehr froh, als alles gut vonstatten ging, so daß es keinen ernstlichen Tadel gab. Denn wenn sie natürlich auch nichts dafür konnten, daß bisweilen ein Helm verbeult, eine Seitengewehrscheide geknickt oder gebrochen war, verantwortlich waren sie doch dafür, daß sich alles in demselben Zustand befand, in dem sie es erhalten hatten.

Dann kam der Außendienst wieder an die Reihe.

Abkochen im Gelände. — Die Jagd auf einen Urlaubsüberschreiter. — Alarm. — Die Nachtübung.

Man sprach jetzt eigentlich nur noch vom Ausrücken ins Manöver, und der Dienst zielte in der Hauptsache daraufhin, die Mannschaften auf diese Zeit vorzubereiten.

Jeden Tag gab es große Märsche und Felddienstübungen.

Heute war große Regimentsübung mit Abkochen. Bisher hatte man sich damit begnügt, das Graben der Kochlöcher zu üben, denn es erfordert eine gewisse Geschicklichkeit, diese sachgemäß anzulegen. Da gilt es, Rücksicht auf den Wind zu nehmen, denn der muß das Feuer anfachen, darf es aber nicht auslöschen; auch soll der Rauch nicht über den ganzen Lagerplatz getrieben werden, sondern abziehen, ohne zu belästigen.

Am frühen Morgen war es aus der Garnison fortgegangen, jetzt gegen Mittag gab es eine mehrstündige Gefechtspause. Auf einer Heidefläche hatte man Rast gemacht.

Bataillonsweise, die Kompanien in Zügen nebeneinander, wurden die Gewehre zusammengesetzt, die Tornister abgelegt und die Kochgeschirre und Spaten losgeschnallt.

Unter Aufsicht eines Unteroffiziers machten die Wasserholer sich mit den Kochgeschirren auf den Weg, das nötige Wasser herbeizuschaffen. Die zurückgebliebenen Mannschaften zerkleinerten das auf Veranlassung des Regiments herangefahrene Holz und machten sich daran, die Kochgräben auszuwerfen.

Als die Leute mit dem Wasser zurückkamen, brannte das Feuer auch schon. An dicken Knüppeln wurden die Kochgeschirre jetzt darüber gehängt.

Die Einjährigen, wie wir unsere Freunde auch jetzt nach der Beförderung zum Unteroffizier der Kürze halber weiter nennen wollen, hatten sich etwas kaltes Fleisch und ähnlichen Bedarf mitnehmen wollen, aber das wurde ihnen untersagt; sie sollten mit ihrer Korporalschaft zusammen abkochen.

Die Konserven waren von der Kaserne aus mitgenommen worden, ebenso die Kartoffeln. Fleisch gab es heute nicht; die Erbsuppe genügte vollständig.

Die Konserven wurden einfach zu seinem Pulver zerstoßen, dann in das kochende Wasser hineingeworfen und beständig umgerührt. Das Rühren hat den Zweck, die Suppe nicht dick und breiig werden zu lassen. Das Verfahren ist also sehr einfach. Viel schwieriger aber wurde den Einjährigen das Kartoffelschälen. Das war ihnen eine völlig ungewohnte Arbeit, und es ging ihnen nur recht langsam von Händen.

Mehr als einmal hatten sie, wenn sie früher als stellvertretende Unteroffiziere vom Dienst mit den Mannschaften in die Küche gingen, um das Abholen des Essens zu beaufsichtigen, das aus den großen Kesseln mit Kellen herausgeschöpft und den Mannschaften in den Eßnapf gefüllt wird, die sogenannten Kartoffelfrauen bewundert, die unermüdlich tagaus, tagein, vom frühen Morgen an, in einem besonderen Raum neben der Küche sitzen und die Kartoffeln für das ganze Regiment schälen. Viele Tausende glitten ihnen da mit unheimlicher Geschwindigkeit durch die Finger.

„Es will eben alles geübt und gelernt sein,“ tröstete Karl seinen Freund Fritz, der sich soeben, wenn auch nicht allzu tief, in den linken Daumen geschnitten hatte. „Nur immer weiter; wir werden mit unserem Dutzend schon fertig werden, und du sollst mal sehen, wie gut uns dann unsere Mahlzeit schmecken wird.“

„Aber von den Kartoffeln bleibt ja gar nichts übrig,“ behauptete Fritz, „die Schale ist viel dicker, als ich geglaubt habe.“

„Weil du immer die halbe Kartoffel mit heraus Schneidest. Viel Talent habe ich in dieser Hinsicht ja auch nicht, aber etwas weniger ungeschickt stelle ich mich denn doch an.“

Endlich war das Kunststück gelungen; die vorgeschriebene Anzahl war geschält, und man warf sie nun in das kochende Wasser.

„Ich glaube, wir hätten klüger getan, erst die Kartoffeln zu

kochen und dann die Suppe," sagte Fritz. „Ich habe zwar keine Ahnung, wie lange die Kartoffeln brauchen, ehe sie gar sind, aber ich fürchte, bis dahin ist von unseren Erbsen nichts mehr da.“

„Das kommt mir beinahe auch so vor," antwortete Karl, denn in dem Kochgeschirr sprudelte und brodelte es gewaltig. „Wir wollen unsere Suppe doch lieber vom Feuer nehmen, sonst geht die ganze Herrlichkeit flöten.“

Vorsichtig wollten sie den Stock, an dem das Kochgeschirr hing, abheben. Aber als sie ihn hoch hatten, brach er mit einem Male in der Mitte durch; er mußte dem heißen Feuer zu lange ausgesetzt gewesen sein. Das Kochgeschirr fiel zur Erde, und die gute Suppe ergoß sich in das Kochloch, das Feuer fast erstickend.

Einen Augenblick standen Fritz und Karl mit entsetzten Gesichtern da, dann lachten sie beide laut auf. „Na, das ist nicht schlecht. Das alles verzehrende Feuer verzehrt jetzt auch unser Mittagessen.“

Aber gleich darauf ärgerten sie sich doch, denn die herumstehenden Leute lachten sie jetzt auch aus; zum Spott kam also noch der große Ärger, daß sie nichts zu essen hatten.

Aber der Feldweibel erbarmte sich ihrer. Der hatte für alle Fälle ein paar Reservekonserven mitnehmen lassen, die er ihnen jetzt aushändigte. So fingen sie denn mit dem Kochen noch einmal an, und als endlich ihr Diner fertig war, hatten sie auch beide einen gehörigen Hunger.

Teller oder sonstiges Geschirr irgendwelcher Art war natürlich nicht vorhanden; das gibt es im Felde oder Manöver überhaupt nicht. So setzten sie sich denn auf die Erde, stellten die Kochgeschirre zwischen die Beine, nahmen den Löffel zur Hand, den sie im Tornister mitgebracht hatten, und begannen zu essen.

Aber der große Hunger ließ Fritz die nötige Vorsicht vergessen. Er hatte sich zugleich mit der Suppe eine Kartoffel in den Mund gesteckt. Mit einem Satz sprang er in die Höhe, prustend und die überheiße Kartoffel wieder ausspuckend. Bei dem Tanz, den er aufführte, stieß er mit dem linken Fuß gegen das Kochgeschirr — und zum zweiten Male ergoß sich das Essen in den Sand. Mit offenem Mund sprang er herum, die Luft hörbar ein- und ausatmend.

Auch Karl war in die Höhe gesprungen, aber er stellte vorher das Kochgeschirr vorsichtig beiseite.

„Mensch, was für Geschichten machst du da aber auch nur?“

Fritz gab mit offenem Mund unartikulierte Töne von sich, bis Karl sich ein Kochgeschirr voll Wasser reichen ließ und den Freund davon trinken ließ.

Das kühlte, so daß Fritz endlich wieder sprechen konnte. „Sieh mal in meinen Mund hinein,“ bat er. „Ich glaube, ich habe mir den ganzen Oberkiefer weggebrannt; die Kartoffel hatte wenigstens tausend Grad Hitze.“

Die Untersuchung ergab, daß der Oberkiefer zwar eine große Blase aufwies, aber sonst heil und unversehr war.

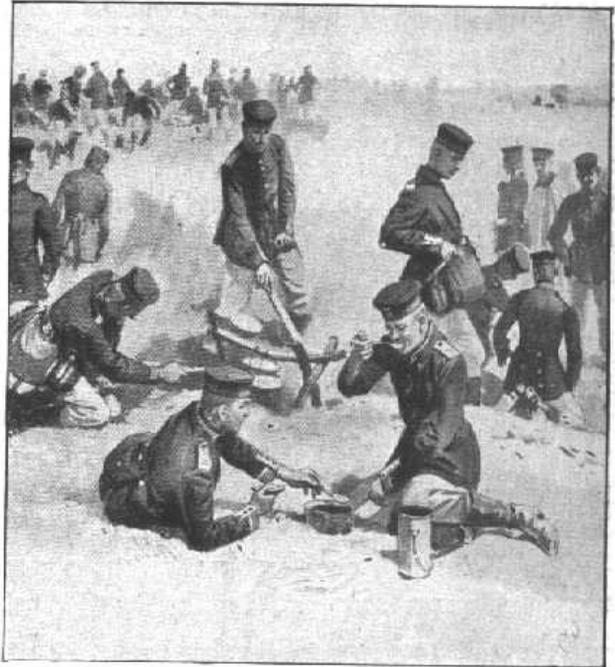
„Wie kann man denn auch

nur so darauf losschlingen!“ schalt Karl. „Wenn es so heiß ist, da pustet man doch erst.“

Aber Fritz verteidigte sich. „Wärst du so hungrig wie ich, dann hättest du noch ganz anders geschlungen und auf das Pusten gepustet.“

Karl lachte. „Na, wenn du schon wieder Witze machen kannst, dann wollen wir jetzt doch lieber wieder essen.“

Da sah Fritz erst, daß sein Mittagessen zum zweiten Male verloren war.



Karl und Fritz löffelten gemeinsam aus dem Kochgeschirr.

„Die Götter wollen es nicht, daß ich heute satt werde,“ klagte er.

„Doch,“ beruhigte Karl ihn, „denke an das Wort: Geteilte Freude ist doppelte Freude. Ich gebe dir von mir ab.“

So nahmen sie wieder auf der Erde Platz, rückten ganz dicht zusammen, stellten das Kochgeschirr zwischen sich hin und löffelten dann gemeinsam — erst nahm Karl einen Löffel voll, dann Fritz, und so ging es weiter, bis nichts mehr da war.

Das ging nun viel schneller, als sie geglaubt hatten.

„Bist du satt, Karl?“ fragte Fritz. „Ich nicht.“

Dem knurrte der Magen auch noch. Trotzdem sagte er: „Du bist es; bilde es dir nur ein.“

„Jede Einbildung ist mir verhaßt,“ gab Fritz zur Antwort. Aber es blieb ihm trotzdem nichts anderes übrig, als sich einzureden, er sei so satt, daß er beim besten Willen nicht einen Bissen mehr essen könne. Er mußte ordentlich auf sich einsprechen, bis er es endlich glaubte, aber auch dann glaubte er es noch nicht.

„Kochlöcher zuwerfen!“ kam das Kommando.

Die ausgehobenen kleinen Gräben wurden zugeschüttet und die Erde so fest wie nur möglich gestampft. Dann wurden die vom Feuer geschwärzten Kochgeschirre, so gut es ging, mit Heidekraut gereinigt, und danach hieß es: „An die Gewehre!“ Die Übungen nahmen ihren Fortgang, um erst spät am Abend zu enden.

Im Kasino erzählten dann alle von ihren Kochkünsten.

Am schlimmsten war es dem Dicken gegangen. Seine Kompanie hatte den Auftrag, ein für den Feldgebrauch bestimmtes Kochbuch, das vom Generalkommando versuchsweise ausgegeben worden war, auszuprobieren.

Aber die Verfasserin mußte sich ihre Rezepte in ihrer Küche angesichts aller möglichen vorhandenen Zutaten ausgedacht haben, denn das Rezept, nach dem heute gekocht werden sollte, hatte mit den Worten angefangen: „Man nehme einige Lorbeerblätter . . .“ So weit das Auge reichte, waren keine Lorbeerblätter zu entdecken — man sollte sie nehmen, ohne zu wissen, woher.

Man hatte gesucht und gesucht und nichts gefunden. Schließlich hatte man ohne Lorbeerblätter gekocht, aber da man nicht wußte, wie das Gericht mit dieser Zutat geschmeckt hätte, war jetzt nicht festzustellen, ob das Essen gelungen oder mißraten war.

Die erfolgte Beförderung zu Unteroffizieren brachte in vieler Hinsicht manche Erleichterung, vor allen Dingen aber auch viel Abwechslung mit sich; auch das Gefühl der Selbständigkeit wuchs. Es war doch etwas ganz anderes, im Schützengefecht selbst eine Gruppe zu führen, Ziel, Visier und Art des Feuers zu bestimmen, den Verbrauch der Munition zu überwachen und zu regulieren, als selbst in der Schützenlinie zu liegen und nur die erhaltenen Befehle auszuführen.

Wenn man aber Unteroffizier vom Dienst war, da gab es viel zu tun. Das Kommando dauerte von einem Mittag zum anderen. Dann hieß es, die Leute zum Essenholen antreten zu lassen, sie in die Küche und in den Speisesaal zu führen, auf den Treppen und in den Korridoren auf Ordnung und Reinlichkeit zu halten, abends aufzupassen, daß die Lampen rechtzeitig angezündet wurden, nachzusehen, ob die Mannschaften nicht zu spät nach Haus kamen. Ferner die Stuben daraufhin zu revidieren, ob alle pünktlich zu Bett gingen, in der Nacht nachsehen, ob nicht jemand heimlich auf verbotenen Wege ausgekniffen war, und am nächsten Morgen zu wecken und das Aufstehen der Leute zu beaufsichtigen. Ein Dienst reihte sich an den anderen; der Unteroffizier kam dann gar nicht zur Ruhe. Die Einjährigen-Unteroffiziere mußten, wenn sie diesen Dienst hatten, vom Vormittag bis nach erfolgter Nachtrevision, deren Zeit ihnen vom Hauptmann bestimmt wurde, in der Kaserne zu bleiben. Erst dann durften sie manchmal gegen zwei oder drei Uhr nachts nach Hause gehen, und mußten schon, ehe das Wecken geblasen wurde, wieder in der Kaserne sein. Wenn sie es wollten, konnten sie aber auch in der Kaserne schlafen, denn in jedem Kompanierevier gibt es stets ein leerstehendes Bett.

Der Dicke war heute an der Reihe. Er wohnte der Kaserne gerade gegenüber, kaum fünf Minuten entfernt. Daher zog er es vor, sich in sein eigenes Bett zu legen. Auf seine Weckuhr konnte er sich verlassen, ebenso darauf, daß er sie sofort hörte.

Eben hatte er mit der Laterne in der Hand die Runde durch alle Stuben gemacht und über jedes Bett geleuchtet. Alle Leute hatten fest geschlafen, am festesten von allen der Musketier Erichsen. Der hatte so geschnarcht, daß der Dicke versuchte, ihn zu wecken,

denn wenn der so weitersägte, da mußte ja die ganze Stube davon aufwachen. Aber der Soldat hatte sich trotz allen Schüttelns und Rüttelns nicht gerührt.

Alles war in Ordnung gewesen, nun konnte er endlich nach Hause gehen.

Er ließ sich von dem Gefreiten der Wache das eiserne Portal aufschließen, das auf die Straße führte, und ging dann an dem eisernen Gitter, das die ganze Kaserne umzog, ein Stück entlang, um später rechts nach seiner Wohnung abbiegen zu können. Gleich von Anfang an geradeaus zu gehen, verbot der sogenannte kleine Platz, der zwischen seiner Wohnung und der Kaserne lag und ebenfalls mit einem hohen Staket umgeben war. Der wurde zum Einzelexerzieren und zum kleinen Dienst benutzt.

Unwillkürlich sah der Dicke im Vorübergehen nach den im Hochparterre gelegenen Fenstern seiner Kompanie hinauf, und in diesem Augenblick glaubte er ein Geräusch zu hören. Neugierig blieb er stehen und stellte sich hinter einen Baum, um beobachten zu können, ohne selbst gesehen zu werden. So horchte er weiter, und endlich bemerkte er, wie ein Mann aus dem Fenster in den Garten hinuntersprang und dann schnellen Schrittes davonlief.

Da machte sich wieder mal einer das Vergnügen, auszureißen, dachte der Dicke, aber von unserer Kompanie ist er nicht, denn die Leute schlafen alle den Schlaf des Gerechten. Sicher hat wieder ein Mann einer fremden Kompanie unsere Stube zum Auskneifen benutzt. Nun, den jungen Mann wollen wir uns doch einmal näher ansehen.

Aus gelegentlichen Äußerungen, die er unterwegs auf den Märschen, während die Leute sich unterhielten, zufällig erlauscht hatte, kannte er die Stelle, wo die Leute am leichtesten überklettern konnten. Die war im Garten des Offizierkasinos.

So schnell der Dicke konnte, eilte er an den Gartenzaun des Offizierkasinos. Aber als er ankam, hatte der Mann sich gerade mit einem kühnen Satz auf die Straße geschwungen und lief davon.

„Daß man es lernt, die Hindernisbahn zu nehmen, hat, wie dieses Beispiel jetzt zeigt, auch seine Schattenseiten,“ dachte der Dicke. Dann rief er dem Mann ein donnerndes „Halt!“ nach.

Er war ja jetzt Unteroffizier und obendrein im Dienst; da war es seine Pflicht, den Ausreißer nicht fortlaufen zu lassen.

Der Soldat blieb bei dem Anruf unwillkürlich einen Augenblick stehen und wandte sich um. Daß er ihn erkannt hatte, glaubte der Dicke kaum; er selbst, so viel war gewiß, vermochte den anderen nicht zu erkennen.

Aber gleich darauf lief der Mann nur umso schneller wieder davon.

Der Dicke hinterher. Hatte er nun einmal A gesagt, dann mußte er auch B sagen. Daß der Mann entkam und sich womöglich noch über seinen Verfolger lustig machte, in dem er natürlich mit Recht einen Vorgesetzten vermutete, das gab es denn doch nicht.

Der Mann hörte die Schritte hinter sich und lief immer schneller. Der Dicke warf gewaltig seine Beine.

Jetzt war der Soldat an einen Neubau gelangt. Um den Bauplatz herum war ein Holzstaket gezogen, Fremden den Zutritt zu verwehren. Aber der Soldat mußte wohl seine Gründe haben, gerade diesen Weg einzuschlagen, um wahrscheinlich auf der anderen Seite in einer Nebenstraße verschwinden zu können, denn mit einem Satz setzte er, sich mit beiden Händen oben auf das Staket stützend, über das Hindernis hinweg.

„Turnen kann der Schlingel,“ dachte der Dicke, „aber ich werde ihm beweisen, daß ich nicht umsonst so oft über die Hindernisbahn geklettert bin.“

Drüben war er, ehe er selbst wußte, wie — die Aufregung und der feste Wille, den Flüchtling zu erwischen, gaben ihm große Ausdauer und Geschicklichkeit; sie ließen ihn alle Nerven anspannen.

Drüben war er — aber der andere hatte mittlerweile schon einen großen Vorsprung.

„Halt!“ rief der Dicke noch einmal. Der Musketier beschleunigte jedoch nur seinen Lauf.

Von neuem stürmte der Dicke hinter ihm drein.

Mit einem kühnen Satz sprang der Mann vor ihm jetzt wieder über das Staket hinweg, aber auch der Dicke schwang sich hinüber, und immer weiter ging die Jagd.

Dem Soldaten mußte der Atem anscheinend knapp werden. Er begann im Laufe nachzulassen; deutlich hörte der Dicke sein

Keuchen. Auch ihm selbst drohte die Luft auszugehen, aber trotzdem, ehe er die Jagd aufgab — nein, nie und nimmer! So nahm er denn noch einmal seine ganze Energie zusammen — ein paar gewaltige Sätze, dann hatte er den anderen von hinten am Kragen erwischt und hielt ihn fest.

Der Mann versuchte sich freizumachen, aber der Dicke ließ nicht locker, und so gab der andere bald den Widerstand auf.

Keuchend und tief atmend standen sich die beiden gegenüber. Keiner von ihnen konnte sogleich sprechen.

Der Dicke fand zuerst die Sprache wieder und wandte sich jetzt an den Soldaten, den er noch immer mit starker Hand festhielt.

„Wie heißen Sie? Welche Kompanie?“

Die Kompanie hätte der Dicke ja leicht an der Säbeltroddel feststellen können. Die für jede der zwölf Kompanien verschieden ist; aber es ist ein alter Kniff, daß die Durchbrenner sich eine falsche Troddel um das Seitengewehr binden, um dadurch den Verdacht auf eine andere Kompanie zu lenken. Unter hundert Fällen gibt auch ein Mann, der erwischt wird, wenigstens neunzigmal seinen Namen zuerst falsch an. Das ist nicht nur unklug, weil es meistens eine harte Strafe zur Folge hat, sondern es ist sogar recht dumm, denn in allen Kleidungsstücken, die der Mann an hat, befindet sich sein Name, seine Kompanie und seine Korporalschaft angenäht, so daß sich also jederzeit mit Leichtigkeit feststellen läßt, wen man vor sich hat.

Auch der Dicke rechnete damit, zuerst belogen zu werden. Als er aber dem Ausreißer ins Gesicht sah, ließ er vor Erstaunen unwillkürlich die Hand sinken, mit der er den anderen immer noch festhielt.

Kaum merkte das der Ertappte, da wollte er von neuem auskneifen, aber im letzten Augenblick erwischte ihn der Dicke wieder.

„Bleiben Sie nur da,“ redete er ihm zu. „Was für einen Zweck hat es, daß wir die ganze Nacht hindurch Wettrennen veranstalten? Sie verlieren ja doch; das ist das einzige zweifelhafte Vergnügen, das Sie von der Sache haben. Nun aber sagen Sie mir mal, Erichsen, wie kommen Sie denn hierher?“

Als ich vorhin die Stube revidierte, schnarchten Sie so fest, daß ich Sie nicht wecken konnte, und jetzt laufen Sie hier im Freien herum."

Der Soldat glaubte den Einjährigen dadurch milde stimmen zu können, daß er ein offenes Geständnis ablegte. So sagte er denn: „Ich hab' ja nur so getan, Herr Unteroffizier, als ob ich schlief. Ich hab' ja auch mit voller Uniform im Bett gelegen und mich so zugedeckt, daß niemand es sehen konnte. Als Sie dann eben revidiert hatten, da machte ich, daß ich fortkam."

„Na, warten Sie," schalt der Dicke, „in Zukunft werde ich also auch unter die Decken leuchten. Aber nun erzählen Sie mal, wohin wollten Sie denn noch?"

Erichsen schöpfte aus dieser Frage, die lediglich der Feststellung der Tatsachen galt, die eitle Hoffnung, er könne doch noch ans Ziel gelangen, wenn er offen und frei spreche.

„Ich bin eingeladen, Herr Unteroffizier; der Verein ‚Konkordia‘ hat heute einen großen Ball. Meine Braut ist auch da; sie hat Urlaub von ihrer Herrschaft bis morgen früh um sechs, und ich habe ihr fest versprochen, noch auf 'ne Stunde oder zwei hinzukommen. Und wenn ich dann dagewesen bin, komme ich auch ganz von selbst wieder in die Kaserne zurück."

„Das ist wirklich sehr nett von Ihnen, aber sicherer ist es mir doch, Sie gehen jetzt gleich mit mir."

Erichsen verlegte sich aufs Bitten, aber der Dicke schnitt ihm kurz das Wort ab. „Wie Sie wissen, bin ich heute Unteroffizier vom Dienst; da bin ich doppelt und dreifach Ihr Vorgesetzter und als solcher befehle ich Ihnen, mir zu folgen. Machen Sie unterwegs den Versuch, fortzulaufen, dann geht es Ihnen schlecht; das sage ich Ihnen im voraus, damit Sie sich später nicht etwa über eine etwas unfreundliche Behandlung meinerseits wundern."

Der Mann mochte einsehen, daß es das klügste war, zu folgen. Reingefallen war er nun schon; jetzt galt es, mit einer möglichst geringen Strafe davonzukommen.

Nach einer Viertelstunde lieferte der Dicke den Mann auf der Kasernenwache ab; dort blieb er die Nacht über als Wachtarrestant, bis am nächsten Morgen die Vorgesetzten entscheiden würden, was mit ihm geschehen solle.

Die Aburteilung des Erichsen, die eine Woche später erfolgte, trug ihm drei Wochen Arrest ein.

Der Dicke aber erntete für die Festnahme des Ausreißers Lob und Anerkennung, und Sergeant Bülle hielt ihm noch eine besondere Rede. „Na, sehen Sie es nun endlich ein, Einjähriger-Unterroffizier, daß die Hindernisbahn eine segensreiche Erfindung ist? Wie oft haben Sie die im stillen verwünscht! Nun gereicht Sie Ihnen gewissermaßen zu Segen, denn ohne die affenartige Geschwindigkeit, die ich Ihnen im Verein mit den anderen Unterroffizieren in himmlischer Engelsgeduld beigebracht habe, wäre Ihnen der Erichsen entwischt und als blamierte Größe hätten Sie dann dagestanden. Der Soldat darf alles, das heißt alles, was nicht verboten ist, und das meiste ist ja, Gott sei Dank, verboten, aber blamieren darf er sich nicht. Und daß Sie das nicht taten, das rechne ich mir zu meinem persönlichen Verdienst an, und deshalb wäre ich jetzt nicht abgeneigt, mit Ihnen ein Glas Bier zu trinken, aber natürlich auf meine Kosten. Denn daß ein alter Unterroffizier sich von einem jüngeren einladen läßt, das gibt es nur an Kaisers Geburtstag und an anderen hohen militärischen Ehrentagen.“

So hatte ihn denn Sergeant Bülle eingeladen, und daß selbst dieser Gestrenge mit ihm zufrieden war, machte den Dicken wirklich froh, denn er wußte ja, Sergeant Bülle lobte aus Prinzip nicht, weil das leicht so aussehen könnte, als sei ein Lob verdient. —

In den letzten Tagen war viel davon gesprochen worden, daß ein Alarm bevorstehe.

Manche Gerüchte schwirrten durch die Luft. Niemand wußte, ob etwas Wahres daran sei; trotzdem lebten sie einige Tage in der Erwartung, jeden Augenblick könne das Signal ertönen, und wenn man irgendwo blasen hörte, fragte man sich unwillkürlich: „War das nicht Alarm?“

Aber die Gerüchte mußten, wie schon oft, gelogen haben; es blieb alles ruhig. Die Vorgesetzten schienen viel weniger an einen Alarm zu denken als die Untergebenen, die sehr viel daran dachten, bis sie den dummen Gedanken dann endlich ganz aufgaben.

Auch der heutige Tag war wieder ruhig verlaufen. Der Spielmann hatte mit seinem Signal zum Zapfenstreich die letzten Säumigen aus der Stadt geholt; alle waren schlafen gegangen.

In der Kaserne herrschte tiefste Stille; niemand erwartete ein besonderes Ereignis, am allerwenigsten der Posten vor Gewehr, der vor der Kaserne auf und ab ging.

Aber plötzlich hielt er auf seiner Wanderung inne und blickte verwundert auf die Straße. Dort draußen hielt hoch zu Roß, begleitet von seinem Adjutanten, der Oberst und verlangte Einlaß.

Gleichzeitig aber befahl er, die Wachen nicht herauszurufen. Er verzichtete auf die ihm zustehende Ehrenbezeigung, damit jede vorzeitige Störung der schlafenden Mannschaft vermieden werde.

Wenig später hielt der Kommandeur



„Blasen Sie Alarm!“

auf dem Kasernenhof. Er ließ den Spielmann der Wache holen und befahl ihm: „Blasen Sie Alarm!“

Der Mann führte das Signalthorn an den Mund und blies, so laut er nur konnte.

Alarm!

Die Unteroffiziere vom Dienst hatten es zuerst gehört; sie eilten über die Korridore und riefen in jede Stube hinein: „Alarm – Alarm!“

Mit bloßen Beinen fuhren die Leute blitzschnell aus den Betten. Die erst vor kurzem ausgelöschten Lampen wurden wieder angezündet; alle griffen nach der Uniform und den hohen Stiefeln.

Die Spielleute mußten als die ersten fix und fertig sein, denn sie hatten das Signal weiterzugeben.

Kaum waren sie angezogen, so nahmen sie ihr Instrument zur Hand und eilten blasend oder das Spiel auf der Trommel rührend durch die Kaserne. Das gab einen großen Lärm, aber er erreichte seinen Zweck. Alles, was noch schlief, wurde wach; aus der Wohnung eines verheirateten Unteroffiziers erklang sogar gellendes Kindergeschrei.

Dann eilten die Spielleute durch die Straßen der Stadt. Jeder Spielmann ist ein für allemal unterrichtet, wohin er im Falle eines Alarms zu gehen und wen er mit seinem Signal herbeizuholen hat. Vor den Wohnungen der verheirateten und unverheirateten Offiziere wurde Alarm geblasen und getrommelt, und mancher, der sich schon die Morgenschuhe angezogen hatte und gerade überlegte, ob er noch aufbleiben oder doch lieber zu Bett gehen sollte, fuhr jetzt mit einem Ruck in die Höhe.

Die Einjährigen waren im Kasino versammelt, als sie das Alarmsignal hörten.

Also doch noch! Alle hatten sich in Sicherheit gewiegt; dem ganzen Regiment kam der Alarm, wie es sich auch gehört, völlig überraschend.

Die Einjährigen sprangen in die Höhe. Sie schnallten nicht einmal um, sondern die Mütze auf dem Kopf, die Koppel in der Hand, eilten sie über die Straßen, so schnell sie zu laufen vermochten. Die Dienstuniform hatte jeder in der Kaserne; da war es nicht erst nötig, nach Haus zu eilen.

Mit Gedankenschnelle wurde der Extraanzug ausgezogen; die Mannschaften, die meistens schon fix und fertig waren, halfen ihnen. Dann ging es hinunter auf den Kasernenhof, wo das Regiment sich formierte.

Nach und nach kamen auch die Offiziere, die berittenen im Galopp, die Herren Leutnants so schnell sie laufen konnten.

Schon eine halbe Stunde, nachdem das Signal zum ersten

Male geblasen war, stand das Regiment zu Abmarsch bereit, und der Herr Oberst hielt mit seiner Anerkennung auch nicht zurück.

Aber wenn mancher bei diesen Worten glaubte, der Zweck der Übung sei mit dem Antreten erfüllt, und nun könnten alle wieder zu Bett gehen und weiterschlafen, dann irrte er sich. Das Kommando zum Abmarsch erfolgte. Es ging hinaus in die Nacht; niemand wußte wohin.

Auf dem großen Exerzierplatz wurde halt gemacht. Dort erst teilte der Kommandeur seinen Offizieren das Nähere mit. Der Alarm war auf telegraphischen Befehl der Brigade erfolgt; das andere zur Brigade gehörige Regiment war ebenfalls alarmiert und befand sich im Vormarsch. Wie weit der Gegner bereits gelangt war, und wo er sich augenblicklich aufhielt, das wußte man nicht. Es galt jetzt, dem Feind entgegenreücken und so bald wie nur möglich ein weiteres Vorgehen zu verhindern.

Der Vormarsch sollte mit der größten Geschwindigkeit, aber auch mit der größten Ruhe erfolgen. Jedes Sprechen, Singen und Lachen war streng verboten.

Nach einer kleinen Viertelstunde ging es weiter. Auf der Landstraße zog das Regiment in langer stummer Marschkolonne dahin. Man hörte nichts wie die Schritte der Leute, zuweilen das Klappern eines Kochgeschirrs, das nicht ganz fest aufgeschnallt war, und das Schnaufen der Pferde.

Es war eine schöne Sommernacht, lau und mild. So ließ es sich denn flott marschieren, und das Tempo war ziemlich scharf.

Mehr als zwei Stunden war man vorwärts geeilt. Da erfolgte leise das Kommando: „Halt — Gewehr ab!“ Die vorgeschickten Radfahrer waren anscheinend mit einer wichtigen Meldung zurückgekommen. Der Oberst hatte die berittenen Offiziere nach vorn befohlen und hielt mit ihnen eine Besprechung ab.

Dann kam wieder der Befehl zum Antreten und nach einer halben Stunde wieder ein „Halt!“

Die Meldungen über den Feind waren inzwischen zahlreicher und vor allen Dingen genauer eingelaufen; so konnte der Kommandeur seine Befehle erteilen. Zwei Bataillone marschierten auf der Landstraße weiter, das dritte wurde nach links abgeschickt,

denn wie die Patrouille meldete, war der Feind auf zwei Straßen im Anmarsch.

Das dritte Bataillon schwenkte links ab, nahm seinen Weg zuerst durch eine Waldschneise, schwenkte dann wieder nach rechts und ging in der alten Richtung weiter.

Weit vorn im Vorgelände wurde geschossen. Kleine Abteilungen mußten da aufeinander gestoßen sein, vielleicht auch nur Patrouillen, denn nach kurzer Zeit verstummte das Schießen wieder. Alles war still.

Leise zog das Bataillon dahin. Die Nacht war ziemlich dunkel, nur vereinzelt leuchteten Sterne; auch der Mond warf nur einen fahlen Schein zur Erde. Das Gelände, das man jetzt durchschritt, war ziemlich uneben, ein großes gepflügtes Feld mit Furchen und Gräben. Mancher machte einen Fehltritt und stürzte nieder. Sonst pflegt so etwas mit einem derben Witz belohnt zu werden, aber jetzt durfte kein Wort darüber fallen. Die berittenen Offiziere waren abgestiegen, ließen die Pferde hinter der Truppe nachführen und eilten ihr zu Fuß voran. Fast gespenstisch hoben sich zuweilen die Gestalten ab. Die Dunkelheit, das leise Vorgehen, der Gedanke, vielleicht ganz plötzlich vor dem Gegner, der unter dem Schutze der Nacht irgendwo überraschend auftreten konnte, angegriffen zu werden, spannte alle Nerven bis auf das äußerste.

Rechterhand auf der Landstraße mußten die Abteilungen aufeinander gestoßen sein.

Mit einem Male wurde heftiges Schießen hörbar, dem ebenso schnell wieder tiefste Stille folgte.

Kein Geräusch, kein Laut war zu hören.

Und hier links war immer noch nichts vom Feind zu sehen, auch nicht das leiseste Anzeichen.

Wenn nur wenigsten einmal eine Patrouille auf sie feuerte! Dann hätten sie doch gewußt, woran sie waren.

Daß man nichts sehen konnte und auch rein gar nichts hörte, regte alle sehr auf.

Immer weiter ging es.

Von der Landstraße her kam jetzt eine Patrouille auf den Major zu; sie überbrachte ihm mit gedämpfter Stimme eine

Meldung. Leise schlichen die Leute dann wieder in das Dunkel der Nacht zurück.

Gleich darauf gaben die Vorgesetzten das Zeichen zum Ausschwärmen. Der vorderste Zug einer jeden Kompanie löste sich als Schützenlinie auf, die beiden anderen folgten noch geschlossen.

Jetzt wußten alle, daß man sich dem Gegner näherte; die Patrouille mußte soeben genaue Meldung gebracht haben. Die Leute, die man selbst abgeschickt hatte, waren noch nicht zurück; die mußten sich verirrt haben, oder der Rückzug war ihnen vom Gegner abgeschnitten worden.

Man schickte ihnen neue Patrouillen nach, aber auch diese hatten noch keine Meldungen gebracht.

Jetzt konnte man jeden Augenblick auf den Gegner stoßen. Die Spannung und die Erwartung aller waren auf das äußerste gestiegen.

Die Augen offen, den Blick haarscharf geradeaus gerichtet, so ging es weiter.

Da blitzten mit einem Male vorn Schüsse auf, erst nur einzeln, dann immer zahlreicher.

Wir sind am Ziel! Das war der Gedanke, der sie alle beseelte.

Die Unruhe war gewichen, die Gewißheit da.

Viele hatten schon geglaubt, sie seien auf einem ganz falschen Weg und würden hier nie und nimmer auf den Feind stoßen. Nun sahen sie, daß sie doch richtig geführt worden waren

Das Vertrauen zu den Vorgesetzten war mit einem Male wiederhergestellt.

Die ausgeschwärmten Züge warfen sich zur Erde. Die beiden anderen Züge der Kompanien schwärmten als Verstärkung aus. Von drüben wurde immer schneller, immer lebhafter gefeuert.

Nun galt es, das Feuer zu erwidern, die Entfernungen und das Visier zu bestimmen; aber es war nichts zu sehen, nichts wie die für den kurzen Bruchteil einer Sekunde aufblitzenden Schüsse.

Der Major sah ein, ein Feuergefecht war auch hier, wie bei jedem Nachtgefecht, für den Angreifer Munitionsverschwendung. Seine Leute mußten auf gut Glück darauf los schießen. So gab er denn den Befehl: „Auf — marsch!“

Das Feuer auf der gegnerischen Seite wurde stärker; jetzt

hörte man auch von dort das erste Kommando: „Lebhafte feuern!“

Der Gegner, der in gedeckter und geschützter Stellung lag, konnte die aufrecht herannahenden Gestalten, wenn sie auch noch so schwer erkennbar waren, doch wohl sehen.

Man hörte das Kommando auf feindlicher Seite so deutlich, daß es aus nächster Nähe abgegeben sein mußte.

Ein langsames Vorgehen wäre in dieser Lage Verderben gewesen. Man mußte sich, so schnell es nur irgend ging, auf den Gegner stürzen und ihn womöglich über den Haufen rennen.

Der Major rief den Spielleute zu sich heran. Das Signal: „Seitengewehr pflanzt auf!“ ertönte.

Das wird natürlich bei den Friedensübungen nicht ausgeführt, sondern nur markiert. Es ist das Zeichen für den bevorstehenden Sturmangriff.

Die anderen Spielleute des Bataillons nahmen das Signal auf und gaben es weiter. Dann hieß es: „Marsch — marsch — hurra!“

Ein Schnellfeuer von drüben war die Antwort. Aber nun gab es kein Halten mehr, die Hörner bliesen das Avancieren, die Trommeln wirbelten, und mit lautem Hurra stürmten die Leute weiter und weiter.

Noch einmal hieß es jenseits: „Schnellfeuer!“ Dann gleich darauf: „Kehrt — marsch!“

Der Angriff war geglückt, der Feind zog ab.

„Auf den abziehenden Gegner — Schnellfeuer!“

Die Gewehre knatterten, aber mit einem Male ertönte auf der rechten Seite ein lautes: „Marsch — marsch — hurra!“

Der Major übersah sofort die Gefahr, die seinem Bataillon drohte, aber es war zu spät.

Mit lautem Hurra wurde er in der rechten Flanke angegriffen. Es nützte nichts, daß er noch eine Kompanie herumwarf, um den anstürmenden Gegner unter Feuer zu nehmen; er war überumpelt, der feindliche Angriff gelungen.

Jetzt stellte sich heraus, daß in gerader Richtung nur eine Kompanie des Feindes gelegen hatte, während die drei anderen Kompanien des Bataillons eine Umgehung versuchten und auch glücklich ausführten.

Eine Viertelstunde später ertönte das Signal: „Halt!“

Die Übung war beendet. Bei der nun folgenden Kritik entschied der *General* dahin, daß dem *Gegner* zwar die Überraschung auf dem einen Flügel gelungen war, daß aber die beiden anderen *Bataillone* derartig zurückgeworfen seien, daß auch den vier siegreichen *Kompanien* weiter nichts übrig bliebe, als sich ihrem abziehenden *Truppenteil* anzuschließen.

So hatte das *Regiment* denn seinen Auftrag, den *Vormarsch* des *Gegners* aufzuhalten, noch erfüllt. Das ließ sogar das dritte *Bataillon* die erhaltene *Schlappe* ruhig hinnehmen — siegreich waren sie doch gewesen.

Der *Rückmarsch* wurde angetreten, frohe *Soldatenlieder* ertönten. Am Eingang der *Stadt* wurden sie von der *Regimentsmusik* erwartet. Ein flotter *Marsch* setzte ein, und wenn die Leute auch beträchtlich ermüdet und erschöpft waren als sie endlich gegen sieben Uhr morgens wieder heimkehrten, um so stolzer richteten sie sich jetzt auf. Im strammen Schritt ging es dahin, wozu die *Musik* ihre munteren Weisen schmetterte. —

Quartiermacher. — Regimentsexerzieren. — Lustige Geburtstagsfeier. — Manövers Leid und Freud. — Letztes Biwak. — Zurück in die Garnison. — Abschiedsstunde.

In früheren Jahren war das Regimentsexerzieren immer auf dem großen Exerzierplatz abgehalten worden; man hatte die *Garnison* erst zu Beginn der *Reserveübungen* verlassen. Aber seitdem der Hauptwert nicht mehr auf das Schul-, sondern das *Gefechtsexerzieren* gelegt wird, hatte sich der Platz schon lange als nicht mehr groß genug erwiesen, um dort ein ganzes *Regiment* in die verschiedensten *Gefechtsformationen* auseinanderziehen und dann mit ihnen gegen einen markierten *Feind* operieren zu können.

Seit ungefähr vier Jahren rückte das *Regiment* stets in die *Garnison*, wo das mit ihm zu derselben *Brigade* gehörende *Schwesterregiment* stand. Kaum eine halbe Stunde außerhalb der *Stadt* breitete sich dort ein Gelände aus, wie es für militärische Zwecke schöner und idealer gar nicht gedacht werden konnte.

Es bot alles, was man brauchte: große Stellen mit festem Boden für Paradezwecke, ebene Strecken für Schulübungen, aber auch Hügel und Tal, Wald und Wiesen, Übersicht und Deckung.

Es war nicht wie bei armen Leuten – es war alles da, wie man so sagt.

Das Schwesterregiment wurde um diesen Platz von fast allen Garnisonen beneidet, denn häufig muß man anderwärts stundenlang marschieren, um ans Ziel zu gelangen, und es gibt auch Plätze, die so sandig sind, daß das Exerzieren dort zuweilen äußerst anstrengend wird, besonders wenn trotz des weichen Bodens der Schritt dröhnen soll.

Das Ausrücken des Regiments stand unmittelbar bevor. Die Mannschaften waren lustig und guter Dinge. Ein Ausmarsch lockt immer; es macht Spaß, einmal in eine andere Stadt zu kommen, und vor allen Dingen war es für die meisten ja nun auch der Anfang vom Ende. Wenn sie die Garnison nachher wiedersahen, dann war es aus mit dem Soldatenleben; dann gaben sie den bunten Rock wieder an die Kammer ab und erhielten dafür die Zivilsachen zurück, die sie bei ihrem Diensteintritt, gleich nachdem sie eingekleidet worden waren, dort oben abgegeben hatten. Dann waren sie wieder freie Leute, die ihrem Handwerk und ihrem Beruf nachgehen und Geld verdienen konnten.

Der Gesang der Leute erklang auf den Märschen noch fröhlicher als sonst, und flott ging ihnen die Arbeit von den Händen, wenn sie damit beschäftigt waren, ihre Manövervorbereitungen zu treffen.

Morgen sollte das Regiment nun ausrücken. Vierundzwanzig Stunden vorher mußten die Quartiermacher, die bei jedem Bataillon aus einem Leutnant, mehreren Unteroffizieren und Mannschaften bestehen, abrücken, um alles für den Empfang und für die Aufnahme der Truppen bereit zu machen.

Damit die Einjährigen auch diesen Dienstzweig kennen lernten, war von jedem Bataillon einer von ihnen mit einigen anderen Unteroffizieren, Gefreiten und anderen Mannschaften zusammen als Quartiermacher bestimmt worden. Das traf auf Bellmann, den Dicken und Fritz. Am Abend vor ihrer Abreise wurden sie im Kasino von den anderen Kameraden geradezu bestürmt. Jeder wollte das beste Quartier haben, und schwere Strafen wurden

ihnen angedroht, falls sie die Wünsche nicht erfüllen würden. Der eine wollte am liebsten in einem Privathaus wohnen, der andere unter allen Umständen in einem Gasthof, in dem er keine Rücksicht auf seine Wirte zu nehmen und keine Besuche zu machen brauchte; der dritte wollte ein möglichst hartes Bett, weil er auf einer weichen Unterlage nicht schlafen könne, und der vierte wünschte sich wieder eine möglichst weiche Lagerstatt.

Jeder wollte etwas, und jeder wollte etwas anderes.

Die drei sahen ein, daß es ihnen natürlich unmöglich sein würde, alle Wünsche zu erfüllen. Trotzdem notierten sie sich alles gewissenhaft. Vielleicht war es ihnen doch möglich, dem einen oder dem anderen einen Gefallen zu tun, wenngleich sie ja merkten, daß die Kameraden ihre Wünsche mehr aus Übermut als aus wirklichem Verlangen äußerten.

Am nächsten Morgen fuhren die Quartiermacher unter Führung ihres Leutnants ab, und gleich nach der Ankunft in der Stadt ging es zum Rathaus. Dort war schon in wochenlanger Arbeit alles genau vorbereitet. Jede Offizier erhielt für sein Bataillon die nötige Anzahl von Offiziers- und Mannschafts-quartieren nachgewiesen. In der Hauptsache kam es nun darauf an, diese richtig zu verteilen. Der Herr Major mußte natürlich die beste Wohnung haben, der älteste Hauptmann die zweitbeste und so ging das stufenweise weiter. Selbstverständlich wollte jeder der berittenen Offiziere auch sein Pferd in nächster Nähe, und häufig hatten gerade die besten Quartiere keine Stallung, oder umgekehrt. Da galt es, sehr zu überlegen und viel nach-zudenken, bis alle Herren richtig verteilt waren.

Dann kamen die Unteroffiziere an die Reihe. Der Feldwebel brauchte eine große Stube, in der er seine schriftlichen Arbeiten erledigen konnte. Auch der Kammerunteroffizier hatte viel Platz nötig für seine Kisten und Kasten. Jeder Unteroffizier mußte in der Nähe seiner Leute untergebracht werden.

Schließlich kamen die Mannschaften daran. Viele Hauswirte hatten die ihnen von der Stadt zugewiesenen Leute, weil es ihnen selbst an Platz fehlte, ausquartiert. Gasthäuser hatten es übernommen, die Soldaten gegen eine bestimmte Vergütung zu beherbergen und zu verpflegen.

Dann galt es, ein Wachtlokal ausfindig zu machen, ferner den Platz aufzusuchen, auf dem die Kompanien ihre Appelle abhalten und zu jedem Dienst antreten konnten. Als man endlich glaubte, alles erledigt zu haben, da merkten sie, daß sie in der Aufregung vergessen hatten, das Bataillonsbureau uunterzubringen, und das Suchen ging von neuem los.

Das hatten sich die Einjährigen doch viel einfacher gedacht. Bis zum späten Abend liefen sie in den Straßen herum, um das ganze Regiment unterzubringen.

Endlich war es geschehen. An jeder Haustür prangte in großen Kreidebuchstaben, wer dort wohnen solle.

Für den heutigen Tag war die Arbeit getan. Morgen früh mußten alle Quartiere nochmals genau daraufhin angesehen werden, ob auch alles in Ordnung gebracht sei — und dann ging der Ärger erst recht los. Eine Witwe erklärte plötzlich, sie habe es sich in der Nacht überlegt; einen Leutnant wolle sie wohl bei sich aufnehmen, aber keinen Hauptmann. Für den sei sie nicht gut genug eingerichtet.

Der Offizier mußte geholt werden, dem es dann auch endlich gelang, die Frau umzustimmen. Dafür hatte sich dann wieder eine zweite eines anderen besonnen; sie wolle doch lieber anstatt des Einjährigen-Unterroffiziers einen gewöhnlichen Unterroffizier haben. Einjährige seien manchmal recht unbescheiden, und wenn der Herr Leutnant auch tausendmal sage, der Einjährige, den sie bekomme, sei ein sehr netter Mensch, wolle sie doch sicher gehen.

Die Offiziere rangen die Hände, und die Unterroffiziere schalten und tobten.

Um zwölf Uhr sollte das Regiment kommen, jetzt war es schon zehn Uhr. Hier war das Bett für den Herrn Hauptmann noch nicht bezogen, dort fehlten noch die Lichter in den Leuchtern; in dem Pferdestall, in dem die Gäule das Majors stehen sollten, war die alte Streu noch nicht herausgeschafft, die neue immer noch nicht gelegt. Die Mannschaften mußten selbst mit zugreifen, um alles in Ordnung zu bringen. Viele Versprechungen, die die Quartierherren ihnen gegeben hatten, waren noch nicht erfüllt.

Die Quartiermacher liefen hin und her, und als sie dann endlich zum Bahnhof eilten, hatten sie die dunkle Empfindung, als wenn

trotz aller Mühe und Umsicht doch noch nicht alles in Ordnung sei. — Der Extrazug mit dem Regiment lief ein; die Quartiermacher meldeten sich beim Major. Die Kompanien wurden zu ihren Appellplätzen geführt und dort die Quartierzettel ausgegeben.

Auf zahllose Fragen mußten die Quartiermacher jetzt Rede und Antwort geben: „Sind es nette Wirte? Wieviel Treppen hoch? Ist Gas da oder nur eine qualmende Petroleumlampe? Hoffentlich ist keine klavierspielende Tochter im Haus!“

Endlich waren alle Leute untergebracht, und Fritz, Bellmann und der Dicke vereinigten sich in dem Restaurant, in dem die Einjährigen-Unterroffiziere für die nächste Zeit ihr Kasino aufschlagen sollten, zum Mittagessen.

Der Dicke stöhnte auf. „Uff, Kinder! War das ein Stück Arbeit! Nur ein Glück, daß wir uns zum ersten Male seit vierundzwanzig Stunden einen Augenblick gemütlich hinsetzen können. Jetzt herrscht wenigstens Ruhe, denn wenn die anderen kommen, dann ist es damit ja doch vorbei. Dem einen wird dieses, dem anderen jenes nicht recht sein. Ganz zufrieden ist wohl keiner. Aber das sage ich im voraus: ich werde gegen jeden, der da schimpft, mehr als grob.“

Aber es schalt keiner, weder von den Offizieren noch von den Unterroffizieren, und die Mannschaften schienen auch zufrieden zu sein, wenigstens machten sie alle ein vergnügtes Gesicht, als sie am Nachmittag zum Appell erschienen. Das war der beste Beweis dafür, daß sie ordentlich und reichlich zu essen bekommen hatten, und daß es ihnen auch sonst hier gut gefiel.

Der Major sprach den Quartiermachern seine Anerkennung aus. So fanden sie sich denn noch für ihre Mühe belohnt, aber mehr als einmal wünschten die Einjährigen sich doch nicht, als Quartiermacher vorangeschickt zu werden, schon deshalb nicht, weil der andere Dienst viel interessanter war. Lehrreich aber war es immerhin für sie gewesen, einmal zu sehen, an wieviel man zu denken hat, bis eine Kompanie untergebracht ist.

Am nächsten Morgen schon begann das Regimentsexerzieren, um mehrere Tage lang in derselben Weise fortgesetzt zu werden. Meistens schon um sechs Uhr früh stand das Regiment draußen

auf dem Platz, und sobald der Herr Oberst erschien, nahm das Exerzieren auch seinen Anfang.

Es ist eine alte Weisheit, daß der Dienst um so mehr anstrengt, je kleiner der Truppenverband ist, und ein uralter Witz lautet: „Die Bummelei hat ihren Höhepunkt erreicht; das Regiments-exerzieren hat begonnen.“

Aber der Oberst von Eckern ließ keine Bummelei durchgehen; der sah alles. Auf seinem großen Fuchs jagte er, gefolgt von seinem Adjutanten, bald hierhin, bald dorthin, von einem Bataillon zum anderen, überall kontrollierend. Scharf und hell erklang sein Kommando, klar und deutlich gab er seine Befehle. Da war kein Wort zu viel und keins zu wenig. Er hielt mit Lob und Anerkennung nicht zurück, wenn sie verdient waren, aber er ließ es auch nicht an einem kräftigen Donnerwetter fehlen, wenn die Leute nicht ihr Letztes hingaben. Er gehörte nicht zu denen, die den Dienst bis in die Unendlichkeit ausdehnen und glauben, die Länge mache den Erfolg aus, sondern er hörte auf, sobald das, was an jedem einzelnen Tage klappen sollte, auch wirklich nach Wunsch klappte.

Dem Schulexerzieren folgte stets ein Gefecht. Immer neue Aufgaben wurden gestellt, alle möglichen Formationen und Übergänge von einem Gefechtsbild zu dem anderen geübt, und dann kam die Paradeaufstellung des Regiments unter präsentiertem Gewehr.

Da müssen die zwölf Kompanien nebeneinander wie mit der Schnur ausgerichtet dastehen. Die Stiefelspitzen haben eine ebenso scharfe Linie wie die Brustkasten und die Helmspitzen zu bilden. Dabei darf auch nicht ein einziger Mann sich zu weit vornüberlegen, nicht ein einziger darf fehlen (nicht zu sehen sein). Das dauert eine halbe Stunde und länger, bis alles stimmt.

Dann kam das Kommando zum Präsentieren. Unbeweglich mußten die Gewehre dabei in der linken Hand stehen, auch nicht ein einziges durfte wackeln oder sich bewegen.

Aber das Schönste war doch der Parademarsch in der Regimentskolonne. Die zwölf Kompanien in Kompaniefront, in kurzem Abstand hintereinander, die Spielleute des ganzen Regiments und die Musik voran, bis sie unter der Führung des Adjutanten nach links abschwanken, um dort Aufstellung zu nehmen. Dann

der Herr Oberst, den gezogenen Säbel in der Rechten, hinter ihm die Fahnen des Regiments, von den beiden jüngsten Leutnants begleitet, dann das Regiment selbst, mehr als zwölfhundert Mann, die da mit einem Male gleichzeitig im strammen Tritt anmarschiert kamen.

Mittags gegen zwölf Uhr trat man den Rückmarsch an, und jedesmal entbrannte dann von neuem der Streit darüber, wer hinter der Musik marschieren dürfe. Das war zwar durch Regimentsbefehl genau geregelt, aber man hoffte trotzdem immer noch irgendwie eine Änderung herbeiführen zu können. Denn die vorderste Kompanie war zugleich die Fahnenkompanie, und dieser anzugehören gilt als eine große Ehre.

Wenn es am Morgen auch stramm zuging, so boten die Nachmittage dafür desto mehr Bequemlichkeiten. Appelle fanden regelmäßig statt, hin und wieder auch einmal Instruktionsstunde, Exerzieren aber fast gar nicht: nur wenn ein Mann mal gebummelt hatte, mußte er zum Strafexerzieren antreten. Aber das kam schon deshalb sehr selten vor, weil man den bei jedem Dienst neugierig herumstehenden Zivilisten es nicht zeigen wollte, daß und wie ein Soldat bestraft wurde. Lieber schickte man einen solchen Sünder dann auf „Nachtposten“. Selbstverständlich hatte der Betreffende nicht die ganze Nacht hindurch Posten zu stehen, sondern nur alle vier Stunden; aber trotzdem war das Strafe genug, denn er durfte sich, wenn die Wache einging, nicht schlafen legen, sondern mußte gleich mit zum Exerzieren ausrücken.

„Das zieht niederträchtig auf die Knochen,“ wie die Soldaten es nennen, aber bei einer so großen Armee wie der unserigen, die sich aus zahllosen verschiedenen Charakteren zusammensetzt, ist mit Güte allein nicht immer auszukommen.

Die Nachmittage waren so gut wie dienstfrei; die Einjährigen fanden daher Zeit zu Spaziergängen und zum Herumbummeln in der Stadt. Natürlich traten sie auch in nähere Fühlung mit den Einjährigen des Schwesterregiments; auch diese waren alle gleich ihnen bereits zu Unteroffizieren befördert worden. Man tauschte Besuche aus, lud sich gegenseitig ein und unternahm auch manchen gemeinsamen Ausflug.

Dann kam die Regimentsbesichtigung. Wieder trafen alle Vorgesetzten ein, und auch dieses Mal erntete die Truppe nur

Lob. Der Dank des Kommandeurs bestand darin, daß er das Hauptverdienst an dem Lob, das er geerntet hatte, seinen Leuten zuerkannte und ihnen das in einer Ansprache mitteilte.

Ein Ruhetag folgte, ein Tag, an dem die Leute vollständig dienstfrei sein sollten.

„Kinder, morgen stehe ich überhaupt nicht auf,“ erklärte der Dicke abends beim gemeinsamen Essen. „Wenigstens bis zwölf Uhr mittags schlafe ich; jeder der da etwa den ruchlosen Versuch machen sollte, mich zu wecken, kann was erleben.“

„Aber, Dicker, wie kann man nur!“ neckten ihn die anderen.

Er ließ sich nicht beirren. „Ich schlafe — macht, was ihr wollt. Aber ich rate euch: wer seine Bauchgegend lieb hat, der wecke mich nicht, denn im anderen Falle trete ich mit den Füßen um mich.“

Damit verabschiedete er sich sehr bald, aber kaum war er fort, da war es bei den anderen beschlossene Sache, daß sie ihn morgen früh nicht in Ruhe lassen wollten. Niemand wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, ihn in seinem Schlaf zu stören, wenn er nicht selbst so viel von der Möglichkeit, daß man ihn wecken könne, gesprochen hätte.

„Kinder, das gibt einen Heidenspaß,“ rief der Studiosus. „Allerdings hat es für uns das Unangenehme, daß wir dann auch früh aufstehen müssen, aber trotzdem — wenn ich an den Wutanfall des Dicken denke, ich lache mich tot.“

Sie freuten sich alle köstlich bei der Vorstellung, wie der Dicke morgen früh toben und schelten werde, bis er sich dann doch sehr schnell wieder beruhigen und in die allgemeine Heiterkeit einstimmen würde.

Nun galt es, die Stunde festzustellen, in der man ihn aus den Federn holen wollte. Die Übermütigsten schlugen vor, spätestens um sechs Uhr in corpore zu ihm zu ziehen, aber das fanden die anderen zu grausam. Nein, ausschlafen sollte er sich schon, und das wollten sie ja auch selbst, nur zu lange würde man ihn nicht liegen lassen.

Endlich einigte man sich auf neun Uhr.

„Um ihm das Erwachen recht angenehm und sympathisch zu machen, werden wir ihn mit einem Ständchen wecken,“ schlug Bellmann vor, und die anderen stimmten jubelnd bei.

Es war nicht leicht, die hierzu nötigen Lieder zu finden, denn was der eine sang, konnte der andere nicht, und umgekehrt. Aber endlich wurden doch zwei *Gesänge* eingeübt. Viel weiter würden sie ja auch nicht kommen; der Dicke würde ihnen schon irgend etwas an den Kopf werfen.

„Wenn er überhaupt wach wird,“ meinte einer. „Wir wissen ja, wenn der Dicke sich einmal zur Ruhe legt, dann tut er das nicht zum Spaß; dann ist er der Wirklichkeit auch wirklich entrückt.“

Karl, der unmusikalischste von allen, gab einen Ton von sich, der wahrhaft grausam war. „Wenn er diese Töne hört, dann muß er ja vor Entsetzen erwachen.“

Natürlich rechneten sie alle mit der Möglichkeit, daß man ihnen den Zutritt in das Haus verwehren oder ihnen Schwierigkeiten machen würde, bis zum Schlafzimmer vorzudringen; aber auch für diesen Fall wurde ein Ausweg gesucht und gefunden. So trennte man sich dann in fröhlichster Stimmung. Die Parole lautete: „Versammlung morgen früh pünktlich neun Uhr vor der Wohnung des Dicken.“

Mit dem Glockenschlag stellten sich auch alle dort ein. Der Dicke hatte sich nicht das schlechteste Quartier ausgesucht, das mußte man ihm lassen. Er wohnte in dem Hause eines Kunstgärtners, der zum mindesten sehr wohlhabend sein mußte, denn sein Besitz machte einen recht hübschen Eindruck. Im ersten Stock bewohnte der Dicke zwei nach der Straße zu gelegene große Zimmer.

„Wollen wir unseren Kantus nicht hier draußen anstimmen?“ fragte einer der Kameraden. „Das muß jedenfalls sehr hübsch und poetisch sein, wenn der *Gesang* so zu ihm hinauftönt.“

Aber die anderen widersprachen. „Wir sind doch keine herumziehenden Stadtmusikanten,“ hieß es. „Die ganze Straßenjugend würde sich um uns versammeln, und was sollten die Vorgesetzten davon denken, wenn sie es erführen oder einer von ihnen gar hier vorüberginge.“

So entschloß man sich denn, ins Haus zu treten. Vorher aber wurden Fritz und Karl als Deputation vorangeschickt, um von den Wirtsleuten die Erlaubnis zu erbitten, dem Kameraden ein Ständchen bringen zu dürfen. Der Hausherr war nicht an-

wesend, sondern außerhalb der Stadt in seinen Gärten; so mußte man mit der Wirtin allein unterhandeln. Sie machte zuerst die größten Schwierigkeiten. „Das geht nicht, das geht unter keinen Umständen! Nicht, als ob ich etwas gegen den Gesang hätte — im Gegenteil, schöne Männerstimmen höre ich sehr gern, mein Mann ist auch Mitglied von einem Gesangverein — nein, meinetwegen können Sie singen, soviel Sie wollen; aber der Herr Einjährige-Unteroffizier hat mir ausdrücklich gesagt, ich solle keinen Menschen vorlassen, der zu ihm wolle, nicht einmal den Geldpostboten, falls er etwa käme. Na, und wenn jemand schon für den nicht zu sprechen ist, dann muß er es doch wirklich nötig haben, sich auszuschlafen.“

Es war nur ein Glück, daß die Einjährigen diesen Fall gestern vorausgesehen und dementsprechend ihren Entschluß gefaßt hatten.

So sagte denn Fritz: „Selbstverständlich würden wir ohne weiteres Ihren Worten folgen und gleich wieder fortgehen, wenn unser Freund heute nicht seinen Geburtstag hätte. Er ist ein so überaus bescheidener Charakter, daß es ihm peinlich ist, von uns irgendwie gefeiert zu werden. Nur aus diesem Grund hat er sich jede Störung verbeten. Wenn einer von uns seinen Geburtstag hat, dann denkt er sich für den immer neue Überraschungen aus; aber jetzt, da er selbst Glückwünsche entgegennehmen soll, da will er nicht — das heißt, er tut nur so. Im Grunde seines Herzens wird er sich doch sehr freuen, wenn wir ihn mit einem Ständchen begrüßen.“

Die Wirtin wurde schwankend. „Allerdings, wenn das so ist — davon hat der Herr Einjährige mir aber gar nichts gesagt. Da weiß ich wirklich nicht, ob ich ja oder nein sagen soll.“

„Sagen Sie nur ja,“ bat Karl, und schon wollte die Frau nachgeben, da erschien plötzlich der Putzer des Dicken.

„Der Herr Einjährige-Unteroffizier schläft noch; er darf unter keinen Umständen geweckt werden. Er hat gedroht, mir am ersten Oktober, wenn er entlassen wird, seine alten Sachen nicht zu schenken, wenn ich irgend jemand hinauflasse.“

Das war eine neue Gefahr. Aber auch die wurde mit dem Märchen von dem Geburtstag beseitigt. Allerdings war dem Burschen so, als habe sein Herr schon einmal in diesem Jahr seinen

Geburtstag gehabt, und er selber bei dieser Gelegenheit einen Taler und ein paar Zigarren bekommen. Aber vielleicht war das damals nicht der richtige Geburtstag gewesen; der war dann wohl erst heute, und die Aussicht, womöglich jetzt wieder einen Taler und Zigarren zu erhalten, ließen ihn seinen Entschluß ändern.

„Na, dann meinetwegen. Aber die Verantwortung lehne ich trotzdem ab.“

So winkte Karl denn den Kameraden, die ungeduldig draußen auf der Straße das Ende der Unterhandlung abwarteten. Dann traten sie ins Haus und schlichen leise die Treppe hinauf. Von gelegentlichen Besuchen, die sie dem Kameraden abgestattet hatten, kannten sie seine Zimmertüren ganz genau.

Oben im Korridor, von dem noch eine Treppe in den zweiten Stock hinaufführte, nahmen die Einjährigen-Unterroffiziere Aufstellung. Bellmann gab als Kapellmeister das a an, und a—a—a—klang es aus den verschiedenen Kehlen und in den verschiedensten Tonarten zurück.

Gleich darau setzte der Gesang ein: „Wachet auf — wachet auf!“ Ein donnernder Trommelwirbel, mit den Fäusten gegen die Tür ausgeführt, begleitete den poetischen Morgengruß.

Dann aber verkrochen sich alle blitzschnell hinter die Treppe, denn sie erwarteten, daß der Dicke nun mit Worten des Zornes auf den Lippen zwischen sie treten werde.

Aber im Zimmer blieb alles ruhig, nichts rührte sich. Eine Weile warteten sie noch, dann krochen sie aus ihren Schlupfwinkeln nach und nach wieder hervor. Um einen so gesunden Schlaf konnte man den Dicken wirklich beneiden. Aber wach werden mußte er. Allerdings, die Trommelwirbel durfte man nicht weiter fortsetzen; da konnte unter Umständen die Tür entzweigen, und so was durfte man auch im übermütigsten Scherz nicht machen. Der Gesang allein mußte ihn wecken. Hatte ein Orpheus durch die Macht seiner Töne selbst die wildesten Tiere aus dem Wald herangelockt, so würden sie alle zusammen den Dicken doch wohl dahin bringen, auf der Bildfläche zu erscheinen. Wieder gab Bellmann das Zeichen, und Körners Reiterlied erklang: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken.“ Ganz

geeignet war das für ein Morgenständchen ja gerade nicht, aber bei der kleinen Auswahl von Liedern, die ihnen zur Verfügung stand, durften sie nicht allzu wählerisch sein. Was sie sangen, war ja auch schließlich einerlei; die Hauptsache blieb, daß sie sangen.

Und wie sangen sie! Es war einfach gräßlich.

Nach dem zweiten Vers waren die meisten schon heiser, so hatten sie sich angestrengt. Aber das half alles nichts, wach werden mußte der Dicke.

Der dritte Vers begann — er wurde noch lauter gesungen, aber in den Zimmern rührte sich nichts.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte einer der Kameraden. „Das sind vielleicht gar nicht die Stuben des Dicken.“

Aber jeder Irrtum war ausgeschlossen.

„Nein, richtig ist es hier schon,“ widersprach ein anderer. „Na, ein Lied können wir ja noch zugeben; wenn auch das nichts hilft, gehen wir weiter. Daß wir uns hier ohne jeden Erfolg heiser schreien, hat ja keinen Zweck.“

Die anderen stimmten ihm bei und ein neues Lied begann: „Eine Wasserm Maus und eine Kröte stiegen abends in der Morgenröte einen steilen Berg hinan.“

Unterdessen stand der, dem dieses Lied galt, nur mit einem langen weißen Nachthemd bekleidet, das ihm bis auf die Füße reichte, oben im zweiten Stock und blickte, über das Gelände gebeugt, auf die Sänger unter sich. Ein vergnügtes Lächeln umspielte seinen Mund, und ein paarmal mußte er mit Gewalt an sich halten, um nicht laut aufzulachen. Und das nicht ohne Grund, denn von Zeit zu Zeit warf er einen zärtlichen Blick auf eine große Blechschüssel, die bis zum Rand mit Wasser gefüllt neben ihm auf einem Stuhl stand.

Am meisten aber freute er sich darüber, daß die anderen ihn für so töricht gehalten hatten, es nicht vorauszuahnen, daß sie ihm einen Streich spielen würden. Deshalb war er gestern schon um neun Uhr schlafen gegangen, aber nicht in seiner Stube, sondern in einem bereitstehenden Fremdenzimmer, das sein Hausherr, den er ins Vertrauen zog, ihm oben im zweiten Stockwerk zur Verfügung gestellt hatte.

„Nun können die da unten Lärm machen, soviel sie wollen,

ich höre nichts," hatte sich der Dicke am Abend zuvor gesagt. Aber morgens um acht Uhr war er doch schon von selbst wach geworden. Er war das zeitige Aufstehen so gewöhnt, daß er es ganz verlernt hatte, wie früher bis zum hellen Mittag fest zu schlafen.

Der Dicke freute sich oben, als der Gesang begann, königlich und spähte voll Neugierde dann nach der Gelegenheit aus, den Sängern da unten seinen Dank abstatten zu können.

Jetzt schien sie gekommen zu sein. Bellmanns Tenor sang gerade in den zärtlichsten Tönen den Anfang der Schlußstrophe. Aber weiter kam er nicht. Der Dicke hatte die Schüssel mit beiden Händen erfaßt, sich dann weit vornüber gebeugt und — kladderadatsch! — bekamen die Sänger den nassen Gruß über die Köpfe.



„Kladderadatsch!“ — Die Sänger bekamen den nassen Gruß auf die Köpfe.

Aber nicht das Wasser allein. Damit er ja nicht gesehen werde, hatte der Dicke sich blitzschnell zurückgezogen. Die Blechschüssel stieß dabei gegen das Geländer, entglitt seinen Händen und fiel Bellmann auf den Kopf.

„Au —“

Ein unterdrückter Schrei ertönte, aber der Dicke hörte ihn nicht mehr. Der war in sein Zimmer geeilt, hatte die Tür hinter

sich zugeschlossen und lag schon wieder im Bett, vor Vergnügen mit Händen und Füßen strampelnd.

Die Sänger unten waren weniger vergnügt. Ganz trocken war keiner von ihnen davongekommen. Prustend und sich schüttelnd standen sie da und trockneten sich mit ihren Taschentüchern ab.

„Was war denn das eigentlich?“ fragte der Studiosus endlich.

„Eine Blechschüssel nebst Inhalt,“ erwiderte Bellmann gelassen; „das Ding ist mir gerade auf den Schädel gefallen — nur ein Glück, daß es so leicht war, sonst hätte es böse ausfallen können.“

„Wir scheinen uns hier im Haus irgendwie unbeliebt gemacht zu haben,“ sagte einer.

Die anderen stimmten ihm bei. „Das scheint uns beinahe auch so. Aber wer kann das nur gewesen sein?“

Sie standen vor einem Rätsel.

„Meine Herrschaften, das geht doch eigentlich nicht,“ erklärte der Studiosus, „daß wir uns das ohne weiteres gefallen lassen. Wir müssen den Täter wenigstens feststellen und es uns vorbehalten, mit ihm später noch ein paar sehr ernste Worte zu reden.“

Aber die anderen widersprachen. „Nur keine Geschichten! Blamiert haben wir uns ohnehin schon mehr als genug. Je weniger wir von dem verunglückten Ständchen sprechen, desto besser ist es.“

Das sah der Studiosus denn auch schließlich ein, und so zogen die Sänger sehr betrübt von dannen. Sie hatten sich den Verlauf der Sache wesentlich anders gedacht; aber gegen den Schlaf des Dicken war anscheinend kein Gesang gewachsen.

Mittags um halb zwei vereinigten sich alle zum Essen, nur der Dicke fehlte; der kam erst mit einer halben Stunde Verspätung.

„Seid mir nicht böse,“ bat er, „daß ich auf mich habe warten lassen. Aber ich hatte den strengsten Befehl gegeben, mich nicht zu wecken, und da bin ich eben erst wach geworden. Es tut doch gut, wenn man sich einmal ordentlich ausschläft.“

Die anderen sahen sich ganz erstaunt an. Wußte der Dicke wirklich nichts von dem Ständchen? Sie hatten zwar, als sie fortgingen, die Wirtin und den Burschen gebeten, ihm nichts zu sagen, daß sie dagewesen waren; die Überraschung sei mißglückt, sie wollten ihm das Ständchen nun nochmals im Kasino bringen,

aber das dürfe er vorher natürlich nicht wissen, sonst sei er bei seiner Bescheidenheit imstande, gar nicht zu Tisch zu kommen.

Es war ja möglich, daß die beiden wirklich geschwiegen hatten, aber sehr wahrscheinlich war es nicht.

Doch der Dicke machte ein so ruhiges und harmloses Gesicht, daß die anderen an ihm irre wurden.

„Aber Bellmann, was für eine Beule hast du denn da auf der Stirn?“ fragte er jetzt mit wirklichem Erstaunen. „Das sieht ja beinahe so aus, als wenn dir etwas auf den Kopf gefallen wäre — eine Blechschüssel oder etwas Ähnliches.“

Mit einem Male wurden die anderen hellhörig.

„Wie kommst du denn gerade auf eine Blechschüssel?“ fragte Bellmann mißtrauisch.

Um den Mund des Dicken spielte ein verhaltenes Lächeln. „Na, man hat doch auch seine prophetische Begabung, und wenn man auch nicht immer vorausbestimmen kann, was da kommt, so kann man doch wenigstens manchmal raten, was gewesen ist.“

Mit einem Satz sprangen die anderen in die Höhe; der Dicke wurde umringt. Alle schrieten gleichzeitig auf ihn ein. „Du Schlingel! — Du bist es also gewesen? — Wo hast du denn gesteckt? Das sollst du uns büßen. Aber erst erzähle; dann werden wir die Strafe für dich bestimmen.“

Der Dicke quietschte laut auf. „Kinder, kommt mir nicht zu nahe. Ich bin kitzlig, das wißt ihr doch.“

Als die anderen aber trotzdem nicht zurückwichen, sondern mit ausgestreckten Zeigefingern, als ob sie ihn wirklich kitzeln wollten, ihm immer näher auf den Leib rückten, da gab er klein bei.

„Setzt euch alle hin, dann will ich es euch erzählen.“

Das geschah dann auch, worauf der Dicke mit den Worten schloß: „Und denkt euch mal, meine Wirtin hat euch das mit dem Geburtstag wirklich geglaubt und mir einen Kuchen gebacken, der so groß ist, daß sich eine Korporalschaft daran sattessen kann. Der Putzer wird ihn nachher bringen. Ich stifte ihn der Tafelrunde. Das soll mein Dank sein für das schöne Ständchen.“

Bei dem Kuchen wurde dann schließlich Versöhnung gefeiert. Alle lachten jetzt selbst über ihren Hereinfall, nur Bellmann grollte. Verursachte ihm die Beule auch keine Schmerzen, war die An-

schwellung doch so groß, daß er fürchtete, am kommenden Morgen keinen Helm aufsetzen zu können, und daß er sich am ersten Tag des Brigadeexerzierens krank melden sollte, das kam ihm mehr als unerwünscht. Und in der Mütze konnte er doch nicht erscheinen.

Als er davon sprach, erzählte ein Kamerad von einem Rittmeister, der vor vielen Jahren in seinem Geburtsort in Garnison stand. Der hatte den Feldzug 1870/71 mitgemacht und in einem Reitergefecht so viele und so schwere Kopfwunden erhalten, daß es ihm dauernd unmöglich war, anders als in der leichten Feldmütze zum Dienst zu erscheinen. Die Pelzmütze, die dem Helm der Infanterie entspricht, konnte er nicht mehr tragen. Er hatte deshalb daran gedacht, seinen Abschied einzureichen, aber durch eine besondere Kabinettsorder hatte der alte Kaiser Wilhelm ihm erlaubt, jederzeit, bei allen Gelegenheiten vor allen Vorgesetzten, ja sogar vor seinem obersten Kriegsherrn, in der Mütze zu erscheinen, und hatte dadurch den Mut des tapferen Offiziers öffentlich anerkannt und geehrt.

Bellmanns Befürchtung erwies sich als grundlos. Am nächsten Morgen war die Geschwulst fast ganz zurückgegangen, und wenn der Helm auch etwas drückte, so konnte Bellmann doch den Dienst mitmachen.

Das Brigadeexerzieren bestand eigentlich nur aus Gefechtsübungen, und schon nach fünf Tagen erfolgte die Vorstellung. Auch hier schnitt alles gut ab. Bei der Kritik sprachen die höchsten Vorgesetzten ihre Überzeugung dahin aus, daß die Brigade bei den jetzt beginnenden Manövern die Aufgaben, die an sie heranträten, jederzeit glänzend lösen würde.

Nach der Besichtigung gab es wieder einen Ruhetag, aber da wagte es niemand, den Schlaf des Dicken nochmals zu stören; sie hatten an den Erfahrungen vom letzten Male noch mehr als genug.

Am nächsten Morgen begannen dann die Manöver. Da galt es Abschied nehmen von der Stadt, in der man frohe Tage verlebt hatte. Aber es hieß auch Abschied nehmen von dem schönen Quartier, denn was der Truppe in dieser Hinsicht bevorstand, das sollte — wie ihnen gesagt worden war — nicht allzu verlockend sein. Man kam in eine arme Gegend, wo keine hohen

Anforderungen gestellt werden durften; hier galt es vielmehr, mit dem zufrieden zu sein, was die Leute freiwillig boten und bieten konnten.

Fritz und Karl lernten gleich am ersten Tag die Freuden und Leiden eines Manöverquartiers kennen.

Morgens um fünf Uhr war das Regiment ausgerückt; gegen ein Uhr wurde Halt geblasen und der Abmarsch in die Quartiere angetreten. Fritz und Karl hatten wenigstens insofern Glück, als sie mit ihren Leuten keinen weiten Marsch mehr zu machen brauchten, sondern schon nach einer kurzen halben Stunde das Dorf erreichten, in dem sie bis zum nächsten Morgen bleiben sollten, um dann wieder in einem anderen Quartier Unterkunft zu finden. Denn bei den Manövern ist das Gefecht, wenn Halt geblasen wird, nicht wie bei den Felddienstübungen beendet, sondern es wird nur abgebrochen, um am nächsten Tage fortgesetzt zu werden. Auch in der Zwischenzeit ruht das Gefecht nicht ganz. Die Truppen, die Quartier beziehen, sichern sich durch Vorposten, die Tag und Nacht draußen im Gelände stehen; der Patrouillendienst hört nicht auf, man befindet sich eigentlich fortwährend in Gefechtsbereitschaft. Entweder kann auf Grund der bei der Leitung einlaufenden Nachrichten und Befehle ein sofortiger Angriff notwendig werden oder der Gegner unvermutet einen Angriff wagen.

Fritz und Karl erhielten Unterkunft in einem Dorf, das hauptsächlich von kleinen Torfbauern bewohnt wurde. Grau und schmutzig wie die Gegend war auch der Anblick der Häuser. An denen gab es keinen Schmuck und keinen Zierat; sie waren mit den einfachsten Mitteln hergestellt.

Erst galt es, die Mannschaften unterzubringen und nachzusehen, ob es ihnen auch nicht an dem Notwendigsten fehle; dann suchten sie selbst ihr Quartier auf. Die Aufschrift an der Haustür: „Zwei Einjährige-Unteroffiziere, zwei Putzer“ zeigte ihnen bald, daß sie an Ort und Stelle waren.

Sie mußten den Helm abnehmen, um durch die niedrige Tür eintreten zu können. Nachdem sie ihre Quartierbillette abgegeben hatten, wurden sie mit einem herzlichen Händedruck von ihrer Wirtin begrüßt und von der einfachen Frau in die ihnen zuge-

wiesene Stube geführt. Diese war klein und niedrig; eine entsetzliche Luft schlug ihnen entgegen. Hunderte von Fliegen schwirrten im Zimmer hin und her. Und doch sahen sie auf den ersten Blick, daß es die sogenannte gute Stube war, welche die Wirtsleute ihnen eingeräumt hatten. An den Wänden hingen Photographien und zahlreiche Haussegen; auf den Borden standen kleine Nippessachen, sogar ein Sofa war vorhanden. Die Fensterbretter waren mit starkkriechenden Blumen in bunten Töpfen besetzt, die Fenster selbst aber von außen mit einem dicken Drahtgeflecht versehen, wohl zur Sicherheit gegen etwaige Diebe.

„Erlauben Sie, die Fenster etwas aufzumachen?“ bat Fritz, der in der glühendheißen Luft fast zu ersticken drohte.

Aber die Frau widersprach: „Dann fliegt uns ja die ganze gute Stube voll Staub; wir machen immer nur die Tür auf.“ Endlich willigte sie doch ein, aber es half nicht viel. Die Fenster waren zu klein und zu niedrig, um eine größere Luftzufuhr zu ermöglichen.

Da erschien auch schon ein Mädchen und brachte das Essen: eine große Schüssel voll Fleischbrühe und zwei gebratene Hühner.

„So, und nun lassen Sie es sich mal gut schmecken,“ sagte die Wirtin.

„Aber wo können wir unsere Sachen ablegen? Wo ist unser Schlafzimmer?“

Die Frau sah die beiden sehr erstaunt an. „So was kennen wir nicht — wir schlafen hier,“ und dabei öffnete sie die Doppeltüren eines großen Wandschranks, der in eine tiefe Nische eingelassen war.

Das war ein sogenannter Bettschrank; ein breites Bett, für zwei Personen berechnet, aus einem Strohlager hergestellt, mit zwar grobem, aber schneeweißem Leinen bezogen, wurde dort sichtbar.

„Hier, da schlafen Sie beide — besser haben wir das nicht, und dies hier“ — sie zeigte auf einen dicken Knüppel, der an einem Lederriemen am Kopfende des Bettes hing — „das ist der Müsknüppel. Wenn die Mäuse heute nacht zu laut im Stroh rascheln, dann schlagen Sie mal feste mit dem Knüppel gegen die Wand; dann sind sie still.“

Die Frau verließ die beiden Einjährigen. Einen Augenblick sahen sich Fritz und Karl verdutzt an, dann brachen sie in schallendes Gelächter aus. „Na, die Sache kann ja niedlich werden,“ rief Fritz. „Hoffentlich schlagen wir uns nicht mit dem Knüppel gegenseitig auf die Köpfe, sonst erleben wir eine neue Auflage der Rattenjagd, die der Dicke hatte.“

Sie setzten sich nun zu Tisch. Man merkte, die Leute hatten ihr Bestes getan; sie hatten es sogar zu gut gemeint, denn alles schwamm in Fett. Aber sonst war das Essen reichlich und gut. Das schienen auch die Fliegen zu finden, denn sie flogen beständig herbei, setzten sich auf das Fleisch und auf die Kartoffeln, fielen in die Suppe und in die Soße und ließen sich nur mit Mühe verscheuchen. Waren sie glücklich vom Essen weggejagt, dann setzten sie sich den beiden auf die Hände und auf den Kopf, auf die Nase und auf die Ohren.

„Wenn ich nur wüßte, wo man sich hier waschen kann,“ sagte Karl, als der Hunger gestillt war; „es wird wirklich Zeit, daß wir etwas für die Reinlichkeit tun.“

Die Putzer wurden herbeigerufen, um Waschgeschirr und Handtücher zu bringen, aber schon nach kurzer Zeit kamen sie mit dem Bescheid zurück, die Wirtin sehe es nicht gerne, daß der Fußboden in ihrer guten Stube naß werde; sie lasse fragen, ob die Herren sich nicht draußen waschen möchten.

Da blieb ihnen denn nichts anderes übrig. Aber wenn sie geglaubt hatten, ihre Absicht auf der Diele ausführen zu können, deren Boden aus hartem Lehm bestand und an die Stallungen angrenzte, dann irrten sie sich. Nein, draußen im Garten war der Waschtisch aufgestellt, und der bestand auch nur aus einem Holzschemel, auf den man eine Schüssel gesetzt hatte.

„Aber wir können uns doch hier nicht halb ausziehen,“ sagte Fritz. „Damit, daß wir uns nur Gesicht und Hände waschen, ist es doch nicht getan.“

Karl zerstreute seine Bedenken. „Wer sollte denn daran Anstoß nehmen? Etwa die neugierige Dorfjugend oder die Bewohner des Hauses? Die waschen sich, wenn sie es überhaupt tun, doch auch sicherlich hier heraußen. Nur Mut!“

Als sie mit entblößtem Oberkörper dastanden und mitten im

besten Waschen waren, ritt draußen auf der Dorfstraße, die dicht am Garten vorüberführte, der General mit seinem Adjutanten vorbei. Zufällig warf er einen Blick über den Zaun; Fritz und Karl bemerkten den Vorgesetzten und nahmen eine stramme Haltung ein.

Der General legte danken die Hand an den Helm. Gleichzeitig aber mußte er, zu seinem Begleiter gewandt, einen Scherz gemacht haben, denn fröhliches Lachen klang zu ihnen herüber.

„Ländlich — schändlich!“ rief Karl. „Aber das schadet nichts, die Hauptsache ist, daß wir sauber werden.“

Als sie die Wäsche beendet hatten, machten sie sich in ihrem Zimmer auf die Fliegenjagd. Die beiden Putzer wurden hinzugerufen. Mit Handtüchern und Servietten bewaffnet rückte man dem Feind auf den Leib; Fenster und Türen wurden geöffnet, und man versuchte, die lästigen Tiere hinauszujagen. Aber vergebens! So viel Fliegen zum Fenster auch hinausflogen, ebensoviele kamen von der Diele aus wieder herein.

Vielleicht wären sie doch noch Sieger geblieben oder hätten wenigstens einen kleinen Erfolg aufzuweisen gehabt, wenn nicht plötzlich die Wirtin in der höchsten Erregung erschienen wäre. Die war draußen im Moor auf Arbeit gewesen und stand nun vor ihnen, die Wangen vom schnellen Lauf gerötet.

„Was fällt Ihnen denn ein, hier alles kurz und klein zu schlagen?“

Sie stürzte auf Fritz und Karl zu, ebenso auf die beiden Putzer, riß ihnen die Tücher aus der Hand und drängte sie dann fast mit Gewalt aus der Stube, deren Tür sie hinter sich abschloß.

„So, hier draußen bleiben Sie nun, und heute nacht, da können Sie mit den anderen oben im Stroh schlafen, oder wo Sie sonst wollen; aber in die gute Stube kommen Sie mir nicht wieder hinein! Das hat man nun davon, daß man Ihnen alles so gut gegeben hat, wie man es nur konnte. Zum Dank schlagen Sie nun alles entzwei.“

Es dauerte lange, bis die Frau sich beruhigte. Dann aber war der Irrtum schnell aufgeklärt. Eine Magd hatte die vier in der Stube herumjagen sehen und war ins Moor hinausgeeilt, die Wirtin zu warnen. „Denen gefällt es nicht bei uns, und weil sie nicht zufrieden sind, machen sie jetzt alles kaputt.“

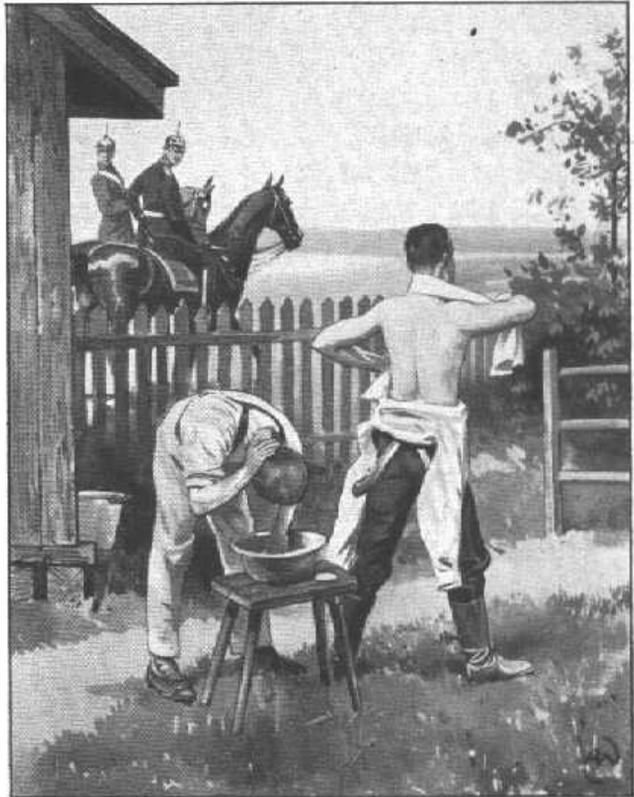
Als man der Frau den wahren Zusammenhang mitteilte, begriff sie ihn nicht. „Wie können Soldaten vor so 'n paar Fliegen bange sein? Die beißen doch nicht, und wenn sie sich irgendwo hinsetzen, das merkt man doch gar nicht.“

Trotzdem mochte sie wohl einsehen, daß sie ihren Einjährigen unrecht getan hatte. So zog sie denn den Schlüssel wieder aus der Tasche und öffnete die Stubentür.

„Na, wenn das so ist, dann gehen Sie wieder hinein; entzwei gemacht haben Sie ja schließlich noch nichts.“

„Und wir werden es auch nicht tun, dar-auf können Sie sich verlassen,“ beruhigten beide ihre Wirtin. Dann aber faßten sie den Ent-

schluß, einen Gedanken auszuführen, auf den die Frau sie vorhin, als sie schalt, gebracht hatte. Sie verzichteten freiwillig auf den zweifelhaften Genuß, die heiße Sommernacht in dem warmen Bettschrank zuzubringen und beständig mit dem Müsknüttel um sich schlagen zu müssen, und ließen sich von ihren Putzern oben auf dem Boden ein schönes Strohlager bereiten, wo sie die Nacht hindurch so herrlich schliefen, daß sie beide noch fest schnarchten, als Reveille geblasen wurde.



Draußen ritt der General mit seinem Adjutanten vorüber.

Am Mittag kam das dritte Bataillon auf Vorposten.

Nach Beendigung des Gefechtes wurde das Biwak bezogen, schnell abgekocht, und dann rückten die Posten ab.

Das aus drei Kompanien bestehende Vorpostengros blieb im Biwak liegen und richtete sich dort, so gut es ging, häuslich ein. Die Vorpostenkompanie wurde etwa achthundert Meter weit vorgeschoben; sie schickte wiederum zu ihrer Sicherheit eine Feldwache und zwei selbständige Unteroffiziersposten aus. Den einen davon erhielt Fritz.

Mit den genauesten Instruktionen versehen, marschierte er an den ihm bezeichneten Platz, an den Westrand eines kleinen Gehölzes, um dort Aufstellung zu nehmen. Er hatte im ganzen elf Mann bei sich, und zwar eine Patrouille von zwei Mann, um die Verbindung mit dem Nebenposten aufrecht erhalten zu können, eine Patrouille von drei Mann, um sie gegen den Feind vorzuschicken, und sechs Mann zum Postenstehen, denn beim Feldwachtdienst gibt es nur Doppelposten.

Zunächst galt es, die Leute zu instruieren; sie mußten genau wissen, von wo der Feind zu erwarten war, wo die Nebenposten standen, und wo die Abteilung ruhte, die sie sichern sollten.

Nur das dritte Bataillon befand sich im Biwak, die beiden anderen waren, ebenso wie gestern, in Dörfern und Ortschaften untergebracht.

Schon nach einer Stunde kam der Hauptmann, um die Posten abzufragen und sich davon zu überzeugen, daß jeder genau Bescheid wußte, denn der Herr General war dafür bekannt, daß er jeden Abend die Posten abritt. Wenn er darunter einen Mann fand, der nicht ganz genau über alles Auskunft geben konnte, dann wurde er sehr ungnädig, und mit vollem Recht, denn die Manöver sind ja dazu da, um die Leute in jeder Hinsicht auf den Ernstfall vorzubereiten.

Der Hauptmann war von dem Ergebnis seiner Prüfung sehr zufriedengestellt. Als gegen Abend der General erschien, erntete Fritz von neuem Lob; seine Leute waren keine Antwort schuldig geblieben.

Es war ungefähr sieben Uhr, als der General fortritt. Jetzt war kein Besuch irgendeines hohen Vorgesetzten mehr zu erwarten; nun herrschte Ruhe.

Die Wachtposten standen wenige Schritte entfernt, mit dem Gewehr unter dem Arm, und spähten immer geradeaus, während Fritz es sich mit seinen Leuten in einem Graben bequem gemacht hatte.

Von der Kompanie kamen Mannschaften und brachten Stroh für das Nachtlager, andere brachten das Abendessen: große Stücke Wurst und Speck, in den Kochgeschirren warmen Kaffee. Für den Einjährigen schickte der Hauptmann aus der Weinkiste, welche die Offiziere im Manöver auf dem Bagagewagen mit sich führen, eine halbe Flasche Rotwein.

Das Mahl wurde verzehrt, die Leute von der Kompanie gingen wieder zurück. Auf Posten wurde es immer stiller.

Gegen acht Uhr wurden bei der Vorpostenkompanie und bei dem Vorpostengros die Lagerfeuer angezündet. Große Holzhäufen, aus mächtigen Scheiten bestehend, wurden in Brand gesteckt, damit die Leute an dem Feuer sich wärmen konnten.

In der Postenlinie selbst darf keines brennen, damit man nicht dadurch den feindlichen Patrouillen den Standpunkt verrät.

Aber es ging auch so; die Mäntel wärmten mehr als genug.

Wenig später gingen die Sterne am Himmel auf; tiefer Friede ruhte über der Landschaft.

Auf der Landstraße rollte zuweilen ein Wagen dahin, sonst war alles still.

Da drüben lag der Feind. Würde er die Nacht zur Ruhe benutzen oder es versuchen, die Stellung, aus der er am Morgen in einem heftigen Gefecht zurückgedrängt worden war, durch einen plötzlichen Angriff wiederzugewinnen?

Das wußte niemand. Da hieß es auf der Hut sein und die Augen und Ohren offen halten.

Immer stiller wurde die Nacht. Es war, als wenn die Ruhe von Stunde zu Stunde mehr zunehme.

Von Zeit zu Zeit tauchte eine Patrouille auf, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Posten aufrecht erhielt und zugleich die Aufgabe hatte, die Wachsamkeit der Leute zu prüfen.

Auch auf der Landstraße blieb der Patrouillendienst in vollem Gange. Jedem Regiment war eine kleine Kavallerieabteilung zugewiesen, die auch während der Nacht nicht müßig sein durfte.

Des öfteren trabte eine Patrouille auf der Landstraße dahin. Deutlich hörte man den Hufschlag und das Schnaufen der Pferde. Wenn die Reiter zurückkamen, meldeten sie, ob sie etwas vom Gegner gesehen hatten.

Beim Gegner war alles still; nirgends ließ sich ein verdächtiges Anzeichen vernehmen.

In seinen Mantel gehüllt lag Fritz neben seinen Leuten auf der Erde und sah zum Sternenhimmel auf. Zuweilen fühlte er, wie die Müdigkeit ihn doch übermannen wollte; dann sprang er schnell auf und lief hin und her, bis er wieder ganz munter war.

Seine Leute schnarchten; er selbst mußte auf jeden Fall wach bleiben, schon damit die Posten rechtzeitig abgelöst wurden.

Gegen zwei Uhr wurde es empfindlich kalt. Die Mannschaften vergruben sich tiefer in das Stroh, deckten sich damit zu, als wäre es eine Bettdecke, und schliefen dann weiter.

Und immer stiller wurde die Nacht.

Auf der Landstraße kam plötzlich eine Kavalleriepatrouille im Galopp zurück, bald darauf eine zweite. Schüsse tönnten hinter her.

„Feind im Anmarsch!“ riefen sie dem Posten zu.

„An die Gewehre!“ Das Kommando ließ die Leute schnell wach werden. Sie sprangen in die Höhe, faßten das Gewehr und nahmen Stellung.

Auch hinten bei der Feldwache und bei der Vorpostenkompanie wurde es lebendig. Man hörte halblaute Befehle, dann kam der Hauptmann nach vorne gesprengt; aber vorläufig war noch nichts zu sehen.

Die Kavallerie hatte den Anmarsch einer feindlichen Abteilung in der ungefähren Stärke einer Kompanie gemeldet.

Da galt es auf der Hut zu sein. Die Vorpostenkompanie nahm eine Verteidigungsstellung ein und erwartete so den Gegner.

Es waren Minuten höchster Spannung und Erregung.

Endlich sah man, wie sich eine Abteilung von der Landstraße auf das freie Feld hinüberbewegte und dann, in Schützenlinien aufgelöst, unter dem Schutz der Nacht weiter vorzudringen versuchte.

„Geradeaus, auf den anrückenden Gegner, Schnellfeuer!“

Die Schüsse krachten und blitzten im Dunkeln, aber von drüben wurde das Feuer nicht erwidert. Der *Gegner* mußte versucht haben, eine gewaltsame Rekognoszierung zu unternehmen, sah aber jetzt wohl ein, daß er auf überlegene Kräfte gestoßen war, daß von einer Überraschung, wie sie geplant sein mochte, nicht die Rede sein konnte.

Von dem Feind war bald nichts mehr zu sehen. Kavalleriepatrouillen wurden abgesandt; sie durften jetzt natürlich nicht auf der Landstraße vorreiten, sondern mußten sich querfeldein ihren Weg suchen, bis sie dann mit der Meldung zurückkamen: „Der Feind zieht sich zurück.“

Die Vorpostenkompanie ging wieder auf ihren Biwakplatz, aber die Posten vorne mußten noch mehr aufmerksam sein als vorher. Es war nicht ausgeschlossen, daß der *Gegner* mit neuen, stärkeren Kräften seine Rekognoszierung wiederholte.

Aber es blieb alles still; kein weiterer Angriff erfolgte.

Endlich brach der Morgen an. Gegen fünf Uhr erhielten die Posten von der Kompanie ihr Frühstück, eine große Kanne mit warmem Kaffee. Der tat gut, denn es war doch recht kalt gewesen.

Man lief auf und ab, um sich die etwas steif gelegenen Glieder gelenkig zu machen und das Blut wieder in Umlauf zu bringen.

Um sechs Uhr begann der Vormarsch des Regiments. Die bisherigen Vorposten schlossen sich als letztes Bataillon an.

Dann ging es dem Feind entgegen, der auch seinerseits im Anmarsch war. Nach zwei Stunden trafen die Truppen aufeinander und das Gefecht begann.

Das dritte Bataillon blieb in der Reserve; man wollte es so weit wie möglich schonen, da die Nacht ihm nur wenig Ruhe gebracht hatte. So lag es jetzt bei den zusammengesetzten Gewehren und wartete weitere Befehle ab.

Ein solcher kam früher, als man geglaubt hatte. Es galt eine weitausgreifende Umgehung zu machen, um dem *Gegner* in die Flanke zu fallen und womöglich den Rückzug abzuschneiden.

Über frisch gepflügte Sturzäcker ging der Weg. Da ist es ein schweres Vorwärtskommen, denn die von der Sonne hart gebrannten Erdschollen lassen den Fuß oft ausgleiten, ja sie machen

es fast unmöglich, in geschlossener Ordnung vorwärts zu kommen, und doch muß es durchgesetzt werden.

Die Sonne brannte; das Gewicht des schwergelackten Manöveraffens schien heute doppelt zu drücken. Man war diesmal doch nicht so frisch wie sonst. Aber nur keine Ermüdung zeigen! Immer vorwärts! Nun gerade!

Immer weiter mußte nach rechts ausgeholt werden. Plötzlich stand man vor einem Rapsfeld. Das durfte nicht betreten werden, mit Rücksicht auf den Flurschaden, der vermieden werden sollte; da mußte man also noch weiter ausbiegen.

Das Gelände wurde ungangbarer. Man kam in eine nasse Wiese. Auf der Karte war sie noch als passierbar bezeichnet. Es war keine Gefahr, daß man auf ihr einsinken würde, aber man mußte sich die gangbaren Stellen doch erst aussuchen. Es gab nasse Füße; das Wasser stand in den Stiefeln. Die Truppe zog sich auseinander, um sich dann jenseits der Wiese auf einer Heidefläche wieder zu vereinigen.

Von hier ging es erneut vorwärts. Man bog links ab und kam durch eine kleine Dorfstraße, wo eine große Gänseherde ein wütendes Geschrei erhob und den Weg versperren wollte. Dann sammelte man sich am entgegengesetzten Dorfausgange.

Eine steile Anhöhe lag vor ihnen; da hieß es: „Hinauf!“

Mancher Schweißtropfen floß dabei zur Erde. Der Atem keuchte, aber man kam hinauf.

Noch einen Augenblick des Ausruhens und Verschnaufens und dann mit lautem „Marsch-marsch, hurra!“ dem Gegner in die Flanke. Der war völlig überrascht, ebenso wie es das dritte Bataillon bei der Nachtfelddienstübung gewesen war. Nun freuten sich die Leute doppelt und dreifach, daß sie es den Gegner entgelten lassen konnten; nun waren sie die Sieger, und das ließ sie mit einem Male alle Müdigkeit vergessen.

Ein schönes Quartier am Nachmittag war der Lohn für die erfolgreich bestandenen Mühen und Anstrengungen.

Aber mit den guten Quartieren war es endgültig vorbei, als die Divisionsmanöver begannen. Je mehr Truppen zusammengezogen werden, desto genauer muß man mit dem geringen vorhandenen Raum rechnen.

Dafür entschädigte die Abwechslung der Übungen. Jetzt kämpfte nicht nur Infanterie gegen Infanterie; die gemischten Waffen traten auf: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Pioniere. Alle Truppen traten in Tätigkeit.

Im kleinen hatten die Einjährigen das ja schon im Barackenlager kennen gelernt, aber im Manöver war es doch noch ganz anders.

Das Detachement sollte heute den Vormarsch auf einen ihm bezeichneten Geländeabschnitt antreten. Der Weg dahin ging über eine große Brücke, die über einen ziemlich breiten Bach führte, der unpassierbar war.

Von der Oberleitung war der Befehl ergangen: „Die Brücke ist zerstört; die Wiederherstellung wird mindestens sechs Stunden erfordern. Die Pioniere haben eine andere Brücke zu schlagen; es stehen ihnen dafür zwei Stunden Zeit zur Verfügung.“ Das Detachement machte halt; die Pioniere begannen mit der Arbeit. Die günstigste Stelle für den Brückenbau war schnell gefunden; dann wurde das Brückenmaterial herbeigefahren, das die Pioniere auf Wagen mit sich führen.

Der Bau begann; die Leute wimmelten bald hin und her wie in einem Ameisenhaufen. Es war anscheinend ein unentwirrbares Durcheinander, und doch war jeder Schritt, jede Bewegung, selbst die geringste Tätigkeit durch genaue Befehle geregelt. Kein unnützer Handgriff erfolgte; klare, kurze Kommandos ertönten, und sehr bald wurde allen anderen Truppen, die von ihren Plätzen aus der Bauarbeit zusahen, klar, wie da alles ineinandergriff.

Schon vor Ablauf der gesetzten Zeit war die Brücke fertig.

Der vorausgesandten Kavallerie war es noch, bevor die alte Brücke als zerstört angenommen wurde, möglich gewesen, auf das andere Ufer zu gelangen, und sie hatte während der Zeit jenseits rekognosziert. Aber gerade, als die Infanterie die neue Brücke überschritten und das freie Gelände auf dem anderen Ufer erreicht hatte, sahen sie, wie die feindliche Kavallerie sich auf ihre eigene stürzte. Das war die erste Reiterattacke, die sie zu sehen bekamen. Mit eingelegten Lanzen stürmten die beiden Regimenter aufeinander los — die Kommandeure allen voran — die Signale

bliesen: „Schenkel 'ran, Schenkel 'ran, laß ihn laufen, was er kann!“ Im Galopp stürmten die Pferde dahin; die Erde dröhnte, „Schenkel 'ran, Schenkel 'ran!“ schmetterten die Signale aufs neue. Immer näher und näher kamen sich die Reitermassen. Aber im letzten Augenblick, als ein Zusammenstoß, der im Kriege natürlich auch erfolgen muß, unvermeidlich erschien, ertönten neue Signale, und die Regimenter schwenkten ab.

Sache der Schiedsrichter mußte es nachher sein, zu entscheiden, welches Regiment im Ernstfalle den Sieg davongetragen hätte.

Das Detachement setzte seinen Marsch jetzt wieder auf der großen Landstraße fort. Die Avantgarde voran, dann das Gros, Infanterie, Artillerie, Pioniere, hinterher der Train mit den Munitionswagen.

Im weiten Abstand hinter den letzteren folgte die Bagage.

Es galt, strengste Marschordnung zu halten. Die eine Seite der Straße mußte frei bleiben, denn beständig jagten Offiziere, Meldereiter und Patrouillen auf und ab, um Befehle und Meldungen zu überbringen.

Stundenlang ging es vorwärts. Schon dachten alle, man würde am Vormittag überhaupt nicht auf den Feind stoßen, da donnerte plötzlich vorn der erste Kanonenschuß.

Der „Erlösungsschuß“ wird er allgemein genannt, weil er allen die Erlösung aus der Ungewißheit bringt, wann und wo man auf den Feind stoßen wird.

Die Kanonen donnerten; leiser hörte man das Feuer der Infanterie.

Ein Trompeter der Artillerie kam herangesprengt. Die Batterien, die sich in der Marschkolonne befanden, wurden nach vorne geholt. Im scharfen Trab fuhren sie dahin, die Infanterie überholend und undurchdringliche Staubmassen aufwirbelnd, die sich der Infanterie fingerdick auf den Anzug und aufs Gesicht legten, ja ihr für einen Augenblick das Atmen erschwerten.

Von der Straße bog die Artillerie links ab. Ein hoher Wall stellte sich ihr als Hindernis entgegen.

„Wie wollen denn die da hinüber?“ dachten alle, die es sahen.

Die Fahrer schlugen auf die kräftigen Pferde ein — ein mächtiger Satz — oben waren sie — dann auch schon wieder

unten. Die Leute, die hinten auf den Geschützen saßen, hielten sich mit beiden Händen krampfhaft fest, um nicht hinunterzufallen. Niemand beneidete sie um die Püffe, die sie bei dieser unerquicklichen Fahrt jedenfalls erhalten hatten.

Es gibt eine Scherzfrage: „Warum sitzen immer zwei Mann auf dem Geschütz?“ Die Antwort lautet: „Weil einer allein den Puff nicht aushalten kann.“ Aber zuweilen scheint dieser Scherz eine gewisse Berechtigung zu haben.

Unter dem Schutz der Artillerie ging dann die Infanterie vor, löste sich in Schützenlinien auf und eröffnete das Feuer gegen den Feind, bis dann weitere Verstärkungen herankamen und es schließlich gelang, vorzugehen und den Gegner zurückzuwerfen.

Heute wurde es fast vier Uhr, ehe das Gefecht entschieden war.

Dann erfolgte der Abmarsch der Truppen, aber nicht ins Quartier, denn heute biwakierte die ganze Division; alle Truppengattungen blieben diese Nacht draußen im Freien.

Auf mehreren nebeneinander gelegenen Feldern sollte das Biwak bezogen werden.

Jedes Regiment erhielt durch die Adjutanten seinen Platz zugewiesen, und bataillonsweise wurde das Lager errichtet.

Die Gewehre wurden zusammengesetzt, Tornister, Helm und Lederzeug abgelegt und die Feldmütze aufgesetzt. Dann sollte das Abkochen beginnen; aber die Bagagewagen, die Holz und Stroh, Lebensmittel und noch vieles andere bringen sollten, waren noch nicht eingetroffen.

Sobald Halt geblasen war, wurden Meldereiter abgeschickt, um die Bagagewagen heranzuholen — sie hätten schon dasein müssen oder sollten wenigstens jeden Augenblick eintreffen — aber das Warten war vergebens.

Endlich kam eine Nachricht. Die Bagage hatte sich verfahren; sie war auf einen falschen Weg geraten, so daß man sie erst nach endlosem Suchen wiederfand. Einige Wagen waren zusammengebrochen, einer hatte ein Rad verloren; neue Wagen waren allerdings schon herbeigeschafft, aber es mußte doch erst alles umgeladen werden. Trotzdem sollten sie spätestens in einer Stunde zur Stelle sein.

Aber es wurde sieben Uhr, ehe die ersten Wagen ankamen.

Schwer beladen, wankten und schwankten sie, nachdem sie von der Landstraße abgelenkt waren, querfeldein. In dem weichen Boden drohten sie mehr als einmal stecken zu bleiben; die Pferde vermochten die Last kaum zu ziehen, aber kräftige Soldaten kamen ihnen zu Hilfe. Jede Kompanie suchte, bis sie ihren Wagen gefunden hatte, dann schob sie ihn selbst an Ort und Stelle.

Mit lautem Krach brach im letzten Augenblick noch ein Wagen zusammen, ein anderer warf um; aber das schadete nicht mehr. Die Sachen waren wenigstens da und wurden von den Soldaten schnell herbeigetragen. Das Abkochen begann, aber durch die Verspätung wurde es fast neun Uhr, ehe abgegessen war.

Die Zeit des Wartens hatte man dazu benutzt, das Zeltlager zu errichten. Rasch wuchs es aus der Erde empor.

Die Einjährigen-Unteroffiziere schliefen mit den anderen Unteroffizieren zusammen. Nur für den Dicken war ein Extrazelt gebaut worden, nachdem er erklärt hatte, er schnarche so furchtbar, daß es kein Mensch mit ihm zusammen aushalten könne.

Da bauten sie ihm eine „Hundehütte“, wie die nur für eine Person bestimmten Zelte ihrer Form wegen genannt werden, und stellten sie abseits von den anderen auf. Nun konnte er schnarchen, so viel er wollte; da störte er niemand.

Große Strohbündel wurden ausgegeben, die ein jeder in sein Zelt schleppte und sich damit seine Lagerstätte bereitete. Zum Zudecken dient in der Nacht der Mantel; nur für Kranke und Schwache werden wollene Decken ausgegeben.

Auf jedem Lagerplatz brannten die Feuer, und immer neue Kloben Holz wurden von den Leuten in die Glut geworfen.

Um zehn Uhr kam der Befehl: „Antreten zum Gebet!“

In Reih und Glied traten die Leute auf ihren Appellplätzen an.

„Mütze ab zum Gebet!“

Ein jeder sandte sein Abendgebet zu dem Sternenhimmel empor, der sich in unendlicher Weite über ihnen allen ausbreitete. Dann kam das Kommando: „Schlafen gehen!“

Alles kroch in die Zelte; nur die Wache blieb, die zugleich das Feuer die Nacht hindurch zu erhalten hatte.

Bei den Offizierszelten war es noch lebendig. Jeder Hauptmann hat ein Zelt für sich und seine Leutnants. Die Herren saßen

noch draußen an einem Tisch, den sie vor den Zelteingang geschoben hatten, und tranken einen Punsch, den die Burschen auf einem kleinen Feuer in der Nähe bereiteten.

Als Lampe diente eine Stalllaterne, statt Gläser hatte man Zinnbecher, aber es schmeckte trotzdem sehr gut.

Auch die Einjährigen-Unterroffiziere waren von ihren Hauptleuten eingeladen worden, ein Glas mit ihnen zu trinken. So saßen sie jetzt noch mit den Offizieren zusammen, bis sie gegen halb elf Uhr zum Schlafen fortgeschickt wurden. Nur bei der Kompanie des Dicken dauerte das Zusammensein länger, denn da hatte ein Leutnant heute seinen Geburtstag, und der mußte gefeiert werden, so gut und so lang es ging.

Es war fast ein Uhr, als der Dicke endlich entlassen wurde.

Die Sterne, die zuvor noch hell leuchteten, waren schon seit mehr als einer Stunde verschwunden; dichte Wolkenschleier hatten sich vorgelagert. Es herrschte tiefe Dunkelheit.

„Sie werden doch Ihr Zelt finden?“ fragte sein Kompaniechef.

„Aber selbstverständlich, Herr Hauptmann!“ entgegnete der Dicke. Dann machte er sich auf den Weg.

Er ging langsam im Dunkeln vorwärts. Jeden Augenblick stolperte er über einen der Heringe oder über eine der Zeltleinen. Ein paarmal wäre er beinahe gefallen. Und jetzt — bums! — da lag er wirklich. Er sprang auf, aber kaum wieder auf den Füßen, stolperte er von neuem über eine Schnur. Um einen Halt zu finden, stütze er sich unwillkürlich mit beiden Händen auf das niedrige Zelt; aber er mußte im Fallen den Halt wohl zu energisch gesucht haben, denn plötzlich gaben die dünnen Zeltstöcke nach, das Zelt brach mit einem Schlage in sich zusammen und legte sich auf die unter ihm ruhenden Schläfer.

Und oben drauf, auf dem Zelt und auf den Zeltbewohnern, lag der Dicke.

Das war eine schöne Geschichte.

Unter dem Dicken wurde es lebendig. Die Schläfer waren erwacht und suchten sich von dem auf ihnen lastenden Gewicht zu befreien.

Mit Händen und Füßen fingen sie an zu strampeln. Dem Dicken kam es ganz so vor, als werde mit ihm Fangball gespielt.

Endlich hoben sie ihn hoch in die Luft und warfen ihn auf die Erde. Er sprang auf und lief davon, so schnell er konnte.

Himmell! Da lag er schon wieder, dieses Mal, gottlob, hinter einem Zelt, und da blieb er gleich liegen, bis sich die erregten Gemüter vorne beruhigt hatten

Die Soldaten waren indessen aus den Trümmern ihrer Behausung hervorgekrochen und schalten nicht schlecht. „Wenn wir den Menschen erwischen, der kann die schönste Keile bekommen.“

Angenehme Aussicht, dachte der Dicke. Zwar wußte er, daß sich niemand an ihm vergreifen werde, sobald er sich als Unteroffizier zu erkennen gab, aber trotzdem hielt er es für besser, die Leute allein zu lassen und sich hier versteckt zu halten.

Endlich hatten sie ihr Zelt notdürftig wieder aufgeschlagen und krochen von neuem hinein, worauf sich der Dicke wieder auf den Weg machte.

„Wenn ich gewußt hätte,“ sagte er sich, „daß es so schwer ist, sich hier zwischen den Zelten zurechtzufinden, dann wäre ich schon früher aufgebrochen oder hätte mir wenigstens einen Fremdenführer mitgenommen. Wenn man mich hier nachwandeln sieht, könnte man wirklich auf den Gedanken kommen, ich hätte zu viel Punsch getrunken, und dabei bin ich so nüchtern wie ein neugeborenes Kind.“

Jetzt hatte er das Lagerfeuer erreicht; als er sich aber mit den Mannschaften in ein Gespräch einließ, merkte er, daß er gar nicht bei seiner Kompanie war. Die lag dort hinten irgendwo – und die Leute wiesen in das Dunkel der Nacht hinein.

Da, wo das dritte Feuer brannte.

Dem Dicken war es unbegreiflich, wie er sich derartig hatte verlaufen können. So machte er sich von neuem auf den Weg. „Wenn ich Glück habe, werde ich wohl noch ankommen, ohne mir vorher unterwegs die Knochen gebrochen zu haben,“ sagte er sich.

Endlich war er bei seinem Lagerfeuer. Ein Mann der Wache führte ihn zu seinem Zelt, und gleich darauf kroch der Dicke in seine Hütte.

Er war todmüde. Der anstrengende Manövertag, das späte Aufbleiben, das lange Herumirren, alles wirkte zusammen. Es

war jetzt fast halb zwei Uhr. Um fünf Uhr ging es schon wieder weiter; das hieß auf deutsch, daß schon um vier Uhr die Zelte abgebrochen werden mußten, denn um halb fünf mußte das Lager aufgeräumt sein. Da hatte er also nicht mehr viel Zeit zum Schlafen. Aber die wenigen Stunden wollte er gehörig ausnutzen.

Er machte es sich auf seinem Lager bequem, dann drückte er sich mit seiner rechten Hand die linke. „Na, denn gute Nacht, Dicker!“

„Gute Nacht, schlaf wohl!“

„Danke, werde ich bestens besorgen.“

Nach diesem Selbstgespräch schloß er die Augen, und eine Minute später war er fest eingeschlafen.

Schon um halb vier wurde es im Lager lebendig. Einer nach dem anderen kroch aus dem Zelt heraus, um sich am Feuer zu erwärmen. Das Kaffeekochen begann. In ihre Mäntel gehüllt, die Kragen hochgeschlagen, standen die Leute fröstelnd umher. Hin und wieder versuchte auch einer so etwas wie Toilette zu machen; er wusch sich in dem Deckel seines Kochgeschirres und ließ sich dann in Ermangelung eines Handtuches vom Morgenwind abtrocknen.

Auch die Offiziere kamen aus ihren Zelten hervor und sahen sich mit müden, verschlafenen Augen um. Für sie stand das Waschwasser bereit, aber von einem ordentlichen Waschen konnte trotzdem nicht die Rede sein.

Es war noch fast dunkel, und es herrschte jene Kälte, die jeder Morgendämmerung voranzugehen pflegt.

Man erwärmte sich am heißen Kaffee. Dann kam der Befehl, die Zelte abzubrechen.

Das geht nie ohne Streit und Lärm ab; die Leute beschuldigen sich dabei stets gegenseitig, einander die Heringe genommen zu haben, und wenn der Streit glücklich beendet ist, dann beginnt ein neuer um die Kochgeschirre. Diese werden am Tag vorher von den Wasserholern, teilweise an das Offizierszelt, an den Bataillonsstab, sowie an die Unteroffiziere abgegeben; wenn sie am nächsten Morgen wieder auf den Tornister geschnallt werden sollen, sind sie entweder nicht da oder jeder behauptet, ein falsches bekommen zu haben.

Die Feuer wurden ausgelöscht, die Gräben zugeworfen; dann traten die Kompanien an.

Da zeigte sich erst, daß der Dicke noch fehlte.

„Wo ist denn der Einjährige-Unteroffizier?“ fragte der Hauptmann.

Man sah sich suchend um. Weit entfernt von dem Appellplatz stand da noch einzig und allein die Hundehütte.

„Der Einjährige wird wohl noch schlafen,“ sagte der Feldwebel.

Der Hauptmann lachte. „Nur ein Glück, daß wir es beizeiten merken, sonst verschläft er am Ende noch den ganzen Rest des Manövers.“

Dann gab er einem Gefreiten den Befehl, ihn zu wecken. Gleichzeitig fiel es zwei Leuten ein, daß sie gestern dem Einjährigen ihre Zeltbahnen gegeben hatten.,

So liefen die drei denn schnell auf die Hütte zu und brachen dem Dicken das Haus über dem Kopf ab. Er merkte nichts davon, sondern lag tief in seinem Stroh vergraben da und schlummerte ruhig und friedlich.

Die Leute machten ihre Witze darüber, zuletzt aber zogen sie ihm das Stroh unter dem Körper weg.

Das merkte der Dicke denn doch. Aber nach seiner Meinung mußte es sich nur um einen schlechten Scherz handeln, denn mehr schlafend als wachend sagte er: „Kinder, laßt doch den Unsinn.“

„Aufstehen Herr Unteroffizier, aufstehen!“ riefen die anderen ihm nun zu.

Aber der Dicke dachte gar nicht daran. Er drehte sich von einer Seite auf die andere.

Als die anderen ihm endlich durch Schütteln und Rütteln klargemacht hatten, daß es doch Ernst sei, da schlug er die Augen auf, und sich aufrichtend sah er sich verwundert um.

„Wo ist denn mein Zelt geblieben?“ fragte er. „Ich weiß doch ganz genau, ich habe ein Zelt gehabt.“

Der Gefreite gab ihm Aufklärung. „Aber es wird Zeit, Herr Einjähriger; die Kompanie ist schon angetreten.“

„Und das sagen Sie mir erst jetzt?“

Mit einem Satz sprang der Dicke in die Höhe. Dann knöpfte er seine Uniform zu, schnallte um, hing sich den Tornister, den

er ebenso wie alle anderen Sachen bei sich im Zelt gehabt hatte, auf den Rücken, setzte sich den Helm auf den Kopf und eilte, so schnell er konnte, zur Kompanie.

„Ich melde mich zur Stelle.“

Man lachte, als er jetzt als Nachzügler auf der Bildfläche erschien; auch die Offiziere freuten sich.

„Na, gut geschlafen, Einjähriger?“ neckten ihn die Vorgesetzten.

„Danke gehorsamst, ausgezeichnet, Herr Hauptmann, aber ich bitte um Verzeihung —“

„Reden Sie nicht, sondern machen Sie, daß Sie auf Ihren Platz kommen,“ unterbrach ihn der Hauptmann lustig. „Die Sache kann jeden Augenblick losgehen.“

Aber die Erwartung wurde nicht erfüllt. Eine Viertelstunde nach der anderen verging, ohne daß der Befehl zum Vormarsch erfolgte.

Die Kavallerie war schon vorausgetrabt, es kamen auch Meldungen zurück; aber trotzdem dauerte es noch lange, bis es endlich hieß: „Antreten!“

Fast anderthalb Stunden hatte man mit dem Gewehr in der Hand dagestanden; die Füße und die Beine waren lahm und steif. Ein flotter Marsch hätte sie schnell wieder geschmeidig gemacht, aber von dem war auch jetzt noch nicht die Rede.

Schon nach wenigen Minuten hieß es wieder: „Halt!“ Man mußte die Artillerie vorbeilassen, auch die Pioniere wurden an die Spitze befohlen. Nach einer halben Stunde hieß es endlich wieder: „Marsch!“ dann von neuem: „Halt!“

Und doch donnerten da vorne schon die Kanonen, und auch die Avantgardeinfanterie war auf den Feind gestoßen.

Es war fast neun Uhr, als endlich der allgemeine Vormarsch begann, und heute bekamen alle einen Begriff davon, wie es im Kriege zugeht. Da gibt es auch nicht immer ein flottes Drauflosmarschieren; da muß man oft stundenlang auf einen Befehl warten, denn je größer der Truppenverband ist, desto schwieriger und langsamer vollzieht sich der Aufmarsch und die Gefechtsentwicklung.

Schon um ein Uhr war der Kampf zu Ende, ohne daß es eigentlich zu einem Gefecht gekommen war. Man hatte den Erfolg

mehr durch einen geschickten Aufmarsch der Truppen erreicht, die überall ganz überraschend auftraten und den Gegner zum Rückzug zwangen, als durch eine Verwendung der Feuerwaffen.

Dem Biwak folgte heute wieder ein Quartier, denn morgen war Ruhetag; da galt es, neue Kräfte zu sammeln. Die drei nächsten Manövertage, zugleich die letzten, bildeten die Korpsmanöver. Da war das ganze Armeekorps zusammengezogen, und für die beiden letzten Nächte war Biwak bestimmt.

Schon in aller Frühe ging es los, und ein langer Marsch folgte, bis man endlich den Sammelplatz erreichte. Alle Waffengattungen waren da vertreten. Hier war die Kavallerie abgesehen; auf einem freien Feld war die Artillerie aufgefahren; in der Nähe stand die Maschinengewehrabteilung. Im flotten Tempo kamen die Jäger angerückt, von denen einige Gefreite die Kriegshunde an der Leine mitführten. Auf einem großen Feld hielt der Train mit seinen Kolonnen; die Brückenwagen der Pioniere rollten heran; die Feldtelegraphenabteilung war zur Stelle. Viele tausend Mann versammelten sich. Der Platz glich ganz einem Kriegslager. Marketenderwagen hielten in der Nähe, und aus den Dörfern der ganzen Umgebung strömten die Neugierigen in hellen Scharen herbei. Es war nicht immer leicht, diese fernzuhalten, denn die Zivilisten konnten es nicht begreifen, daß es verboten sei, zwischen den Soldaten herumzugehen.

In diesen Tagen merkten die Einjährigen aufs neue, wie ganz anders ihr Denken und Empfinden im letzten Jahre geworden war. Früher hätten auch sie jeden Posten verständnislos angesehen, der sie zurückgedrängt hätte; jetzt verstanden sie die Zivilisten nicht, daß sich die so völlig unmilitärisch benehmen konnten.

Es wurde spät, als man am ersten Tag des Vormarövers das Biwak bezog, und die Nacht brachte auch keine Ruhe. Morgens um drei Uhr, als alles im tiefsten Schlaf lag, ertönte das Alarmsignal.

Im Dunkeln wurden die Zelte abgebrochen, in einer halben Stunde war alles marschbereit.

Dann ging es dem Feind entgegen.

Stunde auf Stunde verrann, bis man auf den Gegner stieß, dann begann das Gefecht.

Es war jeden Tag dasselbe, und doch war das Bild jedesmal ganz anders. Immer größer wurden die Truppenmassen, die im Verlauf des Manövers auf der Bildfläche erschienen. Nicht einzelne Batterien fuhren auf, sondern ganze Regimenter und Brigaden, nicht vereinzelt Kavalleristen klärten im Gelände auf, sondern eine ganze selbständige Kavalleriedivision hatte jetzt die Sicherung übernommen. Jeder Tag brachte Neues. Immer heißer wurde der Kampf, immer größer die Anstrengungen, die man machen mußte, um den Gegner zu werfen, immer dichter die Schützengruppenlinien, die den Feind unter Feuer nahmen, um ihn in der Front zu beschäftigen, während andere Abteilungen ihn in der Flanke zu bedrohen versuchten.

Die Kanonen krachten, die Maschinengewehre knatterten, die Infanterie feuerte, Jäger und Schützen gingen zum Sturm vor, die Kavallerie attackierte — immer näher ging es an den Feind. Schon glaubte man den Sieg in der Hand zu haben, als der Gegner neue Verstärkungen erhielt.

Völlig überraschend fuhren auf gegnerischer Seite auf einer Anhöhe neue Batterien auf; die eigenen Geschütze mußten die Stellung wechseln. Hinter einem Wald vordringend, tauchten plötzlich zwei Schwadronen auf und ritten eine etwas sorglos dahinmarschierende Kompanie über den Haufen. Dann fand man plötzlich den Weg durch künstliche und natürliche Hindernisse gesperrt.

Der Ruf nach den Pionieren wurde laut. Im Laufschrift eilten diese nach vorn, den Weg mit Axt und Beil wieder freizumachen.

Ein Infanterieregiment hatte sich zu weit vorgewagt und kam in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Der Gegner drängte mit aller Gewalt nach vorn; es war verloren, wenn keine Hilfe kam.

Mit eingelegter Lanze kam die Kavallerie daher. Sie hatte die Gefahr rechtzeitig erkannt, die der Infanterie drohte — die Rosse schnoben, das Hurra ertönte, die Signale schmetterten — los, vorwärts auf den Feind!

Der machte halt — sein Angriff wurde zum Stehen gebracht — mehr als das, er fand keine Zeit, die Kavallerie unter Feuer zu nehmen, und so wäre die Abteilung in Wirklichkeit verloren gewesen.

Die anwesenden Schiedsrichter erklärten die Attacke für gelungen. Freudestrahlend trabte die Kavallerie von dannen, um eine neue Gelegenheit zum Eingreifen zu erspähen.

Und immer weiter tobte der Kampf.

Aber auch an lustigen Szenen fehlte es nicht.

Hier flohen die Zuschauer erschrocken vor der heranjagenden Kavallerie davon oder der Angriff einer Infanterieabteilung ging mitten durch sie hindurch.

Einige Kavalleristen, die sich bei der Attacke von ihren Gäulen getrennt hatten, liefen mit der Lanze in der Hand, zu Fuß hinter ihrem davongaloppierenden Regiment her; herrenlose Pferde jagten auf und ab, und nicht selten liefen aufgeschreckte Hasen vor der Schützenlinie hin und her, in ihrer Todesangst nicht wissend, wohin sie sich wenden sollten.

Kriegsgemäß, wie der ganze Verlauf des Gefechtes, war auch der Schluß des Tages. Nicht mit einem Male hörte das Schießen auf, sondern nach und nach; ganz allmählich wurden die Truppen aus der Feuerlinie gezogen, dann ging es auf verschiedenen Wegen nach dem großen Lagerplatz.

Das letzte Biwak — nach altem Brauch das Freudenbiwak genannt! Nur bei den Kaisermanövern kennt man es nicht, weil dort bis zur letzten Minute alles so kriegsgemäß wie nur möglich verlaufen muß.

Bei dem Freudenbiwak gönnen die Vorgesetzten ihren Leuten Ruhe. Es ist kein Überfall und keine Nachtstörung zu erwarten; die Zügel werden etwas lockerer gelassen. Die Mannschaften sollen nach den Anstrengungen der letzten Tage auch einmal wieder die Freude des Soldatenlebens kennen lernen.

Am Nachmittag spielten die Regimentskapellen, aber die Hauptsache kam doch erst am Abend, als die Feuer angezündet wurden.

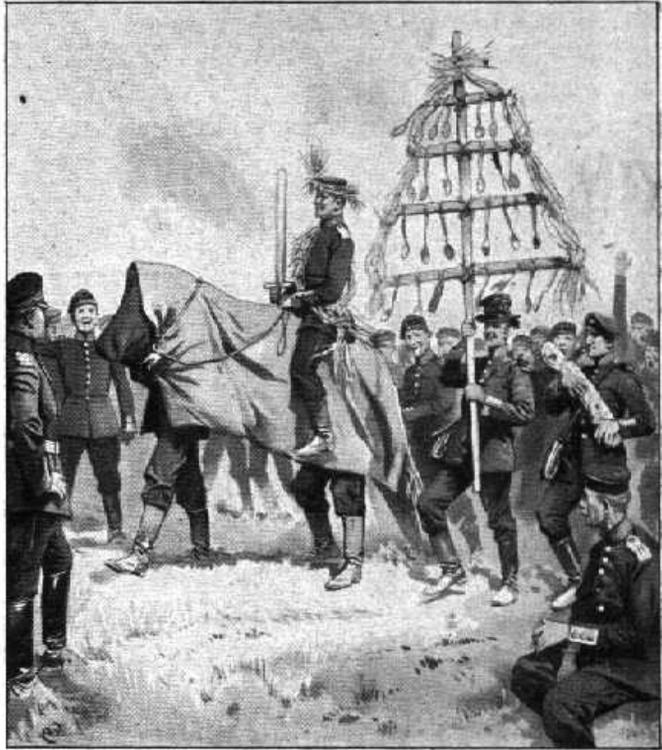
Da errichteten die alten Mannschaften, die am übernächsten Tag zur Entlassung gelangen sollten, eine hohe Holzstange, die oben ein großes, aus Stroh geflochtenes Dreieck trug, und an diesem wurden die Löffel, die Putzgabeln und sonstigen Kleinigkeiten befestigt, welche die Mannschaften jetzt nicht mehr brauchten. Im feierlichen Zuge wurde die Stange durch das Lager getragen;

dann hielt einer der Leute eine Rede, und zum Schluß wurde das Strohdreieck in Brand gesteckt.

Ein donnerndes Hoch ertönte, als die Flammen emporzüngelten, und es ist Sitte, daß alle Vorgesetzten und Mannschaften diesem feierlichen Akt beiwohnen.

Die Glanzleistung des Abends bildete aber auch heute wie stets eine Art Parodie auf das Regiments-exerzieren.

Ein Mann hatte sich auf den Rücken eines Kameraden geschwungen und markierte nun den Herrn Oberst Er übertrieb zwar maßlos, um der Wirkung seiner Worte sicher zu sein, aber gerade deshalb, weil jeder merkte, daß die Kopie mit dem Original



In feierlichem Zuge ging es durch das Lager.

so gut wie nichts zu tun hatte, belustigte sich der Kommandeur, der mit seinen Offizieren im Kreis der Zuschauer stand, mit am meisten über die Scherze, die da gemacht wurden.

„Leute,“ begann jetzt der berittene Musketier, „wir wollen jetzt etwas im Regiment exerzieren. Macht ihr eure Sache gut, hören wir spät auf; bummelt ihr wie gewöhnlich, so höre ich desto eher auf.“

Ein lautes „Bravo!“ erscholl ringsum, aber das war nicht nach dem Sinne des Herrn Oberst Nummer zwei.

„Stiiiiillgestanden!“ rief er mit lauter Stimme. „Jetzt heißt es aufgepaßt. Stiiiiillstehen, Leute, stiiiiillgestanden! Ich habe ‚stiiiiillgestanden‘ kommandiert. — Ach, Herr Hauptmann von der vierten Kompanie, kommen Sie doch mal her — sehen Sie sich das, bitte, an, damit Sie es glauben, damit Sie es für möglich halten: da hat soeben ein Mann von Ihrer Kompanie mit den Nasenflügeln gezuckt! Das ist ja unerhört — un — er — hört —; wohin soll das führen, wenn die Leute nicht stiiiiillstehen, wenn ‚stiiiiillgestanden‘ kommandiert wird? Bitte, Herr Hauptmann, bestrafen Sie den Mann mit drei Tagen Urlaub; wenn er länger fortbleiben will, bin ich auch damit einverstanden.“

Da rief schon wieder jemand laut: „Bravo!“

„Haben Sie es gehört, meine Herren, haben Sie es gehört?“ fuhr der Oberst Nummer zwei ingrimmig fort. „Da hat ein Mensch gesprochen. Der Mensch wagt es, den Mund aufzumachen, wenn ich, der Herr Oberst, vor der Front stehe. Wenn ich es herausbekomme, wer der Mann ist, dann stelle ich ihn vor das Kriegsgericht und lasse ihn füsilieren.“

„Reg di man nich up!“ tönte es aus Reih und Glied.

„Meine Herren, mich rührt der Schlag; ich bin tot, ich falle vom Pferd.“

Und obgleich es gar nicht seine Absicht gewesen war, lag er trotzdem plötzlich auf der Erde.

Aber schnell sprang er in die Höhe und gab seinem Pferd einen kräftigen Puff. „Wat sall denn dat? Warum smietst du mi denn aff?“

„Du büst mi tau dick, mein Jung, un strampelst mi veel tau veel mit de Been,“ gab das „Pferd“ zur Antwort.

So ging das noch eine Weile weiter, bis die Vorgesetzten sich zurückzogen und die Mannschaften allein ließen. Die hatten auch Besuch aus den umliegenden Ortschaften bekommen, und ein reges Leben und Treiben herrschte, bis die Gäste das Lager verlassen mußten.

Um neun Uhr hieß es wieder: „Antreten zum Gebet!“

So schön und feierlich wie heute war das noch nie gewesen. Fast zehntausend Mann standen da unter dem weiten Himmelszelt, die Mütze in der Hand, und andächtig lauschten alle der Musik.

Die Artilleriekapelle begann zuerst zu spielen, die Kavallerie folgte, die Infanterie setzte ein, und in jedem Lager erklang die Melodie des Liedes: „Wir beten an die Macht der Liebe.“

Der letzte Ton des Liedes war verhallt; ein Trommelwirbel folgte, dann wurde es still.

Alle legten sich früh ins Stroh. Die Einjährigen-Unteroffiziere hatten zuerst daran gedacht, sich heute abend bei einem gemeinsamen Punsch am Lagerfeuer zusammenzufinden; aber sie waren doch müde, und morgen war auch noch ein Tag, der letzte zwar, aber gerade deshalb konnte er noch sehr anstrengend werden.

Doch es wurde nicht so schlimm, wie man gedacht hatte. Schon um elf Uhr kam das Signal: „Das Ganze — halt!“

Das bildete im Gegensatz zu dem sonstigen Signal „Halt!“ das Zeichen, daß die Manöver nicht wie sonst unterbrochen wurden, sondern daß sie beendet seien. Die Truppen brauchten nicht erst das Ende der oft sehr langen Kritik abzuwarten, sondern konnten sofort den Abmarsch antreten.

Es ging zu einer etwa sechs Kilometer entfernten Station, von der aus die Rückbeförderung der Regimenter mit der Eisenbahn erfolgen sollte.

Die Abfahrtszeit eines jeden Truppenteils war auf die Minute festgesetzt. Zahllose Extrazüge mußten abgelassen werden. Da galt es für einige Abteilungen bis zum Abend und teilweise bis in die Nacht hinein zu warten, ehe sie an die Reihe kamen.

In der Nähe des Bahnhofs wurde wieder ein Biwak bezogen; es wurde abgekocht, worauf man versuchte, sich, so gut es ging, die Zeit zu kürzen.

Das Warten machte ungeduldig, und das Herumstehen und herumliegen auf der harten Erde ermüdete; aber die gute Laune behielt schließlich doch die Oberhand. Die Leute dachten an die Kavallerie und die Artillerie, die in ihre Garnisonen zurückmarschieren mußten. Das konnte vier bis fünf Tage dauern, ehe die ihre Kasernen erreichten, und sie selbst waren schon morgen früh zu Hause.

Die Einjährigen hatten Erlaubnis erhalten, in einem nahegelegenen Restaurant Mittag zu essen. Dort wollten sich endlich alle wieder vereinen, denn die Quartiere des Regiments waren

zuweilen so verstreut gewesen, daß viele sich in den letzten Wochen nur ganz flüchtig einmal gesehen hatten.

Aber sie vermochten in dem Lokal keine stille Ecke zu finden, in der sie ein frohes Wiedersehen feiern konnten. Das Gasthaus war von Offizieren aller Waffengattungen überfüllt; ein paar Kellner liefen unermüdlich auf und ab und nahmen gewissenhaft jede Bestellung entgegen. Aber gebracht wurden die Speisen trotzdem nie, denn auf einen solchen Massenbesuch war der Wirt doch nicht vorbereitet.

Nur Bier war noch vorhanden, und das war ja auch schließlich die Hauptsache, wenigstens für den Wirt, denn an den Getränken wird ja am meisten verdient; je weniger die Herren zu essen bekamen, desto mehr würden sie sich an den Getränken schadlos halten.

Die Einjährigen wurden bei ihrem Eintritt mit lautem Hurra begrüßt. Man konnte sich sowieso kaum noch umdrehen; nun kamen noch neue Gäste hinzu, und vor allen Dingen schienen die sich ernstlich einzubilden, hier noch irgend etwas Eßbares vorzufinden. Bei dem Gedanken mußte man ja lachen. So zogen die Einjährigen denn schnell wieder weiter, um gemeinsam einen Marketenderwagen zu stürmen. Der hatte aber auch schon fast ausverkauft; nur ein paar Wurstzipfel und etwas Käse war noch vorhanden, außerdem aber noch sehr gute Margarine. Brot gab es nicht mehr.

„Wir können doch nicht die Margarine mit Löffeln essen,“ schalt der Dicke; „das ist ja eine gräßliche Vorstellung.“

Aber wenn man hungrig ist, dann ißt man schließlich manches, was man sonst unbeachtet läßt, und so aßen die Einjährigen denn auch in sich hinein, was sie an halbwegs eßbaren Sachen auftrieben. Man mußte, wie der Dicke es nannte, nicht nur die Augen, sondern auch den Magen zudrücken. Aber alle wurden satt, das war schließlich die Hauptsache.

Abends um acht setzte sich der Extrazug des Regiments in Bewegung. Eine lange Fahrt stand bevor, aber man hatte nicht umsonst zwei Nächte im Biwak gelegen. Alle waren müde. Vom Oberst bis zum jüngsten Musketier hinunter schlief das ganze Regiment bald fest ein, um erst wieder zu erwachen, als

der Zug nach fast zwölfstündiger Fahrt in der alten Garnison einlief.

Da stand die halbe Bevölkerung am Bahnhof und erwartete die Truppe. Hurrarufe ertönten, die Tücher wurden geschwenkt; man begrüßte das Regiment, als wenn es aus einem siegreichen Feldzug heimkehrte. Unter den Klängen der Musik ging es zur Kaserne. Der Oberst richtete an seine Leute eine kurze Ansprache, in der er ihnen allen seinen Dank und seine Anerkennung dafür aussprach, daß ein jeder von ihnen seine Pflicht getan habe. Dann kam der Befehl zum Weggreten.

Mutter Krause strahlte, als sie ihre beiden „Kinder“ wieder bei sich hatte. „Ich möchte gerne hören, wie es Ihnen inzwischen ergangen ist. Aber nun erst die Hauptsache: schlafen Sie sich ein paar Stunden aus, dann mache ich Ihnen ein schönes Bad zurecht —“

„Ach ja, Mutter Krause!“ riefen Fritz und Karl fast gleichzeitig. „Endlich einmal wieder ein Bad! Das muß ein wahrhaft himmlischer Genuß sein.“

Das Mittagessen im Kasino war an diesem Tage für eine viel spätere Stunde angesetzt. Als die Einjährigen sich aber dann endlich dort trafen, waren sie alle wieder so frisch und munter, als hätten sie gar keine Entbehrungen und Strapazen durchgemacht.

Während sie noch bei Tisch saßen, erschien plötzlich ganz unerwartet Leutnant von Dohlen in ihrer Mitte, der längere Zeit in die Turnanstalt abkommandiert und erst vor kurzem zum Regiment zurückgekehrt war. Mit lautem Hurra wurde er begrüßt.

„Ich komme nur für einen Augenblick. Ich fahre heute abend auf Urlaub; aber ich wollte nicht abreisen, ohne Ihnen allen noch Lebewohl gesagt zu haben. Sie sind ja gewissermaßen meine Kinder. Ich habe Sie in militärischer Hinsicht großgezogen; unter meiner Leitung haben Sie das Gehen, Stehen und Laufen gelernt. Da ist es natürlich, daß ich aufrichtiges Interesse an Ihnen nehme. Auch als ich abkommandiert war, wußte ich genau, wie Sie sich hier führen würden. Einmal bin ich um einen von Ihnen bange gewesen“ — der Studiosus machte ein etwas verlegenes Gesicht, aber Leutnant von Dohlen tat, als bemerke er das gar nicht, sondern fuhr ruhig fort: „Ich habe gefürchtet, daß er vielleicht nicht wieder auf den richtigen Weg zurückfinden werde, aber

dann habe ich mir gesagt: die Kameraden werden ihn schon wieder zur Vernunft bringen. Darin habe ich mich ja auch nicht geirrt, und ich muß sagen, das hat mich am meisten gefreut. Denn ob nun einer einen Griff etwas besser oder schlechter ausführt, das allein macht es nicht, denn da sprechen oft viele äußere Umstände mit, an denen der einzelne zuweilen ganz unschuldig ist. Der Geist ist die Hauptsache; da hat unser braver Sergeant Bülle ganz recht, wenn auch in etwas anderem Sinne, als er es meint. Mir steht nicht das Recht zu, Ihnen hier eine offizielle dienstliche Rede zu halten; das ist auch gar nicht meine Absicht. Ich wollte Ihnen nur danken, daß Sie meiner Erziehung solche Ehre gemacht haben. Ich bin stolz, daß Sie das Vertrauen, das ich von Anfang an in Sie setzte, erfüllt haben. Von ganzem Herzen freue ich mich mit Ihnen, daß Sie alle die Tressen erhielten. Darauf wollen wir nun anstoßen. Ich leere meinen Becher in der Hoffnung, daß Sie bei den späteren Reserveübungen immer weiter avancieren, und daß Sie auch in Zukunft die guten Soldaten bleiben, die Sie waren."

Es hatte gar nicht in der Absicht des Offiziers gelegen, so ausführlich zu den Einjährigen zu sprechen. Aber ganz unwillkürlich fügte sich Wort an Wort, und mit aufrichtiger Freude sah er, wie aufmerksam seine früheren Zöglinge ihm lauschten, wie freudig es in ihren Augen bei seiner Anerkennung aufleuchtete. Er merkte, sein Lob machte sie stolz und wirklich glücklich.

Alle stießen mit ihm an; ein donnerndes Hurra auf Leutnant von Dohlen folgte. Bellmann spielte unermüdlich: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben!“ Aber alle Aufforderungen, doch noch etwas zu bleiben, lehnte der Offizier dankend ab. „Ich kann wirklich nicht; der Zug wartet nicht auf mich.“

Noch einmal reichte er jedem die Hand, um sich dann, von neuen Hochrufen begleitet, zu entfernen.

So sehr sich auch alle über die ihnen gezollte Anerkennung gefreut hatten, nun wurden sie doch ernst und still, denn sie wußten ja, das war der Anfang vom Ende.

Nur noch ein paar Tage, nicht einmal mehr eine Woche, dann würden sie wieder auf dem Kasernenhof stehen, und der Oberst und sämtliche Offiziere würden erscheinen, genau wie an dem Tag, da sie, nun fast genau vor einem Jahr, eintraten, und mit

ähnlichen Worten würden dann auch diese zu ihnen sprechen, wie es eben Leutnant von Dohlen getan hatte. Ein Hurra auf den Kaiser, ein erneutes Gelöbnis der Treue würde folgen, und dann war es aus — vorüber die schöne Zeit. Dann hieß es Abschied nehmen vom Regiment, von der Garnison und von allen Kameraden, die sie lieb gewonnen, mit denen sie Freude und Leid gemeinsam getragen hatten.

Viel mehr Freude als Leid — eigentlich nur Freude.

Immer stiller wurden die Einjährigen; sie hatten lustig sein wollen, und nun war es aus mit dem Lachen. Jeder hing seinen Gedanken nach, und alle dachten dasselbe.

Da erhob sich plötzlich der Dicke. Man sah ihm an, er bemühte sich, ein frohes Gesicht zu machen, aber recht gelang ihm das doch nicht.

„Ich möchte ein paar Worte zu euch sprechen, Kinder,“ sagte er und fuhr dann, mit dem Versuch zu scherzen, fort: „Zunächst sei festgestellt, daß wir uns auf einem ganz falschen Wege befinden. Anstatt vor Freude aus dem Häuschen zu sein, anstatt auf den Händen herumzulaufen und einen übermütigen Streich nach dem anderen auszuführen, sitzen wir hier und netzen fast gar unsere Taschentücher. Das ist aber eines Mannes unwürdig. Schämt euch also, wie auch ich mich schäme!“

Er nahm die Hände vors Gesicht und wandte sich beschämt zur Seite. er tat das in so drolliger Weise, daß alle lachten.

„Na ja,“ sagte er, „so weit wären wir also glücklich. Und nachdem wir uns nun alle geschämt haben, will ich euch noch etwas sagen. Ich weiß, warum ihr im Grunde eures Herzens traurig seid, nämlich weil ihr einen so ausgezeichneten Kameraden zu verlieren glaubt, wie ich es euch war. Aber ihr verliert mich gar nicht, denn, muß ich fragen, wozu gibt es Ansichtskarten und Briefbögen? Vor allen Dingen: Wozu gibt es ein Wiedersehen? Und das wird kommen; ich verliere euch ebensowenig wie ihr mich oder sonst einen von den Kameraden. Kann einer von uns denn jemals diese gemeinsam verlebte Zeit vergessen, selbst wenn er will? Hört unser Regiment auf zu existieren, nur weil wir ihm nicht mehr als aktive Soldaten angehören? Ich kann nur nochmals mit dem Brustton tiefinnerster Überzeugung wiederholen: wir

sind heute alle schief gewickelt, besser gesagt, wir waren es, denn ich hoffe, euch schon jetzt zur Vernunft gebracht zu haben. Undankbarkeit ist die größte aller Untugenden, und wir müßten mehr als undankbar sein, wenn wir nicht heute alle froh und glücklich sein wollten. Ich brauche euch nicht an die mancherlei Zweifel und Befürchtungen zu erinnern, die uns beschlichen, als wir am ersten Tag auf dem Kasernenhof standen. Und wie ist es uns ergangen?"

„Fein, glänzend, großartig!“ riefen alle durcheinander.

„Und da wollt ihr heute traurig sein?“ fuhr der Dicke fort. „Das gibt es nicht. Wer noch einmal vom Abschied spricht oder auch nur daran denkt, der bezahlt erbarmungslos eine Fortsetzung dieser Bowle, die sich hier ihrem Ende nähert.“

Aber dann wurde er doch wieder ernst. „Und nun will ich euch noch eins sagen. Wir waren Kameraden, wir sind es, und wir werden es bleiben, auch dann, wenn ein jeder in wenigen Tagen wieder seinem Beruf nachgeht. Im nächsten Jahr, jedenfalls aber im übernächsten, sehen wir uns wohl alle bei einer Reserveübung wieder. Laßt uns einander geloben, bis dahin zu bleiben, was wir waren: anständige Menschen, treue Kameraden, gute Freunde und brave Soldaten, unserer ganzen Gesinnung nach.

„Und wenn wir uns das geloben, dann müssen wir heute froh und heiter sein, denn dann haben wir Freunde gewonnen fürs Leben und eine Erinnerung, die uns kein Mensch rauben, die uns kein Abschied trüben kann.

„In diesem Sinne wollen wir die Gläser erheben und einen kräftigen Schluck nehmen auf das Wohlergehen unseres schönen stolzen Regiments, auf das Wachsen, Blühen und Gedeihen der Kameradschaft, auf ein frohes Wiedersehen bei der nächsten Übung im bunten Rock und auf ein treues Zusammenhalten für alle Zeit!“

Unter donnerndem Hurra klangen die Gläser aneinander.



Im bunten Rod.

Von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D.
Mit einem Titelbild und 25 Textillustrationen von
H. Wald. 10. Auflage. Elegant gebunden M. 4.50.

„Im bunten Rod“ ist eine flott und frisch geschriebene Erzählung aus dem Kadettenleben. Der Geist der Disziplin und Selbstdisziplin, der Zuverlässigkeit und Treue durchweht das ganze prächtige Buch, das wir für unsere Jugend warm empfehlen möchten. Selbst der Erwachsene freut sich über das anschauliche Bild, das der Verfasser von der Entwicklung der wilden, lebensfrohen Schar vom Eintritt ins Korps bis zum Aufrücken in höhere Würden gibt. Selbständigkeit, Pflichttreue, Opferfreudigkeit, Ertragung herber Mühseligkeit fordert der Dienst im bunten Rod. Es geht auch lustig zu in dem Buche. Ein Werk, das auf den Büchertisch der Jugend gehört.



Leipziger Illustrirte Zeitung.

Das Polarischiff. Eine Erzählung von Fris Holten. Mit 25 Abbildungen von M. Barasoudts. Elegant gebunden M. 4.50

Der eisige Norden! Ein Thema von unererschöpftem Reiz für unsere Jugend. Der Verfasser läßt uns mit den Helmen seiner Erzählung an Bord eines modern ausgestatteten Polarischiffes eine ereignisreiche Nordpolfahrt unternehmen und dabei zugleich einen vollen Blick in jene Welt des kosmisch „Unendlich Kleinen“ tun, welche die physikalische Grundlage des Weltalls bildet. Die Erzählung ist flott geschrieben, unterhaltend und belehrend; auch der Humor kommt zu seinem Recht.

Breslauer Zeitung.

Rudi der Tertianer. Von Carl v. Effe. Mit 4 mehrfarbigen Bildern nach Originalaquarellen von E. S. Zirkel. 7. Auflage. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Eine flotte Tertianergeschichte! Sie erzählt von den Leiden des Eihengeliebten, von Schülerehre, vom Sichaufrufen zu erster Arbeit und von deren Extrabelohnung in Gestalt interessanter Ferienreisen. Hannoverischer Courier.

Unter dem Römerhelm. Eine Erzählung aus der Zeit Kaiser Domitians für die reifere Jugend. Von Franz Treller. 4. Auflage. Mit 4 Farbdruckbildern von E. Berwald. Eleg. geb. M. 4.50.

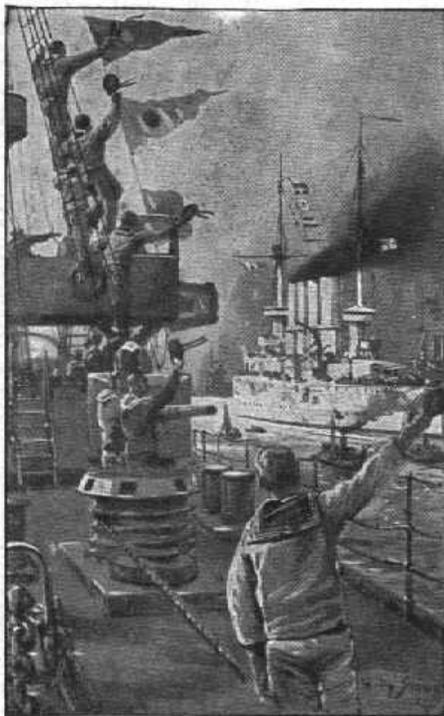
Die Erzählung behandelt das Schicksal zweier keltischer Fürstentöchter, die vom wilden Grenzkampf an der Lahn ins weite Römerreich bis in die Kaiserstadt am Tiber verschlagen werden. In Rom finden sie in den Reihen der Prätorianer Aufnahme. Sie leben dort nach waderer deutscher Lebensweise und als Schützlinge christlicher Freunde bis zu ihrer Rückkehr in die keltische Heimat.

Schlesische Zeitung, Breslau.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

An Bord des Panzerkreuzers „Yord“ rund um die Erde.

Von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D. 6.—8. Auflage. Mit einem mehrfarbigen Titelbild und 8 Tondruckbildern nach Originalaquarellen von Willy Stöwer. Eleg. geb. M. 6.—



An Bord des Panzerkreuzers „Yord“.
(Verkleinerung.)

Aus den Erinnerungen langer Seemannsjahre erzählt Graf Bernstorff in der ihm eigenen fesselnden Weise, die ihm bei der Jugend so viele Freunde gewonnen hat, die Ergebnisse an Bord eines modernen Kriegsschiffes, von der Zustellung der Besatzung an bis zu ihrer Ablösung. Ein Buch, wie es unsere Knaben lieben.

Dresdner Nachrichten.

Von Seebären und Landratten an Bord der „Penelope“.

Eine Erzählung für die reifere Jugend. Von Reinhard Noehle. Mit 4 Tondruckbildern von O. Merté. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Der Hauptheld der Erzählung ist ein junger Mediziner, der als Schiffsarzt seine erste Reise durch den Suezkanal macht. Eine Katastrophe bringt der Fahrt einen vorzeitigen Abschluß. Die Schilderung der interessanten Ergebnisse ist lebendig und voll fröhlichen Humors, sie bietet auch viel Wissenswertes. Das Buch wird deshalb von jung und alt mit Spannung und Begeisterung gelesen.

Fränkischer Kurier, Nürnberg.

Helden des Eismees. Nord- und Südpolfahrten. Der reiferen Jugend geschildert von Ernst Wächter. Mit 8 Einschaltbildern und 200 Textillustrationen. Eleg. gebunden 6 Mark.

Abd ur Rahman, der Muzlime. Eine Erzählung aus den letzten Tagen von Granaba. Von Max Felde. 4. Aufl. Mit 23 Illustrationen von V. Berwald. Eleg. geb. M. 4.50.

In Jena ein Student. Eine Erzählung für die reifere männliche Jugend. Von P. Grabert. 7. Aufl. Mit 24 Illustrationen von H. Wald. Eleg. gebunden 4 Mark 50 Pf.

Deutsches Heldenbuch. Dem deutschen Volke erzählt von Richard Weitbrecht. Mit ein- und mehrfarbigen Illustrationen von Johannes Gehrtz und R. E. Kexler. 4. Aufl. (12. bis 14. Tausend.) In farbenprächtigem Einband nach einem Entwurf von Johannes Gehrtz. Eleg. gebunden 5 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.